42

Helene Böhlau
Gesammelte Werke

Band 5

1915

Verlag Ullstein & Co, Berlin/Wien
und Egon Fleischel & Co, Berlin

Inhalt

Halbtier

Roman

Diese wunderliche, leidenschaftliche, ungelenke Geschichte ist von vielen verdammt, von vielen wiederum lebendig nachempfunden worden. Doch hat man meist wohl geglaubt: das sei eine wohlüberlegte Geschichte, eine, die an der großen Sklavenbewegung der Frauen mitwirken wollte.

Das ist sie nicht.

Sie stammt aus jungen, glutvollen Jahren.

Vielleicht hat nie eine Frau ihrem elementaren Schmerz und der heißen brennenden Angst, als sie über das Weib — sich selbst, nachdachte, so verzweifelt Ausdruck gegeben, wie es hier in diesen Seiten zu lesen ist:

„Was bedeutet denn das?

Alles was je gedacht ist, ist vom Manne gedacht worden, alles was je getan ist, ist vom Manne getan worden?

Nie war ihr das noch klar geworden, ganz neu starrt sie das an.

Das Weib und das Tier haben nichts getan und nichts gedacht, von dem man weiß!

Bis in den innersten Grund ihrer Seele erschrak sie.

Da lag sie wie gebrandmarkt. Hatte er nicht recht?

Lächerlich war es, wenn sie von Kunst zu ihm sprach. Was hatte sie damit zu tun? Was ging sie Kunst an und alle Lebensgluten des Geistes?

Freilich mußte er lachen.

Ihr war, als sollte sie ersticken.

Und da fühlte sie die ganze Verachtung, die auf dem

Weibe liegt. Wie einen schweren, bleiernen Druck empfand sie diese Verachtung, die Stolz und Freude nimmt.

Einem Sturme gleich rüttelte das alles an ihr, eine unsägliche Qual packte sie, als sie zu überschauen glaubte: Das Weib ist nicht Mensch — nur Weib — nur Weib, etwas Geistloses — ohne Feinheit — etwas so Brutales — das nur Körper und Gefühl ist.

Zum Sterben!

Da lösten sich Tränen aus ihren Augen, brennende, schmerzhafte Tränen, die wie Blutstropfen aus einer Wunde flossen."

— — — — — — — — — — — —

Und alles ist wie ein Weinen im Walde, klang es ihr durch das Bewußtsein.

Was konnte sie denn! — so ein Tappen im Dunkeln. Es wurde ja doch nichts.

Was hatte sie erreicht gegen alles, was sie gewollt?

Ja, wäre sie ein Mann! da lohnte es sich, für die Kunst zu leben und zu sterben, sich martern zu lassen.

Da lag die große glänzende Vergangenheit des Mannes wie eine Sonne über seinem Wollen, die ihm leuchtete, ihm Leben gab und Mut machte, die ihm alles verhieß.

Aber sie als Weib! — Da lag die tote, leblose Vergangenheit des Weibes über ihr wie eine tote dunkle Masse und drückte und erstickte und machte jede Bewegung schwer, über jeder Hoffnung lag sie, über jeder Freudigkeit — ach — das war etwas Trostloses, da wurde man so müde. Da sanken die Hände herab wie vor etwas Unmöglichem.

Und wie war sie trotzdem immer tapfer gewesen.

Erstes Kapitel

Fernes Gewittergrollen verliert sich im lauten Treiben des Menschenstroms, der die schwülen Straßen füllt.

Über dem ganzen überspannten, überbürdeten Menschentum lastet die große Sonnenhitze und die Enge der Gassen, die Höhe der Häuser.

All diese Menschen sind so eingezwängt, wenn sie's auch nicht klar wissen.

Die Enge der Herzen, die Enge der Köpfe und Gesinnungen, der Höfe und Gänge, die Enge der Stuben, der ganze Brodel, in dem sie leben, alles lastet und drückt und macht sie stöhnen und stimmt sie unbewußt sehnsuchtsvoll, unbewußt unzufrieden.

Da kam der erste große, freie Donnerschlag.

Oho!

Darauf ein verdächtiges Schauerlüftchen, das den fettigen, feuchten Straßengesichtern den Staub entgegenbläst.

Alles wirbelt.

Das, was einst lebte und nun als ekler Staub geduldig liegt, beginnt zu tanzen, tanzt und fährt den Lebenden widrig in die Augen und bedrängt sie. Es kommt ein Hasten in die stumpfsinnige Menge, so ein gesundes, natürliches Hasten, das der Herdentiere.

Wie sie laufen, als ob sie aus Zucker wären und die schweren, frischen Regentropfen an ihnen lecken und sie auflösen würden.

Und wie wohl tun diese schweren Tropfen! Auf den glutheißen Steinen geben sie dunkle, talergroße Flecken und von dem aufgehäuften Staub lassen sie lebendigen Erdgeruch aufsteigen.

Blitz und Donner und die schweren gesegneten Tropfen! Wenn die in den Städtequalm hineinfahren, das ist etwas! Ein Hochgefühl zum Aufjauchzen!

Nur immer ärger! immer toller!

Die braunen Güsse, die durch die Rinnen jagen, die braunen Teiche und Tümpel auf Schritt und Tritt, in denen die Tropfen aufspringen und hüpfen und spritzen!

Das ist lustig.

Und die staubkrustigen Bäume mit dem früh hinsterbenden Laub, wenn in sie die Regenflut rauscht, wenn die nicht wissen, wohin mit dem Überschwall von Frische, da lacht einem das Herz.

Nur immer ärger — immer toller, wenn auch ein paar Äste daran glauben müssen!

Und die Straßen so reingefegt vom Gesindel!

Das tut wohl!

Da sind sie einmal verscheucht, die Alltagsgesichter!

Hei — wie das schön ist! So sauber, so morgenfrisch!

Wenn sie sich doch so bald nicht wieder herauswagen wollten!

Aber die kommen wieder; ganz gewiß, das weiß man schon.

Auf einem alten, merkwürdigen Platz, hinter der griechischen Kirche, haben sie eine Fleischbank abgetragen, um eine große Markthalle zu bauen, und sind dabei auf menschliche Gebeine gestoßen, auf eine so große Anzahl von Gebeinen, daß es den Leuten angst und bange wurde.

Auf so etwas waren sie jahraus, jahrein getreten, bei ihren Einkäufen, ihren Spaziergängen und bei manchem Stelldichein.

Gerade an der Straßenecke, in dem dunkeln Winkel, der abends so ungestört, so einladend war, auf dem so viel Generationen heimliche Küsse getauscht haben, hat so ein Großer, Langer gelegen, kaum einen halben Meter unter den Pflastersteinen, so gut noch beisammen, so langgestreckt, und die hohlen Augen gen Himmel gerichtet.

Auf solch einem Grausen hatten die Pärchen also immer gestanden.

Hunderte hatten tagsüber den Platz umlagert und auf das Schauerhandwerk der Arbeiter geschaut.

Die Knochen wurden aus dem dunkelbraunen Sand herausgewühlt und in große Kisten gelegt.

Ein fideler Kapuziner, der zur Beaufsichtigung der Angelegenheit beigegeben war, hatte hin und wieder den Deckel gehoben und schmunzelnd Umschau über seine Schutzbefohlenen gehalten.

Es waren auch Kapuziner gewesen, diese braunen Knochen. Der Kapuziner hatte daher etwas ganz Kollegialisches im Verkehr mit ihnen.

„Wir sind vom selben Orden. Ich kenne eure Schliche, Patres und Fratres."

Er wog einen Schädel in der Hand — und schmunzelte. Er wog einen Schenkelknochen und schmunzelte, nahm es, gottlob, von der leichten Seite.

Und das alte Bahrtuch, das über jede der großen Kisten gebreitet war, deckte er allemal vorsorglich darüber, wenn wieder ein Schupp Knochen eingeschüttet war.

Ehre, wem Ehre gebührt.

Dabei schmunzelte er nicht, das nahm er ernst.

Die Schulbuben waren wie versessen auf das seltene Schauspiel, und auch die alten Weiber hatten gestanden und gestanden ohne Aufhören. Was tut nicht so ein altes Weib, wenn's was zu sehen gibt. Da haben sie Kräfte wie Dämonen.

Die Schulbuben hatten sich um die uralten Sarghenkel gerauft, die hin und wieder zutage gefördert wurden, verrostet und wie in eine Schicht von Kies eingebacken.

Es waren Altertümer, wirkliche Altertümer, die Jahrhunderte bei den Toten gelegen, also ganz echt, wahre Schätze.

Über diesen Haufen neugieriger Lebewesen, die sich um die armen Knochen drängten, war das Hochgewitter hereingebrochen.

Der erste große, freie Donnerschlag hatte auch sie überrumpelt, und der mächtige Regenguß sprühte die Menge auseinander und vertrieb sie.

Sie waren wie weggewaschen, auch der Kapuziner und der pflichtgetreue Schutzmann; nur die Knochen unter den zerrissenen, triefenden Bahrtüchern blieben über der aufgewühlten Erde, die im Nu zu einem braunen Tümpel umgestaltet war.

Ein Schädel war vom Regenstrom aus dem Sande freigespült.

Er lag mitten im Wassertümpel. Seine Glatze schaute ein wenig darüber hinaus. Die Wellchen spülten um die kleine beinerne Insel.

Aus dem Fenster eines großen Zinshauses schaute ein Mädchen auf den eirunden, gelblich-bräunlichen Fleck.

„Ein Stein", dachte sie — „oder?"

Schon lange hatte sie sich am Fenster aufgehalten und hinausgesehen, bald halb kniend auf dem Stuhl, bald im Stuhl lehnend, die jungen Hände um das Knie gefaltet; bald hatte sie mit den Fingern am Fensterglas leise geklimpert oder eine Lockenspitze zwischen die Zähne genommen und daran geknabbert.

Der kleine feste Kopf mit dem dunkeln Geschau, prächtig frei auf dem schlanken Hals sitzend, war unverwandt auf das geschäftige Wühlen der Arbeiter gerichtet.

Wenn sie da unten wieder einen Fund getan, ist sie immer mit ganzer Seele dabei gewesen. „So etwas! — so ein Glück, die grausliche Geschichte vor dem Fenster zu haben! Wie gut, daß sie hier gemietet hatten!"

Sie sah so befriedigt aus. Über ihr, am weißen, verwaschenen Fenstervorhang, hängt ein fünffaches Kißchen, eins über dem andern, aus gelbem Atlas, ein Riechkißchen

mit Irispulver gefüllt, und dieser trockene Duft berührt mit jedem Atemzug ihre Geruchsnerven.

Das Zimmer, in dem sie sich aufhält, paßt nicht gerade gut zu der verwöhnten, hingerekelten Gestalt des jungen Geschöpfes.

Es hat etwas Spießbürgerliches, etwas Verbrauchtes, etwas, aus dem sie herausgewachsen ist.

Es sind da auch zwei Seelen in dem einen Raum zu spüren. Zwei grundverschiedene Seelen mit grundverschiedenen Angewohnheiten.

Das eine schmale Bett mit einem roten, altertümlichen Stück Damastseide zugedeckt, das nach einer Altarverkleidung aussieht; das andere Bett ganz unbedeckt und unsäglich sorgfältig hergerichtet, kein Fältchen, keine Unebenheit. Über diesem Bett hängen Photographien von Familiengliedern und Freundinnen.

Ganze Regimenter Kotillonsträußchen sind zu Sternen und Rosetten geordnet, japanische Papierfächer und allerhand Krimskrams, alles wohl abgestäubt.

An der Wand des Bettes mit der geflickten Purpurdecke ist nichts dergleichen zu sehen; nur ein paar unaufgezogene Originalphotographien nach alten Meistern sind hier mit gelben Zeichenstiften festgemacht.

Die tiefen, vornehmen Töne unterbrechen das Banale der Wand.

Die Tür zum Nebenzimmer wird geöffnet, und eine weinerliche Stimme sagt:

„Hast du denn gar nichts weiter zu tun?"

Die Stimme gehört einer langen, schlanken Frau mit kleinem Kopf und feiner Gestalt.

„Ach — das ist doch zu arg!"

Jetzt wendete sich das Mädchen um. Sie schien zuerst nicht gehört zu haben.

„Mama?" antwortete sie.

„Tust du denn auch gar nichts?" dieselbe weinerliche Stimme.

„Was soll ich denn tun?"

„Siehst du denn nicht, wie ich mich plage?"

„Ach Mama."

Es lag so etwas in dieser gedehnten, müden Antwort, als wollte sie sagen: Laß doch! Ich weiß wirklich nicht, was ich tun soll. Du plagst dich doch auf alle Fälle!

„Nun, und Marie, weiß die es etwa nicht?"

„Jawohl, gescheiter wär's aber, ihr ließt das Mädel mehr arbeiten, ihr verderbt jedes Mädchen.

Werden etwa alle Tage Kapuziner hier ausgegraben?"

„Das fehlte auch noch! Wie kannst du da nur immer zusehn? Ich bin froh, wenn ich nichts davon gewahr werde."

„Laß mich doch!"

„Frau Doktor!" rief dreimal hintereinander die ungebildete, überlaute Stimme des Dienstmädchens vor der Tür.

Und, als hätte ihr Vorgesetzter gerufen, war Frau Doktor Frey hastig zum Zimmer hinausgeschlüpft.

Die junge Isolde seufzte, dehnte sich und hockte sich wieder am Fenster zurecht.

Der Regen hatte nachgelassen. Der Tümpel auf dem Totenfeld war fast eingekrochen. Schimmernde Wasserblasen saßen im Sande und platzten und ließen einen feinen, schwarzen Ring zurück, aus winzigen Kohlen- und Holzteilchen gebildet.

Auch der ganze Tümpel hatte die verschiedenen Stadien seines Einkriechens mit schwarzen Linien bezeichnet, tripp, trapp, troll.

Hier hatte er ein wenig gezögert, hier wieder, hier wieder. Es war wie eine feine Linienarbeit.

Die kleine beinerne Insel, um die die Wellchen des Tümpels gespült hatten, der Schädel, lag jetzt ganz frei; auch um die Stirn saß das schwarze Linienwerk in perlmutterschimmernden Bläschen und leichtem Wasserschaum.

Das alles sah das junge Mädchen. Sie hatte aus einem Schubfach ein Opernglas genommen und hielt es auf den Schädel gerichtet.

Dann ging sie im Zimmer auf und nieder, ganz nachdenklich, und nahm dann wieder das Opernglas.

Die Dämmerung brach herein, und am Himmel drohten schwarzblaue Wolken zu neuem Regenguß.

Es kam ein Nachtrab.

Vielleicht erst jetzt das wahre! Auch der Wind hatte sich wieder erhoben. Die Leute rannten schon mit aufgespannten Regenschirmen.

Des Mädchens ganzes Benehmen wurde ein unruhiges; etwas Unschlüssiges lag in ihren Bewegungen.

Sie wanderte weiter im Zimmer auf und ab.

Jetzt öffnete sie den Schrank, griff nach dem Hut, band ein Schleierchen vor, vorsichtig huschte sie aus dem Zimmer; draußen nahm sie ihren Regenmantel um, ging dann zur Korridortür hinaus und unter dem Regenschirm gerad über das aufgewühlte nasse Erdreich. Mit einem leichten, blitzschnellen Niedertauchen hatte sie etwas ergriffen und schüttelte sich vor innerem Ekel.

Sie schaute sich ängstlich um, und vor der Haustür blieb sie wieder aufatmend stehn.

Wie ihr das Herz schlug!

Aber, was sie wollte, hatte sie. Und etwas später wäre sie von den Arbeitern überrascht worden.

Sie hörte sie kommen, auch der Kapuziner war unter ihnen.

Sie murmelten und lachten; der Kapuziner hatte etwas Drolliges gesagt, wie es schien. Sie waren alle sehr guter Laune, denn sie hatten während des Regens im nächsten Gasthaus eins getrunken.

Durch die enge Jungfernturmgasse, die auf den Platz mündet, kam ein Leichenwagen gefahren und stand bald vor dem kleinen Totenfeld.

Isolde hielt den Schädel unter dem Regenmantel verborgen.

Unausgesetzt dieses Ekelgefühl und das Grausen — auch ein Gefühl der Schuld, so geheimnisvoll anziehend, wie aus einer andern Welt.

Die Kisten wurden von den Arbeitern gelupft und in den Wagen geschoben.

„Fahrt hin, ihr nassen Deiwel", sagt einer.

„Herrschaft, seid's ihr schwer!" ein anderer. „Die haben sich zu guter Letzt noch tüchtig eins angedudelt."

Isolde drückte sich voller Grauen eng an die Haustür an, und erst als der gefüllte Leichenwagen dumpf davonrollte, trat sie ein.

„Du bleibst eben bei mir", sagte sie warm und trug ihren sonderbaren Schatz die Treppe hinauf.

Oben angekommen, warf sie Hut und Mantel ab und ging mit dem Schädel in der Hand in die Küche.

Die Magd kreischte auf. Sie kreischte, ohne aufzuhören. Isolde kehrte sich nicht daran und hielt den Schädel unter den Strahl der Wasserleitung.

„Das erfrischt", sagte sie gutmütig.

Frau Doktor Frey bügelte mit ihrer ältesten Tochter im Nebenraum.

Auf das Geschrei des Dienstmädchens kamen sie herbei.

„Isolde!" schrie auch Frau Doktor Frey außer sich.

Isoldes Schwester verbarg das Gesicht in der Schürze und wagte gar nicht aufzusehen.

„Schön ist er doch!" meinte Isolde gemütsruhig. Sie hob den Schädel mit beiden Händen hoch.

„Daß du mir jetzt mit dem Ekel gehst! In der Küche so 'ne Schmutzerei! — Pfui Tausend!"

„Wir haben ja doch alle so einen unter dem Gesicht, was ist da weiter?"

Sie ließ sich nicht irremachen, besprühte den Schädel von neuem unter dem Wasserstrahl.

„Jde, göh doch, ich bitt' dich, mir wird schlecht."

Das war so eine weiche, weiche Stimme, und diese Stimme kam aus einem Geschöpf, das wie von Sammetschimmer umgeben war dazu rötlich-blonde Haare, eine ganze Symphonie von Weichheit.

„Samtaff'" hatte Isolde ihre Schwester Marie getauft und titulierte sie jetzt so.

Jetzt ging sie und nahm den Schädel mit sich.

„So was!" sagte die Köchin und schüttete einen Eimer voll Schmutzwasser in den Ausguß.

„Mi beutelt's ganz, der soll doch net etwa im Hause bleiben? Saftig. Dös möcht feierlich werden."

Isolde hatte ihre Türe geschlossen und war eifrig dabei, ein kleines hölzernes Postamentchen, ihrem Bett zu Füßen, an die Wand zu nageln.

Sie schlug den Nagel mit dem Absatz ihres Hausschuhs ein, so fest, wie es mit diesem Werkzeug gehen mochte. Zuerst hatte sie den Rücken ihrer Haarbürste benutzt, als sie aber die Nägelmale in dem polierten Holz merkwürdigerweise wahrnahm, war sie bedächtig genug gewesen, nach etwas anderem Umschau zu halten.

Auf das Postamentchen wurde der Schädel gesetzt.

Und wie er seinen Platz eingenommen hatte und mit seinen hohlen Augen geheimnisvoll grinsend über das purpurne Bett hinwegsah, geschah etwas ganz Wunderliches: des Schriftstellers Heinrich Ewald Freys Tochter, Isolde, im glücklichen, zu allen Überschwenglichkeiten geneigten Alter von siebzehn Jahren, fiel auf die Knie, reckte die Hände zum Schädel auf und sagte mit heißen Tränen in den Augen: „Du Mensch aller Menschen!"

Über ihr zartes Gesicht mit den tiefen, dunkeln Augen ging

etwas Verzücktes, etwas Überirdisches, etwas Bräutliches, eine wundervolle Verliebtheit, wie sie in manchen siebzehnjährigen Naturen zutage tritt, die nicht wissen, wo ein und aus mit der Fülle ihres Wesens.

Und diese süße Liebeswonne schüttelte sie über das braune, grinsende Knochengehäuse aus, wie eine Nonne über eine heilige Reliquie.

Sie sah aber einen eleganten jungen Mann vor sich mit französisch zugestutztem Spitzbart, einer schönen Stirn, in die das kurzgeschorne Haar in scharfem Winkel hineingewachsen war; einen jungen Mann, der sich im Hochsommer in weißen Flanell zu kleiden liebte.

Ja, es war da etwas, eine Ähnlichkeit in der Kopfform, die ihr verliebter Blick vom Fenster aus entdeckt hatte.

Wie sie das große Geheimnis bewegte!

Und dieser Schädel war so neutral! Sie vergab sich nichts. Ihm gegenüber gingen die Dinge in einer andern Sphäre vor sich, in einer Sphäre, in der alles eins geworden, alles zusammengeflossen ist.

Sie empfand etwas so Beruhigendes und konnte sich gehen lassen.

Die verriegelte Tür wurde kräftig zu öffnen versucht.

„Déesse!" rief eine heftige Stimme. „Sapperlot!"

Wie aus tiefem Schlaf erwacht, sagte sie: „Papa?"

„Seid ihr denn alle des Kuckucks! Ihr wißt doch, daß ich in einer Stunde ..."

Da war schon die Tür aufgeriegelt, und ein großer blonder Mann mit rötlichem Gesicht, vollem, lockigem Haar, das aber auf dem Wirbel einem Glätzchen gewichen war, trat ein.

Eine markige Persönlichkeit.

„Weibergegacker! — Draußen laufen sie wie die Hühner umeinand'! Und was machst du denn hier, Déesse? Mein Handkofferl sollt' doch gepackt sein?

Ich werd' euch mal Beine machen! Fertig sollt's sein, und die Mutter bügelt noch an den Stärkhemden. Zum Teufel, ich will gar keine Stärkhemden! Touristenhemden will ich."

Das kam alles herausgepoltert. Das ganze Zimmer war voller Lärm und Spektakel, als wäre ein Bergstrom hereingebrochen.

Das war Doktor Heinrich Ewald Frey, Schriftsteller und Allerweltsmann, Vereinsmann, Redner, voraussichtlicher Reichstagsabgeordneter und so weiter.

„Na also, packen wir", sagte das schöne, rassige Geschöpf in aller Ruhe.

„Na also? — Großartig! Was soll denn das ‚Na also'? Fertig hätt's sein sollen. Tu net so großartig, Déesse!" Dabei kniff er sie in die zarte Wange, „Götterköpfchen, verdammtes!"

„Wo hast du denn dein Kofferl, Pa?"

„Hab's denn ich?"

Frau Doktor Frey trat herein und trug das Kofferchen in der Hand.

Auf ihrer Stirn glänzten feine Schweißtropfen.

„Hättest du mir's nur gesagt, Heinrich! Gestern abend sollte doch nichts daraus werden bei schlechtem Wetter?"

„Schlechtem Wetter? Ist denn das schlechtes Wetter, wann das Barometer gestiegen ist wie noch nie? Schau doch erst nach, eh du denkst.

Meine Stiefel!"

„Na, ich meine, wenn es gießt", sagte Frau Doktor Frey zaghaft.

„Ja, wenn du anfängst zu denken!" donnerte er. „Meine Stiefel und die beiden rohseidenen Hemden."

„Heut machst du dich ja fein", sagte Isolde.

„Paar Berliner Schriftsteller! Solchen Gockeln muß man ... den Kofferschlüssel! Herrgott noch einmal!

Wo ist denn die Marie?"

„Du hast ja das Schlüsserl an die Uhrkett' gehängt für alle Fäll'", sagte Isolde.

„Vorlauter Schnabel!" Der Vater blinzelte ihr zu. „Wo ist Marie?"

„Marie bügelt die Stärkwäsch'", sagte die Mutter.

„Wenn der Vater abreist, hat sie dabei zu sein; wär' net übel! Wenn wir die Idee der Familie nicht aufrecht erhalten, wer soll's denn tun? Eins da, das andre dort, der Vater reist ab — kein Hahn kräht danach — das ist ja — weiß Gott — großstädtisch!"

„Meinen Rucksack! Marie!" donnerte er abermals.

Frau Doktor Frey war schon vordem aus dem Zimmer gegangen, um Marie zu holen.

Jetzt traten sie miteinander ein.

„Marie, dein Vater reist ab", sagte er mächtig.

„Ja, Papa. Auf wie lang denn?"

„Drei bis acht Täg' denk ich; wenn wir das Kaisergebirg mitnehmen, acht Täg."

„Du Glücklicher!" sagte Marie aufatmend.

„Hat sich was ‚Glücklicher'! Wenn ich mich net zeig — Teufel auch — die tanzeten mir bald auf der Nasen.

Was ist denn das?" rief er ganz perplex.

Seine Blicke hatten den Schädel gestreift.

Frau Doktor Frey und Marie bemerkten ihn auch erst jetzt.

„Jesses! über das Mädchen!" rief die Mutter.

„'nen Kapuziner, Déesse, dumme Gans, was bedeutet denn das?"

Das Mädchen war errötet bis in die Stirnhaare.

„Zuallererst kommt es bei dem Weib darauf an, daß die Lebensfreudigkeit gewahrt wird", predigte Doktor Heinrich Ewald Frey wieder mächtig. „Das ist notwendig, daß das Weib lebensfreudig bleibt."

Ein strafender Blick streifte Frau Doktor Frey.

„Das Weib soll auch religiös sein. Ein Schädel hat immer

etwas mit der Religion zu tun. Wenn du dir den Schädel nicht aus Verschrobenheit, aus unverstandenem Pessimismus heraufgeholt hast, mag er bleiben."

Marie war erblaßt.

„Jde!" sagte sie zu ihrer Schwester leise, „der soll doch net bleiben?"

„Papachen", begann Frau Doktor Frey sanft und freundlich. „Eh' du gehst, — Karl kann sich nicht auf der Schule halten, — ich glaub' mal nicht. Ich war auch heut' beim Direktor. Er kommt auch dies Jahr nicht fort."

„Es muß sich eben ein Hilfslehrer finden, um ihn wieder flott zu machen. Emil hat's auch geleistet. Verpimple ihn nur recht! Was nutzt es denn, wenn du bis in die Nacht hinein mit ihm über seinen Arbeiten hockst? Dazu gehört was mehr als so ein Hennenhirn."

In das verarbeitete Gesicht mit den schönen Formen stieg eine flüchtige Röte auf.

„Darum eben müssen wir sorgen, daß sich jemand findet."

„Ich werde am Kegelabend mal mit dem Direktor reden. — Weiber sollen die Hände aus dem Spiel lassen! Möcht' wissen, ob hinter mir immer ein Unterrock gestanden hat. Du mit deinen paar lateinischen Brocken, — daß i net lach! Laß den Jungen in Ruh!"

„Hättest du mich gewähren lassen," sagte die Frau klagend, „wär Isolde jetzt wenigstens eine Person, die etwas leisten könnte. Sie würde sich ihr Brot bald selbst verdienen," Frau Doktor Frey sprach weinerlich — „wär' jetzt schon bald staatlich angestellte Lehrerin."

„Götterköpfchen, — verdammtes", lachte Doktor Frey — „Déesse! Lehrerin! daß i net lach! Die soll heiraten, Weib sein! Gar noch, daß ich meine Bamsen zu so 'was auf die Welt gesetzt hätt'.

Jawohl, Lehrerin oder Gott weiß was noch!

Das Weib ist eben Weib. Wenn's net Weib genug ist, um nur Weib zu sein, ... Herr Gott noch einmal!"

„Aber was soll ich denn mit Karl machen?" fragte Frau Doktor Frey wieder.

„Siehst du net, daß augenblicklich die unpassendste Zeit für dein Gegraunz ist? Willst du mir alle Bamsen gerad jetzt auf den Buckel hängen? Sapperlot, höchste Eisenbahn!"

Er fuhr mit den Armen in die Träger des Rucksackes, griff nach dem Köfferchen — und war mit viel Geräusch und Gepolter zur Tür hinaus.

Tiefe Stille, als hätte sich ein Sturm gelegt.

„Weißt du, wie wir vor drei Jahren in Kramsach waren?"

Marie schaute sehnsüchtig zum Fenster hinaus, dem Vater nach.

„Alle von unsern Bekannten gehen aufs Land."

„Ja, mein Gott," sagte die Mutter, „das trägt's uns heuer nicht. Daß die Buben auch gar so viel kosten."

„Ja, wenn's nur ein grünes Fleckchen wär, auf das man schaute!"

Das war wieder die weiche, weiche Stimme.

„Gehen wir heut wenigstens durch den Englischen Garten?"

„Ja, wenn ich nicht auf Karl warten müßt. Wo bleibt der denn nur? der hat ja noch die schwere Menge zu tun!"

Karl kam erst spät heim. Sie hatten lange mit dem Abendessen auf ihn gewartet.

Er war bei Emil gewesen, der auswärts wohnte, und Emil hatte gerade einige Kameraden auf der Bude gehabt.

Die Mutter seufzte, sie dachte sich ihr Teil.

„Das solltest du doch nicht, bevor du deine Arbeiten gemacht hast, zu Emil gehen. Die setzen dir Gott weiß was in den Kopf, Karl. Studenten sind kein Verkehr für dich."

„Mama," sagte der Bub, „red' doch net."

Er sprach nachlässig, schläfrig. Seine Backen sind außerordentlich ausgebildet und engen ihm die Mundwinkel ein,

so daß der Mund etwas sonderbar Säuglinghaftes an sich hat, trotz einer gewissen bräunlichen Färbung, die ihn umgibt und die mit einigen Härchen bepflanzt ist.

„Mulier taceat in ecclesia“, sagt der Bursche und schiebt ein großes Stück Butterbrot mit Wurst zwischen die Lippen.

„Was hat er gesagt?“ fragt Isolde.

„Das Weib schweige ... und so weiter“, übersetzt der liebenswürdige Bruder patzig.

„Zur Mutter hast du das gesagt?“ fragt Isolde ganz bleich.

„Bäh!“ macht der Bruder. Und im Nu hat er von Isoldes Hand eine so derbe Ohrfeige, daß seine etwas gelbe Wange stark gerötet ist.

„Mama, wie kannst du dir das von dem Flegel gefallen lassen?“

Karl stürzt wutbleich auf Isolde, die weiß sich aber zu wehren.

„Laß ihn doch,“ ruft Frau Doktor Frey, „erbittere ihn nicht. Du weißt, er muß heut abend noch arbeiten.“

„Jawohl, ich soll mich schließlich von dem Bengel wieder hauen lassen! Jetzt müßte noch Emil kommen, der Großhirnmensch, der vor lauter Intelligenz nächstens durch das Examen purzeln wird.“

„Bst — bst!“ machte die Mutter, „Friede — Friede“ —

„Daß i net lach!“ sagte Isolde, ganz wie ihr Vater.

Am Abend, beim Ausziehen, als sie sich in ihrem Zimmer eingeschlossen hatten und die Mutter noch neben Karl in der Wohnstube saß, um den schläfrigen Burschen beim Arbeiten zu überwachen, gab es eine sonderbare Szene zwischen den Schwestern.

„Ide, göh,“ sagte Marie, „tu mir die große Liebe — schaff' den da fort. Ich kann net schlafen, glaub mir. Ich mein,

er lebt, und wenn wir die Augen zumachen, fliegt er im Zimmer 'rum und poltert an die Wand."

Sie hatte ihren Kopf an Isoldes Wange gelehnt.

Da gewahrte sie, daß Isolde heiße Tränen weinte.

„Na, was denn?"

„Samtaff', lieber," bat Isolde, „laß ihn mir! Es geschieht dir ja nichts. Er tut ja nichts — und mich freut's so."

„Wie kann denn dich das freuen," fragte Marie ganz betreten.

Isolde aber weinte so wild und schluchzend. „Ich möcht' nur wissen, was man vom Leben hat — so was Fad's! Bei uns is man sowieso geschlenkt. Es könnte ganz anders sein. Weißt du, was ich glaub? — Mama is dumm!"

Isolde schluchzte herzzerreißend. „Ide, Mama ist ein Engel! — tu keine Sünd."

„Ja, eben ein Engel. Wer sagt dir denn, daß ein Engel net dumm ist! Weißt du, es ist komisch, aber manchmal kommt es so: da möcht ich den Leuten ins Gesicht schlagen.

Alle kriechen sie — alle — wenn man's auch gar nicht merkt. Keins sagt und tut, was es will!

Wir bilden uns nur ein, daß die Leut' auf zwei Beinen gehn. Auf vieren gehen sie, — sie kriechen alle.

Mama liegt glatt auf dem Leib — überhaupt fast alle Frauenzimmer — du auch — du erst recht! Und die Männer erst! O Gott! — und wie!

Und was sie im Grund genommen für philiströse, heuchlerische Institutsvorsteher sind, wenigstens uns gegenüber.

Dann möcht ich noch auf jeden blank gewichsten Zylinder spucken, mitten drauf, wenn unter den Fenstern so einer vorübergeht — mitten auf die kleine, blankgebürstete Sonne, die oben spiegelt. So eine dumme, steife, kleinliche Sonne.

Ach, wie mich das alles aufbringt.

Und das Häßliche, mit dem man sich umgibt!

Und das nennt man Leben!

Schau her, so ein Gelump wie da herumsteht!

Alles zum Fenster naus! Zum Kämmen ein widerlich riechender Kautschukkamm. Ah! — die riechen alle und machen elektrische Funken! Pfui! Gold muß es sein oder Elfenbein — dann!

Aber was ist das hier — von allem das Geringste, das Schäbigste. Talmi und unechte Spitzen!

So gemein! — so gemein! — so gemein!"

Sie schluchzte.

„Was ich anfasse, soll schön sein, eine Freude, ein Glück!

Ich will Hemden mit echten Spitzen — echte Spitzen — reines Gold! Elfenbein! — auch Perlmutter!

Das ist's! Das sind Dinge, die man in die Hand nehmen darf — nichts andres!

Ach, wie man lebt, wie ein Schwein!"

Sie schluchzt und schluchzt.

„Nackt müßte man gehen dürfen, und es müßte keine Schande sein.

Nackte, schöne Menschen. Gold, Elfenbein und Perlmutter! — das wär' eine Welt! — Und dann — immer Seelenräusche.

So, wie meine Seelenräusche! So herrlich! — und eine Liebe dazu!

Seelenräusche und ganz wenig Sachen; aber alles schön zum Anfassen, edel bis in den Kern.

Etwa keine japanische Holzpuderbüchse!

Aber wir leben im Schmutz.

Unter ekelhaften Lumpen kriecht das alles wie Gewürm, wie Mehlwürmer in der Kleie.

Und alle riechen mufflich — und sind mufflich durch und durch!

Oder, wenn man all das Herrliche, das, was sein müßte, nicht haben kann — dann gar nichts — aber auch gar nichts!

Die Haare mit den Fingern kämmen, ein Strohsack —

eine wollene Decke — ein grobes Hemd — einen Strick um den Leib — das ist auch eine Welt!

Aber nicht so wie wir!

Pfui, der Plunder!

So ein Nähtischchen, so ein Ferkel von einem Nähtischchen!

So ein Tier von einer Bettvorlage!

Pfui! Pfui! Pfui! Pfui!"

Sie war vollkommen außer sich.

Marie hatte die größte Not, die heftige jüngere Schwester zu beruhigen.

Sie kroch zu ihr ins Bett und hielt Isolde an sich gedrückt und vergaß ganz, daß der Schädel grinsend auf sie beide herabblickte.

Isolde schlief in den weichen, süßen Armen ein, ohne in ihr Nachtkleid geschlüpft zu sein, Hals und Arme entblößt.

Und Marie schlich leise und scheu mit klopfendem Herzen und einem Grausen über den ganzen Leib nach ihrem schneeweißen Bettchen.

Sie fühlte, wie der Schädel ihr spöttisch nachsah, und sie wagte nicht, sich umzuschauen.

Lange konnte sie keinen Schlaf finden, und als sie endlich schlief, träumten ihr häßliche Dinge.

Der Schädel lebte wirklich und hatte es immer auf sie abgesehen, so schauerlich zudringlich.

Sie wachte ein paarmal vor lauter Angst und Schrecken auf, hielt atemlos die Arme auf die Brust gepreßt, lag wie eine Statue so still und ließ alles Grauen über sich hingehen, ohne sich zu wehren.

Für sie war mit dem Schädel ein nie gekannter böser, banger Geist ins Haus gekommen.

Zweites Kapitel

Acht Tage war der Vater schon auswärts.

Die Zurückgebliebenen hatten in dieser Zeit auch eine Art Sommerfrische durchgemacht, wenigstens eine Änderung ihrer Lebensweise. Mit dem Vater zugleich schien allerhand verschwunden zu sein.

Der sogenannte Salon und des Vaters Arbeitszimmer waren sofort, nachdem beide Räume sich einer gründlichen, unerbittlichen Reinigung hatten unterwerfen müssen, abgeschlossen worden und machten jetzt den Eindruck von Kirchen, so still und fast feierlich war es darin, und man lebte in den Schlafstuben.

Das Mittag- und Abendessen hatten ihre Hauptbestandteile eingebüßt. Gerichte, die wenig kosteten und sich leicht herstellen ließen, waren an der Tagesordnung, Kartoffeln und Hering oder Reisbrei. Nur Karl erhielt seine Kotelette, die wurde aber der Einfachheit halber gleich fix und fertig aus dem Gasthaus gegenüber geholt, in dem Arbeiter und arme Studenten ihre billigen Mahlzeiten hielten.

Am Abend gab es Rettich und Butterbrot und Karl bekam seine Wurst.

Mama ging den ganzen Tag in der Nachtjacke. Sie saß mit Marie und Isolde die meiste Zeit über einen Riesenkorb mit zerrissener Wäsche gebeugt.

Zwei Tage hatten sie auch die Schneiderin im Hans und holten zwei Koteletten.

Mama wollte in dieser Zeit helle Sommerkleider für ihre jungen Mädchen ans dem Wirtschaftsgelde herauspressen und war wie ein Jäger auf die Pirsch ausgezogen, um in allen erdenklichen Restegeschäften die Stoffe zu diesen Kleidern zu erlisten.

Und sie hatte auch etwas erbeutet; hübsche Muhadjierstoffe, den Meter zu vierzig Pfennig.

Wie sie zu Hause damit ankam! Aufgeregt wie ein Wilderer, der mit Lebensgefahr einen Rehbock erlegt hat und heimgeschleppt bringt.

Isolde hatte eine glänzende Idee, wie diese Kleider gemacht werden sollten. Anders als andere Leute sie gemacht hätten, ganz etwas Apartes.

„Bleib mir mit deinen glänzenden Ideen vom Leibe", sagte die Mutter bei solchen Anlässen gewöhnlich.

Aber diesmal hatte Isolde durchgesetzt, was sie wünschte.

Sie bekamen lange Gewänder vom Hals an herabfallend, nur um die Mitte mit einem Seidenband lose gehalten, die Ärmel leicht und duftig wie Blütenkelche.

Und die Mutter schaffte ihnen noch braunlederne feine Halbschuhe an, statt daß sie sich selbst ein Sommermäntelchen gekauft hätte. Ihr altes ging immer noch ganz leidlich.

Die Kleider waren für beide Mädchen ein Ereignis, ein so vielversprechendes Ereignis. Die duftigen weißen Wolken mit den rosigen Streifchen trugen wie Zauberwolken alles Glück der Welt in sich.

Wie Heiligtümer wurden sie in den Schrank geschlossen, und die Mädchen warteten nun der Dinge, die da kommen sollten.

Ganz umsonst konnten doch solche Kleider nicht im Schranke hängen!

Wegen des Schädels hatte es in dieser Zeit noch manchen Strauß gesetzt; aber er blieb auf seinem Postament. Und im Grund war es nur Mariens weicher Liebenswürdigkeit zu danken, daß Isolde ihn behalten hatte.

Marie hatte, so schwer es ihr geworden, klein beigegeben. Ihre behagliche Stube, ihr schneeweißes Bettchen aber waren ihr durch diesen Gast fremd und untraulich geworden, ihre Nächte wurden von schweren Träumen geplagt.

In Mariens weicher Seele hatten sich das Bild des Schädels und trübe Vorstellungen, die sein Anblick schuf, tief eingegraben.

Nie hatte sie noch an den Tod gedacht und jetzt war sie beim Dunkelwerden von bangen schreckhaften Todesahnungen ganz umgeben.

Es stand ihr zum erstenmal greifbar vor der Seele, daß alle Menschen sterben müssen — das schauerliche Ende des wunderschönen Lebens, daß auch Mama sterben mußte!

Bei dem Anblick des Schädels konnte sie unmöglich ihre Phantasie auf das ewige Leben richten, trotzdem sie in der Schule gelernt hatte, daß es ein ewiges Leben gab.

Nein, der Schädel predigt ihr nur von dem In-die-Erde-Kommen, von dem Zu-Erde-Werden lieber Menschen. Arme — arme Mama!

Sie weinte oft nachts.

Hätte sie aber gewußt, weshalb Isolde den Schädel aufgestellt hatte, ihre weiche Seele wäre erschauert und sie hätte das große Opfer nicht gebracht. Wenn der Schädel wirklich in irgend etwas an Henry Mengersen erinnerte, von dem Isolde ihr gesprochen hatte, nein, dann gewiß nicht.

Marie ahnte aber von Isoldens Geheimnis nichts.

Es mußte gut zwei Uhr nachts sein. Alle schliefen, die laue Sommerluft drang durch die offenen Fenster. Da klang die Glocke kräftig und anhaltend. Jemand mußte von der Straße aus auf das Läutewerk gedrückt haben.

„Da schellen sie schon wieder, die Studenten unten", meinte Marie ganz schlaftrunken.

„Der Vater!" Isolde saß aufrecht, aus dem Schlaf gescheucht, im Bett.

Auf dem Gang hörten sie schlürfende Schritte und sahen einen Schein durch das Glasfenster ihrer Tür.

„Es ist doch der Vater", meinte Marie. „Mama schließt die Tür auf."

Mama wollte nicht, daß die Mädchen die Haustür öffneten, wenn der Vater spät heimkehrte. Sie sollen ruhig in den Betten bleiben und schlafen.

So blieben sie ruhig liegen. Ehe die Mutter die zwei Treppen herabgekommen war, klingelte es noch einmal schrill und anhaltend, als stände ein auf Leben und Tod Verfolgter unten, der sich retten wollte.

„So macht's Pa nachts doch immer", sagte Isolde.

Sapperlot noch einmal! Liegt ihr denn alle miteinander auf beiden Ohren?"

Das war die Begrüßung, die Doktor Frey fürs erste seiner Frau zuteil werden ließ, als diese die Tür geöffnet hatte.

„Da bist du ja", sagte Mama. „Weshalb hast du denn aber nicht geschrieben?"

„Daß i net lach!"

Ohne seine Antwort zu beachten, sagte sie: „Du hättest dann auf den schwarzen Kaffee nicht zu warten brauchen."

„Sput dich halt."

Sie nahm ihm das Köfferchen ab und trug es ihm nach.

„Geh in dein Zimmer, Heinrich!" — Da war sie schon dabei, die Küchenlampe anzuzünden.

„Natürlich," rief Doktor Frey und rumorte mit aller Gewalt an der Tür, „den Schlüssel verschleppt!"

„Bst!" machte Mama. „Du weckst sie ja! Hier ist der Schlüssel", flüsterte sie, reckte sich und langte auf den Schrank, der neben der Arbeitsstubentür stand. „Hier."

Doktor Frey hielt die Lampe, aber hielt sie bedenklich schief.

Die Frau streifte ihn mit einem einzigen langen Blick, wie ein Heizer etwa auf das Ventil seiner Dampfmaschine schaut, mit unendlicher Sachkenntnis.

Sie nahm Lampe und Schlüssel ihrem Mann aus den Händen und schloß die Tür auf.

„Der Kaffee kommt sofort."

„Schlafen die Bamsen?" fragte er ihr nach.

Sie hörte ihn nicht mehr.

Kaum aber brannte die Spiritusmaschine unter dem kleinen Schnellkocher, war er ihr auch schon nachgekommen und stand in der Küche.

Sie schaute erstaunt auf.

Seine Gewohnheit war das nicht.

„Na?"

Er schaute blinzelnd auf sie.

„Ein zartes Negligee tut oft viel größre Wunder!" deklamierte er mit mächtiger Stimme.

„Bst", machte sie.

Sie stand in der Nachtjacke und in einem grauen Flanellrock vor ihm, die bloßen Füße in Bambuschen.

„Allerliebst", meinte er.

Er blinzelte weiter.

„Waret ihr alle noch beieinander bis heut?" Sie schüttete den gemahlenen Kaffee in den Trichter.

„Unterschiedlich — aber sehr unterschiedlich."

„Wie?" fragte sie.

„Unterschiedlich!" rief er mit donnernder Stimme.

„Was soll denn das heißen, Heinrich?" mahnte sie mit sanftem Vorwurf.

„Schlafen die Bamsen?"

„Natürlich."

„Was sagst du's denn net früher. Weißt du, wo wir waren?"

„Nein."

„Heiliger Strohsack", seufzte er tief auf. „Ja — nein — nein — ja! — wie eine Maschine.

Ein Mann, wie ich, kommt nach Haus, — Gott sei's geklagt, ein Mann, den sie die Tage her geradezu gefeiert haben, ein Mann, den sie auf Händen tragen, auf den sie, weiß Gott, hören und sich nicht Watte in die Ohren stopfen, wenn er redet; — ein Prophet — ein — ein — ein — — — und hier! ...

Ich sag dir's", donnerte er — denn er war in Begeisterung. Er fühlte und sah und empfand sich und seine eigne Größe.

„Stell dir einen in einem herrlichen Tempel vor, Licht, Glanz — Musik — schöne Weiber!

Er ist der Mittelpunkt. Lebensfreudigkeit, Lebenshöhe — und der Erdboden tut sich auf und er rutscht ganz sachte, ohne sich weh zu tun in ein schwarzes Loch.

Da sitzt er nun!"

Doktor Frey seufzte tief auf und rieb sich die Nase.

„So kommt einer nach Hause!"

Mama maß ihn wieder mit demselben sachkundigen Blick.

Frau Doktor Frey hatte sich angewöhnt, auf das, was ihr Mann zwischen zwei und drei und vier Uhr nachts aussprach, nicht besonders zu achten.

Sie goß jetzt den Kaffee über. Es duftete anregend und appetitlich.

„So komm, trink jetzt", sagte sie, stellte Kännchen, Tasse und Zuckerdose auf ein Tablett und ging ihrem Gatten damit voraus.

Ihre Handlungsweise war die einer Person, die ihrer Natur und der Erfahrung nach durchaus so handeln muß, wie sie handelt.

Es gab da keinen Ausweg mehr. Aber Doktor Frey mochte heute außerordentlich aufgebracht und unangenehm berührt sein.

Er schlug die Küchentür Mama vor der Nase zu, daß es durchs Haus dröhnte.

Sie beachtete es nicht, öffnete, als wäre nichts geschehen,

die Türe wieder, trat gleich hinter ihm drein ins Arbeitszimmer und goß ihm den Kaffee ein.

„Trink nun", sagte sie noch einmal.

„Weiß du, laß dich wenden!" schrie er, „an dem Muster hätt' ich mich endlich satt gesehn!"

Von zwei bis vier Uhr nachts aber war sie undurchdringlich, unbezwinglich, unverletzbar, zu seinem allergrößten Ärger.

Er wußte sich nichts Schlimmeres, denn in dieser Stunde war sie ihm über. Was hatte er ihr in den letzten Jahren in diesen späten Stunden nicht alles angetan! — nicht alles gesagt — und hatte doch die Fessel nicht abschütteln können.

Wie eine Zwangsjacke empfand er sie, eine elende verächtliche Jacke — aber er konnte sich doch nicht bewegen, wie er wollte.

Sie hatte sich selbst so ganz verloren, daß sie an sich nichts mehr zu schützen und zu wahren fand. Es war da nichts Heiliges mehr. Und darin lag ihre Kraft und ihre Macht.

Nur auf eins hielt sie. Die Mädchen durften zu dieser Stunde dem Vater nicht vor die Augen kommen.

Aber heute war er auf die Bamsen ganz versessen.

„Sapperlot," rief er mit einem Male mächtig, „wenn der Vater acht Täg' net daheim war, wer hat das Recht ihm seine Bamsen vorzuenthalten?"

Er trat zum Korridor hinaus und rief donnernd: „Marie! Isolde!"

Hochaufgerichtet stand er wie ein Streiter Gottes, die Brust geschwellt, die Augen mit Mannesmut auf seine Frau gerichtet.

Ein ganz klein wenig hielt er sich am Türpfosten.

Er hatte heut etwas mehr als die gewöhnliche Bettschwere mit heimgebracht, etwas mächtig Heiteres.

Unmöglich konnte er sich so zur Ruhe legen, denn er kam

von seinem eigenen Triumphe. Es war ihm vortrefflich ergangen.

Marie und Isolde traten ein, trugen auch, wie die Mutter, Flanellröcke und Nachtjacken.

„Ah! Spießbürger!" rief Doktor Frey. „Ist das 'ne Zucht! So wie die Alten sungen, zwitschern die Jungen.

Déesse! daß i net lach! In a Nachtjacken un' Flanellhansel! Schamt's euch net, Bamsen?"

Die Mädchen sahen verdutzt und verlegen auf ihren Vater.

Sie waren trotz ihrer spießbürgerlichen Morgentoilette herrlich anzusehn in ihrer scheuen Jugendlichkeit, die kleinen rosigen Häupter mit den köstlichen lockigen Haarschöpfen, die eine dunkel, die andre goldig leuchtend, und die jungen vollen Glieder in weicher Schläfrigkeit.

Mit ihnen schien ein süßer Jugendduft ins Zimmer gekommen zu sein, als wären sie aus einem wundervollen Sommergarten, in dem die Linden, Reseden, Levkojen und Lilien in voller Blüte stehen, hier eingetreten, und hätten einen Hauch dieser Wohlgerüche mitgebracht.

Der Anblick seiner prächtigen Mädchen wirkte auf den Vater unbedingt besänftigend.

„Bamsen!" rief er, er hatte sich jetzt an das Fenster zurückgezogen und hielt sich ein wenig ans Fensterbrett gestützt.

„Bamsen, ich bring' euch was mit heim. Freut euch, Mädels!"

Noch nie hatten die Mädchen ihre Mutter gesehn wie eben jetzt — so alt — so müde — so gleichgültig.

Ihr war soeben ihr letztes Privilegium genommen.

Bisher hatte er noch nie gewagt, die Mädchen wirklich zu rufen. Ein Blick von ihr hatte immer in diesem einen Fall genügt, ein „Bst".

„Ah so, die schlafen, die Bamsen."

Sie hatte die Mädchen vor diesen nächtlichen Eindrücken behüten wollen, für immer.

Nun war es geschehn.

Und was war denn geschehn? Er erzählte ihnen harmlos von einer schönen Frau, die am Starnberger See wohnt, und deren Gast er jetzt drei Tage gewesen. Einer der Berliner Schriftsteller hatte ihn dort eingeführt.

„Und euch hat sie eingeladen. He? Was? Na, was sagt ihr?

Übermorgen schon?"

„Wer ist sie denn?" fragte Marie leise.

„Jawohl, nur immer vorsichtig, Philisterseelchen!" Doktor Frey lachte laut auf.

„Die Frau eines Gesandten ist sie. Genügt das den gnädigsten Bamsen? Steinreich! Ein Weib, sag' ich!" Doktor Frey berührte seine Lippen mit den Fingerspitzen und schickte einen Kuß zur Decke.

„Ein Weib!" — Er war verzückt. „Ein Götterbild!

Gott, noch einmal, was man sonst so Weib nennt, daß i net lach!

Was für grundgütiges Gansvolk muß unsere edle Weiblichkeit doch sein, daß ich mein Lebtag nichts Ähnlichem begegnet bin!

Da scharren sie so einen armen Teufel ein, ohne daß er ein allereinziges Mal das gesehn hat, was der liebe Herrgott doch für ihn bestimmte, das Weib in seiner Vollkommenheit, das vollkommene Weib!

Und durch eure Spießbürgerlichkeit kommt der Mann um sein bestes Teil, das ihm doch von Rechts wegen zukäme.

Nicht einmal rechte Weiber können diese Weiber sein!

Ja, was seid ihr denn eigentlich, wenn man fragen darf?"

Er schwankte ein paar Schritte auf seine Frau zu.

„Nichtskönnerinnen ihr! Kinder auf die Welt setzen, Gott sei's geklagt, und herum nörgeln und duddeln, vom Manne Kleider und Hüte erlisten, dem Manne auf dem Geldbeutel

liegen, dem Manne auf die Finger passen. Wehmutsspritzen, Geldausgeberinnen! Hemmschuh für alles Große. Blutige Tränen könnt' einer weinen!"

Er wischte sich über die Augen. Es war da auch etwas zum Fortwischen.

Frau Doktor Frey hörte ihren Gatten ruhig poltern und verzog keine Miene.

„Aber das grüne Holz!" donnerte er weiter. „Ist denn da gar nichts zu machen? Ebenso verstockt? kein Hauch von Schalkhaftigkeit? das trottet alles so schwer!

Herr Gott, so ein armer Teufel! Was hat er denn eigentlich auf dieser Welt!"

Doktor Frey war wieder bis zu Tränen gerührt.

„Also, ihr seid eingeladen, Bamsen! in ein Feenreich — sperrt Maul und Ohren auf — und lernt dort was!

Ich bring' euch übermorgen hin. Basta!

Übrigens traf ich dort den faden Bengel, den Mengersen. Der hatte sich natürlich herangemacht, so eine feine Nase! Modelliert das Prachtweib. Wird aber nichts draus."

Isolde war zusammengezuckt.

Sie stand ganz bleich.

Das war ein Wunder, die Hand Gottes griff hier ein!

Zuerst, daß sie diesen Schädel finden mußte — und nun! —

Marie fragte zaghaft. „Und geht Mama nicht mit?"

„Das ist nix für Mama. — Nicht, Alte?"

Er wartete ihre Antwort gar nicht ab, sondern predigte weiter.

Die Morgendämmerung brach herein, fahl und kalt, und beleuchtet das übernächtige müde Gesicht einer alternden Frau, das gerötete eines in jeder Fiber bebenden Mannes, der tagelang seine Nerven durch alle möglichen belebenden und anreizenden Einflüsse in Aufruhr gebracht hatte — und zwei süße junge Gesichter, die nicht recht wußten, wohin schauen.

Ihre Mutter war ihnen so unheimlich wie der Vater. Dies nächtliche Zusammensein berührte sie bang.

Sie hatten schon immer allerhand im Halbschlaf gehört. Türen werfen, die laute Donnerstimme des Vaters; aber es war sie nichts angegangen.

Isolde hatte bei dem Anblick der Mutter ein dumpfes, unklares Bild, als ertappte und belauschte sie ein Nachttier auf seinen Gängen, ein Tier, das nachts sehen kann, das nachts sein eigentliches Leben lebt, das nachts kämpft und leidet, das, wenn alles schläft, geheimnisvoll lebt.

Sie fühlte ein so sonderbares, nebelhaftes Grauen vor Vater und Mutter! Was für zwei fremde Menschen waren das eigentlich?

Das war auch nicht das geschäftige Mamachen, das den ganzen Tag so eifrig unbedacht herumwirtschaftete, mit dem Dienstmädchen schalt, immer im Trab war, sparte und zankte und wegarbeitete, was ihr unter die Hände kam.

Um diese Stunde schien alles Mütterliche von ihr abgefallen zu sein. Da war nur das Weib geblieben, das eigentlich nicht mehr Weib war, etwas Aufgebrauchtes, Zurückgestoßenes, Geduldetes; aber etwas, ohne das der Mann nicht mehr auskam.

Isoldens dumpfe Gefühle wurden ihr nicht zu Gedanken, nahmen die klare Form nicht an, aber beängstigten sie.

Es war da etwas Schreckliches.

Sie hätte sich an die Brust der Mutter werfen und weinen mögen — aber — das Geheimnisvolle, Nachttierhafte, das sie in der Mutter empfand, hielt sie davon ab.

Der aromatische Geruch des starken Mokkakaffees lag in der Zimmerluft.

Was Mama nachts für vortrefflichen Kaffee macht! Auch das beängstigte jetzt Isolde und Tränen rannen über ihre Wangen.

„Da haben wir die Bescherung!“ sagte der Vater, der sich

von seiner Stütze, die er am Fensterbrett gefunden hatte, nicht recht forttraute.

„Die Bamsen sind, mit deiner Hilfe, Alte, die fertigen Zierpuppen geworden.

Ein nettes Heim, das so ein Mann doch hat!

Bring euch das Beste, was ich bringen kann, was für die Jugend! Lebensfreude! Heiterkeit! Die Gesellschaft einer schönen, vornehmen Frau, eines Weibes von Gottes Gnaden — und die Einladung in ihr Haus — ein Haus! Ja, so was saht ihr noch nie, Bamsen! — Und Heulerei, Spießbürgerei!

Daß i net lach!

Habt ihr denn was anzuziehen, Mädels?" rief er mit heiterer Donnerstimme.

Sein Geist bewegte sich schon wieder in angenehmen Regionen.

Er hielt sich nie lange bei einem Ärger auf. Der Dichter verstand es, einen Schwall von unwirschen Redensarten, Kränkungen, sehr bedenklichen Offenheiten über die Seinen zu ergießen — dann aber Schwamm drüber! War seine Lust am Kränken vorbei, mußte den andern die Lust, sich beleidigt zu fühlen, auch vergangen sein. Das konnte er auf den Tod nicht leiden, das Nachbrummen.

„Na, also, wie steht's?" fragte er Mama, „sind Kleider da?"

„Ich denk' schon."

„Natürlich! Weibsen! Kleider! Dazu ist immer Geld da. Und mir wird vorgejammert. Zu nix ist Geld da, zu rein gar nichts; nirgends schaut was raus — aber Kleider!" Er machte sich von seiner Stütze los und ging leicht schwankend durch die Stube nach dem Schlafzimmer.

Mama war mit ein paar Schritten voraus und öffnete ihm hilfreich die Tür.

Die Mädchen suchten ihre Stube wieder auf.

Als Marie über die Schwelle trat, schrie sie laut auf.

Der erste Strahl der Morgensonne lag dem Schädel auf der Stirn. Die leuchtete hell auf. Es war, als erhellte es das ganze Zimmer.

„Ide, der Schädel lebt!"

„Ja, er lebt!" jubelte Isolde auf und bedeckte ihre Schwester mit heißen, leidenschaftlichen Küssen.

Marie war so erregt von allem, so überwacht, daß sie in Tränen ausbrach.

„Ich weiß net, Ide," schluchzte sie, „wie es bei uns ist!" Sie weinte herzbrechend. „Deck' wenigstens dem Schädel ein Tüchel über!"

Drittes Kapitel

Die beiden Mädchen sitzen ihrem Vater gegenüber in Mrs. Wendlands Landauer, Kutscher und Diener in vornehmer Livree.

Das leichte Gefährt rollt die Landstraße am Starnberger See entlang.

„Bamsen, ich sag euch, daß ihr mir keine Schande macht. Schaut net so, als wär' euch die Butter vom Brot gefallen."

Der Dichter trägt einen hellgrauen Sommeranzug, graue Kniehosen und schwarze Strümpfe mit Halbschuhen.

Er ist vollkommen der elegante Tourist. Seine mächtige blonde Persönlichkeit nimmt sich vortrefflich aus.

Die Kinder konnten sich nicht erinnern, jemals mit ihrem Vater einen Ausflug gemacht zu haben, und wußten sich jetzt nicht recht in ihre Lage zu schicken.

Er liebte Familiensimpelei nicht und war als Ehemann Junggeselle geblieben. Als Schriftsteller brauchte er unendlich viel Anregung, auf die die Seinigen keinen Anspruch machen konnten. So war es gekommen, daß er in gewisser Weise ein Leben für sich führte, und zwar ein Leben, das sich um eine Kaste höher abspielte.

Die beiden Mädchen sitzen wortlos. Aus der dumpfen Stadt in die schöne, reiche Sommernatur gekommen zu sein, tut ihnen weh und wohl, der weiche Seewind, die mächtigen Massen tiefdunkeln Laubes, das die Luft einzuengen scheint, und der Duft nach blühendem Gras — wie bedrängt sie das alles! Das sollte man immer haben können! Arme junge Menschen, denen die Natur fremd bleiben muß.

Sie biegen jetzt in einen vortrefflich gehaltenen Kiesweg ein, der durch dichten Buchenwald eine Anhöhe hinanführt, und kommen bald an ein schönes, weit geöffnetes Gittertor aus kunstvoll geschmiedetem Eisen.

Da fährt der Wagen ein, im großen Bogen um einen köstlichen Rasenplatz, auf dessen saftigem Grün Zentifolienrosenbüsche wuchern. Sie stehen jetzt in voller Blüte. Tausende von Rosenblüten, alle dasselbe zarte Rosa, und ein so süßer Duft, daß einem Stadtkinde die Tränen in die Augen kommen konnten. So etwas heimlich Ländliches; paradiesisch Zartes liegt in den kunstlos, kunstvoll zerstreuten rosenbedeckten Büschen.

Ein Springbrunnen plätschert in einer stillen, grünen Ecke, keine Paradefontaine im Zentrum des Zirkels, nein, abseits wie ein verträumter Geigenspieler, der sich selbst zu eigner Lust in einer verlorenen Ecke ein Ständchen bringt.

Den beiden Mädchen schlägt das Herz. Wie eine breite laue Welle süß duftender Vornehmheit geht es über sie hin.

Der Wagen hält vor der Villa, der Diener öffnete den Schlag. Alles, worauf ihr Auge auch fällt, ist wie in einer andern Welt, alles sagt ihnen etwas von einem geheimnisvollen Leben, das sie nicht kennen.

Ihr Vater hilft ihnen aus dem Wagen — ja, war denn das ihr Vater? Er hat einen Ausdruck, den sie an ihm nicht für möglich gehalten hätten, so gentlemanlike, eine so ritterliche Bewegung des Arms, die ihnen gilt! Sie wurden unbeschreiblich verlegen.

Der Diener führte sie eine breite, steinerne Treppe hinan. Vorsaal und Treppenhaus ganz in Weiß und Gold gehalten.

Eine große Schale vor einem hohen Spiegel mit Zentifolien und Reseda, die den Raum mit ihrem Sommerduft erfüllen.

Marie und Isolde wünschten sich weit fort.

Es war ihnen die Atmosphäre so kühl, als schlüge im Hause kein Herz!

Der Diener öffnete die Türflügel. Isolden ist dieser Diener merkwürdiger als alles. Er war, kam es ihr vor, da und zugleich nicht da. So wesenlos ist ihr noch nie ein Mensch erschienen. Alles Menschliche hatte er, Gott weiß wo, gelassen.

Auf seinem Gesichte lag die Vornehmheit des Hauses versteinert.

Sie gingen durch ein hohes, helles Vorzimmer und schauten nicht recht um sich. Die Tür nach einem andern Raum stand geöffnet. Sie traten ein und befanden sich einer Gesellschaft von verschiedenen Personen gegenüber.

Der Teetisch war gedeckt, Gäste waren um ihn versammelt. Ein leichtes Aroma von Zigaretten und Rosen. Es schienen den beiden Mädchen auf den ersten Blick viel mehr Personen gegenwärtig zu sein, als es in Wirklichkeit waren.

Eine Dame hob sich ein wenig aus ihrem Lehnsessel, beugte sich vor, streckte den Arm aus. Gelblich indische Seide floß faltig schlank an ihr herab. Ein liebenswürdiges Lächeln ging über das schmale, von glatt anliegendem schwarzen Haar eingerahmte Gesicht.

„Wie gut, daß Sie sind gekommen, lieber Dichter", sagte die Dame. „Nun, und Ihre jungen Mädchen — wir wollen sehn."

Sie gab jedem der Mädchen die Hand.

Tiefe schwarze, feuchte Samtaugen fühlten sie auf sich gerichtet, kühl, vornehm, freundlich.

„Kommen Sie, nehmen Sie Platz, lieber Dichter."

Isolde sah meilenweit von sich entfernt Henry Mengersen im weißen Flanellanzug.

Sie empfand, wie er hier heimisch war.

Ein tödlicher Schreck, ein banges Schamgefühl überwältigte sie, als sie an den Schädel daheim dachte. Die süße mystische Liebeswonne, die bräutlich nonnenhafte Seligkeit, wie erschien ihr das alles jetzt! Den Schädel hatte sie geliebkost, ja! Die beiden Stirnen hatten dieselbe Form — gewiß. Sie hatte vor ihm wie im Gebet versunken gelegen. Es war ihr so natürlich erschienen. So ein törichtes Geschöpf wie sie war! —

Henry Mengersen wurde den beiden Mädchen vorgestellt. Er erinnerte sich Isoldens. Sie hatten sich in einer Gesellschaft

bei Freyschen Freunden getroffen. Er reichte ihr die Hand und begrüßte sie als alte Bekannte.

Außerdem war ein ältlicher, norddeutscher Baron da, ein jovialer Herr und eine noch junge schlanke Frau mit kleinem Kopf und kräftig voller Gestalt, einem etwas ernsten Kindergesicht, großen Augen, kleiner Nase, hübsch geformtem Mund. Sie schien eine angenehme Person zu sein. Ihr weiches, braunes Haar trug sie in einem nicht geschickt arrangierten Knoten.

Zu guter Letzt rekelte sich ein zweifelsohne hochmoderner Schriftsteller in seinem Stuhl. Er rekelte sich, weil das seiner Lebensanschauung wahrscheinlich entsprach.

„Grüß Gott, Übermensch!" sagte er und schüttelte Doktor Frey kollegialisch, aber auf eine etwas schlottrige Weise die Hand.

Ein tadelloser, aber ein wenig zu weiter Salonanzug bedeckte seine gelenke, feingliederige, mit zartem Fett ausgepolsterte Gestalt. Die breite, gestärkte Hemdenbrust stand in weitem Bogen aus der tiefausgeschnittenen Weste heraus. Es war alles nicht so recht niet- und nagelfest an ihm.

Doktor Frey aber schien mit allen, die am Tisch saßen, bekannt und vertraut. Er hatte etwas so leicht-beweglich Mächtiges, wie eine gut geschmierte große Maschine.

Als er sich niedersetzte, sagte er, jovial und wie im Prophetenton, eine seiner Sentenzen: „Wir müssen alle wahr sein, wahr bis zum Äußersten — wahr und lebensfreudig, dann wird die Welt bald ein anderes Gesicht bekommen."

Jede seiner Bewegungen zeugte davon, daß er sich hier sicher und wohl fühlte, daß er sich seines Werts bewußt, daß er ein berühmter Mann war.

Als Marie und Isolde in den eigentümlichen englischen Stühlen Platz nahmen, empfanden sie ein lebendiges Behagen, wie sich das glatte, zarte Holz an den Körper schmiegte. Unwillkürlich strich Isolde wie liebkosend über die Armlehne, auf der ihre Hand ruhte. Sie fühlte sich so geborgen.

Wie robust lebte es sich daheim, wie häßlich und grob.

Ihren Vater ließ sie nicht aus den Augen. Er war hier wie ein anderer Mensch. Wie zu einem Heiligen neigte sich die schöne Frau zu ihm und fragte ihn, ob er Rum oder Zitrone in den Tee wünsche. Eigenhändig reichte sie ihm das Gewünschte und er schaute wie ein Halbgott um sich.

Isolden war etwas wie Weinen und Lachen nah. Ein erschrecklich verquicktes Ding von einem Gefühl. Sie dachte an die Mutter daheim. Der Tee war so duftend, die Tassen so zart, alles Gerät auf dem Tisch, als stammte es aus einer vollkommeneren Welt.

Die Mädchen saßen ganz still in ihren hellgrauen Lodenkostümen, wie zwei graugefiederte Tauben.

Sie dachten beide an ihre Kleider, die sie im Köfferchen mitgebracht hatten, und fühlten eine wahre Sehnsucht danach.

Mrs. Wendland fuhr im leichten Plaudern fort, in dem sie, durch das Eintreten der neuen Gäste, unterbrochen worden war. „Lu," wendete sie sich an die junge Frau, „man hat mich gefragt, was ich habe an dir? Was hast du an ihr? Ich habe gesagt: Das, was du hast an mir, hab' ich an ihr. Ich bin wärmer als du, sie ist wärmer als ich. Es ist immer die Wärme.

Und weißt du, wer hat gefragt?

Dieser Ösling!" Mrs. Wendland blickte auf den kleinen dicken Baron.

Die junge Frau sah groß auf und lachte.

„Ja," sagte sie, „ich stehe nicht in Gnaden bei dem Baron."

„Verehrteste!" der kleine dicke Baron machte eine wahrhaft entsetzte Bewegung und steckte seinen goldnen Kneifer auf die Nase. „Verzeihung, gnädigste Frau, da muß ich allerdings einen absolut anderen Zusammenhang ..."

„Mußt dich nicht bemühen, lieber Freund."

Mrs. Wendland stand vor dem Kamin, ihre hohe schlanke Gestalt nachlässig hingelehnt.

Sie schaute mit unergründlichen Augen auf die Gesellschaft. Über ihr lag eine eigentümliche Ruhe, wie sie gewöhnlichen Menschen nicht eigen ist. „Merkwürdigerweise“, fuhr sie fort, „sagte Lu dasselbe von dir, lieber Baron: Wie kannst du verkehren mit diesen dummen Baron?“

„Mary!“ rief die junge Frau ganz entsetzt.

Mrs. Wendland aber erzählte ruhig weiter: „Ich habe gesagt: Es ist ein alter Liebhaber von mich und ich frag' ihn: Wo kaufst du das beste Kaiseröl, und ob er seine Leute auch werktags Wein gibt — solche Dinge — aber das ist das Gemütliche, nicht wahr, Baron?“

„Du bist heut ja wieder von fabelhafter Freimütigkeit!“ Die junge Frau war tief errötet und etwas nervös geworden. „Und schließlich, ist denn diese Freimütigkeit so notwendig?“

„Meine liebe Lu, Freimütigkeit ist nie unnötig. Denke, was für ein schönes Wort: Frei! — Mutig! Zum Beispiel: Ich habe das Unglück, unter deutschen Frauen zu leben. Ich weiß nicht, womit ich das verdient habe. Die, mit denen ich muß leben, die werd' ich nicht in ihrem Dunkel sitzen lassen. Alle deutsche Frauen sind gute kleine Kühen“, sagte sie aufseufzend.

„Das gehört eigentlich wieder unter vier Augen“, meinte Frau Lu.

„Mit deinen ‚unter vier Augen‘!“ Mrs. Wendland lächelte. „Was man unter vier Augen sagt, ist so gut, als ob man gar nichts sagt, außer in Liebesdingen — ja dann — natürlich. Aber alles andre ist gut, wenn man aller Welt es sagt. Es wird bekannt. Ich sage alles, was ich denke.“

Der moderne Schriftsteller hatte eine zarte Applaudierbewegung mit den Spitzen seiner Finger gemacht, als Mrs. Wendland die eigentümliche Bemerkung über die deutschen Frauen vorbrachte. Mrs. Wendland hatte dies bemerkt.

„Und was soll ich von den deutschen Männern sagen, wenn ich muß sehen so etwas?“

Sie umgab den Schriftsteller wahrhaft mit der ruhigen Macht ihres Blickes. „Wenn ich sage, die deutschen Frauen sind Kühen, so ist das etwas Trauriges und ein schlechtes Zeichen für den deutschen Mann.

Wenn ich bin freimütig und sage, was Frau Lu von meinem guten Baron gesagt hat, so will ich, daß sie nicht soll erschrecken. Sie soll ganz ihr selbst bleiben — ganz ruhig in ihre Seele, nicht aus der Contenance kommen. Eine Frau, die getan und gelebt hat, wie Frau Lu, die so gehandelt hat, muß souverän sein. Lu hat nie zu die Kühen gehört — nie. Lu nie."

Das sagte Mrs. Wendland sehr bestimmt.

„Sie ist Ausnahme, first class.

Wenn ich denke an Lu, denke ich, daß sie genagelt ist an ein Kreuz mit tausend Rosen überdeckt, so ganz überdeckt von Rosen — ein Golgatha, ganz in Rosen.

Niemand sieht, daß sie genagelt ist — aber sie ist's, mit Händen und Füßen, weil sie eine so glückliche Ehe hat, so ein Wunder von einer Ehe. Eine wirklich glückliche Ehe! — Nicht, was man so nennt glückliche Ehe, das ist eine Futterehe, was man im allgemeinen nennt glücklich.

Aber Lus Ehe ist in Wahrheit glücklich — und das ist ein großes Unglück."

Mrs. Wendland ging auf ihre Freundin zu, strich ihr über das Haar. „Arme Lu!"

Frau Lu schlang die Arme um sie und sagte: „Aber wieviel besser es ihm jetzt geht! Und er arbeitet! Wenn Gott nur einmal ein bissel neutral bleibt."

„Übrigens, mir fällt ein," sagte Mrs. Wendland — „etwas ganz anders: Gestern geh' ich meinen Spaziergang außerhalb meinem Park und begegne einer deutschen Familie — zwei Männern, Kindern und einer Frau.

Die Kinder liefen voraus und die Frau war zurückgeblieben. Sie hatte was an die Füße und war eine so dicke Bürgerin.

‚Schau', sagt die eine Mann zu seinem Begleiter, ‚wie deine Alte nachhatscht.'

‚Na, alter Kachelofen', ruft ihr der Ehemann zu, ‚mach voran!'

Und die Frau schaut auf mich und lacht so gutmütig und sagt:

‚So san die Mannersleut!'

So sind sie alle, da liegt das ganze ‚Deutsch' darin.

Lieber will ich ein Pferd sein, als eine deutsche Frau!"

„Nun, ich dächte, eine schöne Frau darf doch auch in Deutschland reden, wie es ihr gefällt", sagt der moderne Schriftsteller, und um seine Lippen spielte ein Lächeln, wie er es in der Gewohnheit hatte, wenn er eine Frau über irgendeinen Gegenstand sprechen hörte, auch wenn dieser Gegenstand ihre eigene Persönlichkeit und ihr eigenes Geschlecht gewesen wäre, — ein so nachsichtiges, gnädiges Lächeln.

„O ja, eine schöne Frau kann auch in Deutschland manches tun; aber das liegt auf einem ganz anderen Gebiet.

Ich bewundere die deutsche Frau, daß ihr die Geduld nicht ausging.

Ich würde eine Bombe nehmen, und auf die Schlafrock von meinem Mann werfen und auf die Schlafrock von alle Männer, die schreiben und philosophieren und sprechen von die Frau.

Mitten in ihren Dunkel würde ich werfen."

„Oho! Hochverehrte," rief Doktor Frey mächtig. „Deutsche Liebe! Deutsches Weib! Minnesang! Sie tun uns bitter unrecht!"

„Da kommen Sie mit die Mittelalter! — Natürlich, das tun alle deutschen Männer, wenn sie von die Frau reden. Ein deutscher Mann sieht die Frau immer im Mittelalter, auch in solch ein Kostüm. Ich glaube, wenn er von die deutsche Frau spricht, denkt er an eine aus Holz geschnitzte,

nie an die lebendige, so wie auf den Titeln von allen deutschen Familienzeitungen zu sehn ist, so kinderlich. Das Naivste, was es in dieser Beziehung gibt, ist der deutsche Mann.

Deutsche Liebe! Ich mache zwei Kreuze davor, damit man sich in acht nimmt wie vor einer Giftflasche.

Ich will eine lange Geschichte erzählen: ich liebe sehr Geschichten zu erzählen", sagte sie träumerisch.

„Es hat sich eine Ausländerin verheiratet. Sie hat einen deutschen Baron geheiratet."

Mrs. Wendland sah mit ihren tiefen ruhigen Augen geradaus über die Gesellschaft hinweg.

Wie vornehm kühl stand sie da, als wenn alles auf der Welt sie nichts anginge; auch das Alter nichts. Denn sie war nicht mehr jung.

Wie floß aber die gelbe indische Seide an ihrer schlanken Gestalt herab.

Diese Frau hatte sich in Nichts nachgegeben, das sah man. Sie hatte ihr Leben mit sich selbst durchdrungen.

„Und diese Baron ist so ein deutsche Lebermann", fuhr sie fort. „Er hatte gelebt und geliebt, wie man sagt.

Er war ein schöne Mann und hatte ein Schloß und Wald und Jagd und war ein große Jäger. Er hatte genug von die Frauen und deshalb heiratete er.

Und wie ich sagte: Er heiratete eine junge Ausländerin — schön — klug, und sie hatte nicht gelebt und geliebt, wie man sagt, und liebte ihren Mann mit solch einer schönen jungen Liebe und solch einem Verlangen nach Liebe. Und er hatte nicht ein Verlangen nach Liebe und kümmerte sich wenig um sie. Sie aber war traurig darüber und er ging alle Morgen auf die Jagd.

Im Winter, vor Sonnenaufgang, stand er leise auf, und ließ sie in Tränen verliebt allein. Da sann sie, wie sie ihn halten könne.

Und einmal war es auch, da wußte sie schon, daß er wieder

gehen würde. Draußen lag leichter Schnee über der Welt und der Mond schien helle.

Da war sie es, die aufstand, viel, viel leiser als er, so zart wie ein Hauch, und sie legte ihre Nachtkleider ab und schlüpfte nur in eine weiche Pelz — dann schlich sie fort — und zum Schloß hinaus.

Und unter einer einsamen Linde warf sie ihre Pelz ab und stand in ihre große Schönheit im Mondschein.

Da legte sie sich in den weißen, unberührten Schnee und der Schnee trug die Linien von ihre zarte Gestalt. Dann hob sie sich wieder und schlüpfte in ihr Pelz und eilte schnell in das Schloß zurück, in ihr Schlafzimmer — leise — wie ein Hauch.

Und als der Baron erwachte und sie wollte verlassen, um zur Jagd zu gehen — da sagte sie: ‚O denke, es ist ein edles Wild bis nah vors Schloß gewesen, ich habe seine Spur gesehen unter der Linde.‘

Da lachte er und glaubte nicht.

‚O geh‘, sagte sie, ‚du wirst es sehn, daß ich wahr sagte.‘

Und er ging.

Und als er wiederkam? Da verließ er ihr, denke ich, nicht mehr.

Und meine Geschichte heißt: Die Wildspur.

Das ist, was ich nenn' ‚Frau‘ und ‚Liebe‘, so süß und klug. O, es gehört mehr Weisheit und Seele — und Geist dazu, als zu eine Eisenbahn baun."

„Eine Geschichte für junge Damen", sagte der moderne Schriftsteller lächelnd und verbeugte sich leicht, zu Marie und Isolde gewendet.

„Gewiß für junge Damen", sagte die schöne Frau. „Oder meinen Sie für alte?"

Die kleine Geschichte hatte sie mit solch einer freimütigen Schönheit erzählt, daß es über alle wie ein Hauch von Poesie ging.

Doktor Frey erhob sich, goß ein zierliches Kristallglas voll

Wein, ließ sich vor Mrs. Wendland auf ein Knie nieder und sagte, indem er das Glas an die Lippen führte: „Dem wundervollsten Weib!"

„O, Sie sind ein deutscher Dichter! Sie sind ein Freiheitsmensch, ich weiß.

Es ist sehr nötig hier."

Die beiden jungen Männer, der Schriftsteller und Henry Mengersen, verhielten sich bisher passiv. Der Schriftsteller hatte den Blick selten von Mrs. Wendland gekehrt.

„Kann so bleiben," murmelte er ein paarmal vor sich hin, „kann so bleiben."

Henry Mengersen war, wie es schien, ein wenig verstimmt.

Mrs. Wendland hatte Doktor Frey und seine beiden Mädchen veranlaßt, mit ihr auf den Balkon hinauszutreten.

„Alles angeweiblicht — für Weiber!" — sagte Henry Mengersen zum Baron gewendet. „Jawohl, Eisenbahnen bauen! O, teure Missis, versuchen Sie's mal."

„Na," meinte der Baron, „Sie Tiger, das sagt man doch bloß. Und übrigens, ich habe nichts gegen das Ewig-Weibliche hier um diesen Tisch. Reizende Kerlchen — was?"

Er zwinkerte und deutete mit diesem Zwinkern auf die verlassenen Plätze der beiden Mädchen.

„Nicht übel, die eine ist mir schon bekannt, ein sonderbares Huhn."

Zum Souper kleideten sich die beiden Mädchen in ihre duftigen langen Gewänder und es fiel ihnen wie ein Stein vom Herzen, als sie sich so schön sahen. Die Vornehmheit bedrückte sie nun nicht mehr.

Spät am Abend sprach Mrs. Wendland den Wunsch aus, daß Henry Mengersen sie alle miteinander in sein Atelier führen möchte.

Auf eine kühle Art zeigte er sich bereit dazu.

Isolden schlug das Herz.

Und während die anderen im Salon noch eifrig plauderten, stand sie allein draußen auf der Terrasse und sah in die Sommernacht hinaus.

Zwei Jahre mochten es her sein, da hatte sie in einer Münchener Kunstausstellung, kaum fünfzehnjährig, vor einer Reihe Radierungen gestanden — und das Kind hatte geschaut und geschaut, die Zeit war ihr vergangen, ohne daß sie es empfand.

Die Leute hatten über das kleine, weltvergessene Mädchen gelächelt.

Sie aber hatte eine neue Welt gesehen und gefühlt.

Da war eine Landstraße gewesen, eine langgestreckte Landstraße, links und rechts mit jungen Obstbäumen besetzt und diese Straße führte geradenwegs hinein in einen dunkeln, drohenden, schweren Gewitterhimmel.

Niemand ging diese Straße. Sie aber ging sie. Sie ging im Geist auf dieser Straße.

Eine große tote Stille — kein Blatt rührt sich — kein Laut — und auch die ungeheure Wolkenmasse stand unbeweglich, ein großes, düstres Geheimnis.

Und diesem drohenden, düsteren Unbekannten lief sie entgegen. Sie ging nicht, sie lief.

Sie war ganz entrückt.

Und dann ein andres Blatt:

Auf hohen Gebirgsgipfeln, mitten in der Gletscherwelt, im ewigen Schnee, kämpften zwei Titanen unter schwerem Himmel. Der ewige Schnee stiebt um sie her. Eisklötze fliegen. Der Grund ist zerwühlt, zerstampft, zerklüftet und zerrissen von der Gewalt der Hufe.

Um was kämpfen sie? Um ein armes Häschen, das tot und winzig im Schnee liegt, das der eine erbeutet hat und der andere ihm nicht gönnt.

Da mußte das Kind lachen.

Und weiter:

Auf einem Bild sah sie ein Liebespaar. Rosen und Nacht. Es war alles so verstohlen.

Sie begriff.

Es war da ein Duft von Jasmin in der Luft — und das Geheimnis, das große Geheimnis.

In der Schule steckten sie die Köpfe immer zusammen, das Eine, nur das Eine ließ ihnen keine Ruh; es sprühte ihnen im Blute, es stieg ihnen zu Kopfe; es nahm ihnen den Atem. Und dann war es so widerwärtig — die anderen konnte man darum hassen, daß sie davon tuschelten. Und im Umsehen waren sie wieder dabei — sie mit.

Eine zeigte eine Stelle im Religionsbuche, ohne ein Wort zu sagen.

Eine errötete. Und alle schauten und machten lange Hälse, und wollten es sehen — lesen — genießen — davor erschauern — sie mit.

Wie unanständige Kobolde, ganz elementar, ganz naiv.

Ja, und dieses Bild! da war das Geheimnis.

Sie war aber wie reingespült davon.

Eine süße, ungeheure Melodie hörte sie. Sie fühlte etwas so Großes, so Einziges, etwas zum Hinsterben. Von dem Tuscheln, Schauern, dem naiv frechen Treiben der unanständigen Kobolde, die die Leute Backfische nennen, war sie von jener Stunde an getrennt.

Auf dem nächsten Bild dasselbe Liebespaar.

Ja, sie erkannte sie beide wieder. Ein Kind war geboren. Das Weib lag langgestreckt und tot. Es stand da eine Wasserschale und Tücher lagen da. Sie sah das Weib mit Schauern.

Der Mann kniete und hielt den Kopf des toten Weibes in seinen Händen und seinen Kopf hatte er ganz vergraben.

Hinter beiden aber stand der Tod, riesig wie eine mächtige Wand, wie ein Fels und auf seinem Arm lag das eben ge-

borene tote Kind, gleich einer welken Blüte, die zufällig ein Sturmstoß auf den Arm des Todes geweht hat, so hing es formlos zusammengefallen.

Das junge Ding vor dem Bild war erschüttert, wie vor nichts noch auf der Welt.

Ganz verschüchtert stand sie vor etwas Schrecklichem. Und dazu das Geheimnisvolle, das Unenthüllte — das auch sie selbst anging.

Sie fühlte sich vor diesem Bilde bang dämmernd als Weib und fühlte dies mit tiefem leidenschaftlichen Erschauern.

Sie gehörte zu denen — zu denen, die so namenlos, geheimnisvoll leiden müssen, zu denen, neben deren Liebe der Tod steht, so, wie sie es eben gesehen: der riesige, ernste, feierliche Tod.

O, so lieben! Welches Geheimnis!

Liebe und Tod! O, so in den Untergang hinein lieben!

Sie fühlte sich stolz, mächtig — und freute sich, daß sie ein Weib war.

Es war, als ob ihre Füße den Erdboden nicht berührten.

Ja, das ist das Größte auf Erden: Weib sein! Sich opfern!

Von da an liebte sie Henry Mengersen, noch ehe sie ihn gesehen. Sie liebte ihn, wie sie seine Kunst liebte.

Und als sie ihn gesehen von Angesicht zu Angesicht, liebte sie ihn kaum mehr als vordem. Nein, durchaus nicht mehr.

Der Schädel, dessen Stirn die wunderliche Ähnlichkeit zeigte, war ihr vom Schicksal gegeben worden als ein Symbol, das sie anbeten durfte, leidenschaftlich, ahnungsvoll, wie eine Nonne eine Reliquie anbetet.

Und nun sollte sie in das Heiligtum treten und seine Werke in dem Raum sehen, in dem sie geschaffen wurden.

Viertes Kapitel

Sie gingen alle miteinander. — Mondenschein — Zentifoliendukt; — der Springbrunnen spielt wie ein in sich selbst versunkener Spielmann in seiner grünen Ecke.

Vom See kam eine feuchtweiche Luft. Das Mondlicht durchfloß die zarten Gewänder der Mädchen, löste sie wie zu einem leichten, weißlichen Nebel auf. Isolde segnete ihre Mutter für diese Kleider.

Mrs. Wendland wurde von Doktor Frey geführt. Er führte sie so vorsichtig wie ein höheres Wesen, von dem er befürchtete, daß die bloße Berührung mit dem Erdboden es beschädigen könnte. An jedem Schritt, jeder Bewegung sah man, daß er vor urwüchsiger, ganz naiver Wonne und Befriedigung nicht ein und aus wußte.

Marie sah im Geist daheim die Mutter sitzen, wie sie mit ihrem Bengel die Schularbeiten machte, und Marie erschrak, wenn sie daran dachte, daß auf die Mutter auch nur ein Tropfen jener Zartheit, Besorglichkeit fallen könnte, mit der der Vater Mrs. Wendland umgab.

Wie würde der Mutter bei so etwas wohl zumute sein?

Würde sie darüber lachen oder weinen?

Marie konnte sich das gar nicht vorstellen. Vor ihrem Vater aber fürchtete sie sich, als wäre er sein eigenes Gespenst. Sie mochte gar nicht hinsehen.

Sie schämte sich.

Wer war nun der Rechte, der zu Hause oder der hier?

Gern wäre sie der Mutter um den Hals gefallen und hätte bitterlich um das geweint, um das, was sie lang und unklar empfand.

Sie gingen jetzt durch den hohen Buchenwald. Der Mondschein flimmerte durch die dichten Zweige. Der Weg führte sanft abwärts.

Sie waren auch alle ganz schön im Sommerzauber.

Ein jeder spann und sann. Wenigstens gingen sie ziemlich schweigsam durch diese laue, flimmernde Nacht.

Henry Mengersens Atelier lag unten am See. Er hatte sich schon seit Jahren ein kleines Landhaus hier gemietet, das er in den Sommermonaten bewohnte. Das Atelier groß und kahl; die kleinen Abteilungen des Riesenfensters standen zum Teil offen. Das Mondlicht strömte herein. Es lag etwas Kühles, Klares in diesem Raum, als Henry Mengersen die Schraube zum elektrischen Licht aufgedreht hatte und alles bis in den letzten Winkel bestrahlt war.

Hier empfand man nichts Weiches, nichts Ungeordnetes, nichts Beengendes, eine peinliche Ordnung und Sauberkeit.

Wem die Augen über Henry Mengersens Toilette noch nicht aufgegangen waren, dem gingen sie hier auf. Sie war von jener vornehmen, absoluten, eleganten Reinheit und Neuheit, die ein Deutscher schwer erreicht.

Auch Henry Mengersen war Mischling. Seine Mutter stammte aus einer schwedischen Familie.

Die Art, sich zu kleiden, hob ihn über das Gewöhnliche, erleichterte ihm vieles im Verkehr mit den Menschen, wirkte auf gewisse Naturen immer verblüffend, ließ ihn über der Situation stehen und zwar, ohne daß er sich irgendwie dabei hätte anstrengen müssen. Was ein armer tapferer Kerl mit schlecht sitzendem Rock und mit an den Knien ausgearbeiteten Beinkleidern mit Aufbietung aller Kräfte und allen Mutes nicht erreichte, das fiel ihm zu. — Er gebrauchte, um das alles zu erreichen, nur etwas reichlich Zeit zu seiner Toilette. Für Frauen war er unwiderstehlich.

Diese jungen, naiven, deutschen Frauen, wie ennuyierten sie ihn seit Jahren schon!

Er verkehrte jetzt allerdings meist nur mit Ausländerinnen, oder wenigstens mit deutschen Damen aus den höchsten Kreisen.

Das war zu ertragen. Eine Frau, wie Mrs. Wendland, schien ihm wirklich erträglich, und auch ein Haus, wie Mrs.

Wendland es führte, die ganze Art von Mrs. Wendland stieß ihn nicht ab, trotzdem sie ihre großen Schwächen hatte.

Man konnte mit ihr reden und leben, ohne jemals von Naivitäten belästigt zu werden.

Mrs. Wendlands Ansicht war:

„Wissen Sie, Henry, man kann tun, was man wünscht bei uns. Man muß nur immer in seine Rang bleiben."

Im Atelier hing keine Studie, nichts von seiner oder irgendeines andern Hand.

Große, bequeme, helle Eichenholzschränke standen längs der einen Wand, ein breiter Arbeitstisch nahe dem mächtigen Fenster.

Mengersen ging in den Nebenraum, in das Bildhaueratelier, und bat seine Gäste, einen Augenblick auf ihn zu warten. In dies zweite Atelier ließ er ungern jemanden eintreten.

Es währte nicht lange, da kam er mit einer kleinen Marmortafel wieder und stellte diese auf eine Staffelei, rückte sie behutsam, blickte prüfend zur Lichtkrone und trat dann zurück.

Ein Relief. Mrs. Wendlands Kopf, leicht gelblich getönt.

„Also ein Raubtier", sagte Mrs. Wendland eigentümlich lächelnd.

Sie hatte recht, ein Raubtierkopf, so schön er war. Die Augen hatten etwas Packendes, Zugreifendes. Um den Mund lag ein rätselhafter, urweltlicher Zug.

„O, Henry Mengersen," sagte Mrs. Wendland ruhig, „weil ich bin ganz offen bei, offen, wie Sie sonst niemanden kennen, weil ich nichts verstecke, nichts Böses und nichts Gutes, machen Sie ein Rätseltier aus mich. — Sonderbar!"

Da lächelte Henry Mengersen überlegen wie ein Richter, vor dem sich einer soeben selbst überführt hatte.

„O, ich verstehe," sagte Mrs. Wendland gleichgültig, „so meine ich nicht. Meine Offenheit ist nicht die Offenheit von ein Tier. Sie irren. Halten Sie mich für naiv? Dann ver-

zeihen Sie, ich muß lachen. Sie verstehen doch, was ein Kunstwerk ist? Raubtiere sind wir alle. Aber Sie meinen damit nicht das: Ich weiß, ich bin Herrn Mengersen ein Dorn, trotzdem er sehr liebenswürdig zu mir ist, weil ich ein wirklicher Mensch bin, lebe wie er lebt und bin so klug wie er ist. Wenn sich Herr Mengersen auch als Raubtier ausmeißelt, bin ich zufrieden.

Ich bestelle mir noch ein Raubtier, es müssen zwei sein. Und Henry Mengersen ist kein schlechtes Raubtier."

„Eine sehr selbstbewußte Dame, die gute Mrs. Wendland!"

Der moderne Schriftsteller wendete sich flüsternd an Doktor Frey.

Sie gingen miteinander im weiten Atelierraum auf und nieder.

Doktor Frey führte seine zusammengelegten Fingerspitzen zum Munde, machte eine Geste der Verzückung.

„Götterweib!" kam es inbrünstig, unhörbar von seinen Lippen.

„Nee!" dieser Meinung war der moderne Schriftsteller nicht, Hühner und Weiber nur ganz frisch. „Hautgoût! Brr! Künstliches Hautgoût, Fin de siècle — Hautgoût als Parfum für die weibliche Jugend — famos! Schreibe selbst solches Zeug. Verdammt raffiniert so was! Geist beim Weib höchst verdächtig! Hat die gute Dame Kinder gehabt? Geist beim Weib einfach pathologisch. Übermensch, was ist denn dir in die Krone gefahren? Warst doch sonst nicht so? Die Millionen etwa? Nee — nee — da laß ich mir nix vormachen."

Mengersen hatte eine Mappe auf den Tisch gelegt, neue Reproduktionen.

Er sprach mit dem Baron darüber, war mit irgend etwas zufrieden oder unzufrieden. Sie sprachen kühl hin und her über Geschäftliches und so weiter.

Mengersen legte einige Blätter auf den Tisch und zufällig vor Isolden hin.

Und es waren jene Blätter.

Mrs. Wendland und Doktor Frey standen am geöffneten Fenster. Der temperamentvolle Prophet und möglicherweise baldige Reichstagsabgeordnete und so weiter sprach auf die schöne Frau mächtig ein.

Mrs. Wendland schaute gelassen auf ihn hin. Sie trug, wie stets, wenn sie ihr weißes Hauskleid abgelegt hatte, eine schwarze Toilette und machte einen äußerst vornehmen, in sich zusammengefaßten Eindruck.

Das Porträt, das ihr guter Freund, ohne ihr Wissen, von ihr vollendet hatte, mochte sie seltsam berührt und verletzt haben.

Sie hatte sich ihm offen gegeben.

Sie war rückhaltslos zu ihm gewesen, vollkommen wahr, im Vertrauen, wie es ein freier Mensch zum andern hat — und er hatte das Tier in ihr erkannt.

Sie hatte im Verkehr mit ihm über das „Tier" Mengersen hinweggesehn und hatte in ihm den Gott gehätschelt, angebetet und geliebt.

Mit ihrer heitern Weisheit und Welterfahrung hatte sie ihm etwas schenken wollen — und er?

„Man ist einsam, sehr einsam!" sagte sie wehmütig.

Doktor Frey wußte nicht, auf was sich dieser Ausspruch beziehen mochte, und blickte etwas verblüfft auf sie.

„Bitte, fahren Sie fort", sagte Mrs. Wendland leicht lächelnd. Der berühmte Schriftsteller mochte ihr irgend etwas vorgetragen haben, was sie überhört hatte.

Herr Goldschmitt, der moderne Schriftsteller, machte sich an das schöne blonde Mädchen, an Isoldens Schwester heran, und unterhielt sich mit ihr einigermaßen von oben

herab; aber durchaus angenehm berührt. Jung, rosig, blond, sanft und diese weiche, hilflose Stimme — köstlich!

Er fühlte sich wie eingelullt von ihrer ausgeprägten, gesunden, molligen Weiblichkeit.

Sie hatte aber trotzdem etwas Träumerisches, Verschlossenes, Kühles.

„Etwas hartmäulig", dachte der Schriftsteller in seiner Pferdesprache, die er mit Vorliebe bei der Beurteilung von Frauen anzuwenden liebte.

Übrigens wußte er weder von Frauen, noch von Pferden etwas Nennenswertes.

Isolde aber stand im Bann von Henry Mengersens großer Begabung. Sie sog das, was sie sah, in ihre Seele ein. In seiner nächsten Nähe schlug ein kristallreines Herz zum Zerspringen vor Seligkeit und Anbetung.

Die junge Nonne lag wieder in Verzückung vor der schönen Erscheinung seiner Kunst.

Wie Gottes Sohn empfand sie ihn.

Und ob er schön und elegant, oder häßlich und verschabt war, was ging das sie an.

Wie einen Teppich hätte sie sich vor seine Füße breiten mögen.

Sie war in diesem Augenblick eigenartig schön. Die hingerissene junge Seele durchleuchtete sie.

Henry Mengersen kam zum Entschluß, sich mit dem kleinen, verrückten Käfer etwas abzugeben.

Er war, wie gesagt, kein Freund der „höheren Tochter", hie und da aber fand sich doch ein Exemplar, das man sich einmal betrachten konnte.

Als sie wieder nach Mrs. Wendlands Villa zurückgingen, bot er ihr den Arm.

Der Mond war untergegangen und der Weg durch den Buchenwald dunkel.

Mrs. Wendland ging mit Frau Lu.

Sie schwiegen beide das längste Stück des Weges.

Endlich sagte sie: „Lu, was ist mit dir? Du bist so still. Ich weiß nicht, wie du mich heut vorkommst? Es ist mir, wie wenn man denkt, es ist warm, und hat seine Wintermantel ausgezogen, und es ist kalt. Sag' mir, ist was mit dir?"

„Du weißt ja, ich kann nicht von ihm fort sein."

Die junge Frau schien erregt und bedrückt.

„Wenn ich du wär', ich würde auch nicht einen Schritt von ihm gehn. Wenn man so etwas hat in seinem Leben wie du gefunden, muß man es halten mit den Armen, den Händen, den Zähnen. Weißt du, Lu, ich möchte mit deinem Mann in ein Kloster gehn."

„Das ist ja lieb von dir", meinte Frau Lu lachend.

„Nein, im Ernst. Es würde eine wunderschöne Zeit, auch für ihn. Bei ihm fühlt man sich nicht degradiert, wie bei die andern Männer, kann mit ihm verkehren wie mit Gott Vater, so ganz sans gêne."

„Ja, wahrhaftig," sagte Frau Lu, „das ist ja auch so. Weißt du, es ist, als wenn ein guter, großer Geist neben mir herginge, in meinem Haus wohnte und mich liebte. Wenn du wüßtest, wie gut er ist, wie reich unser Leben ist. Wie schön es bei uns ist!"

„Und", sagte Mrs. Wendland lächelnd, „wie ich mir's verderbe."

„Ja, ja — aber wenn du an meiner Stelle wärst."

„Ich? Nun, wenn ich mich in deinen Mann verliebte, würde er es besser haben, als bei dir. Glaubst du, ich würde ihn mit meiner Angst um ihn, immer wie mit Salz die Nerven bestreuen? Wie du? Bei mir könnte er alles tun, was ihm beliebt, krank sein, gesund sein, arbeiten, auch ruhig sterben, wenn es sein soll. In nichts redete ich ihm drein."

„Und ich habe das Interesse für diese Alltagsmänner ganz verloren. Mögen sie nun ein Genie sein wie Henry oder

nicht. In sich, in ihrem Charakter sind sie so schlecht gezogen, so nicht fertig geworden. Für uns Frauen ist es immer eine Kränkung, gleich, ob sie sind brennend zu uns oder kalt.

Wir haben immer das Brutale. Sie sind alle wie die ganz reichen Leute, die den Armen zu Weihnachten bescheren. Sie selbst gehen in Kleidern von Worth, wo ist jede Naht ein Kunstwerk. Für ihre Mitmenschen aber lassen sie aus grobem, häßlichem Stoff Röcke nähen von plumper Fasson, ohne Sinn und Verstand.

Sie geben so für das allergröbste Bedürfnis der Natur — und damit basta.

Und dieser schreckliche Jüngling, dieser Herr Goldschmitt! Statt eine Seele oder ein Herz hat er ein kleines Ferkel in sich, glaub' ich."

Inzwischen ging Isolde an Mengersens Arm zaghaft und in höchster Erregung. Sie wollte etwas sagen und fand kein Wort.

Er schwieg auch, um zu sehen, was die Kleine vorhätte. Ihm schwante etwas, schon bei der ersten Bekanntschaft mit ihr.

„Sie sind so glücklich", sagte Isolde nach langem, leidenschaftlichem Kampf mit sich selbst.

„So? Bin ich? — Und weshalb, mein Fräulein?"

Das klang banal, so gar nicht, als sagte es Henry Mengersen. Aber das war ja kindisch von ihr, zu erwarten, daß er wie ein Gott sprechen würde.

Natürlich, er war so durch und durch Gentleman; wenn sie daran dachte, wie er sich kleidete, wie er sich betrug, wie er verwöhnt war, konnte er ja gar nicht anders antworten.

Oder konnte er es? Sie wußte selbst nicht, was sie eigentlich verlangte. Es war doch ganz das Richtige. Man sprach so. Und was sie gesagt hatte, war dumm und lächerlich.

Sie errötete tief.

„Nun, und weshalb bin ich so glücklich?" fragte er noch einmal zugänglicher. Es war doch eine gewisse Neugier in ihm, wie das Hühnchen mit ihm anzubinden gedachte.

Isolde sagte irgend etwas, stockend, abgebrochen, hastig. Sie wußte kaum was. — So etwas: „daß er könnte, was er wollte."

„Oho," dachte Mengersen, „die kapert so. Was sind diese jüngsten, weiblichen Raubtiere doch schon gerieben und schlau! Einer ‚höheren Tochter' kommt darin nichts gleich. Was für ein Lärvchen hat das Ding, und dahinter schon die volle Gier nach anständiger Versorgung. Was ist gegen so ein Hühnchen der schlaueste Börsianer!

Jawohl, mein Fräulein, sie kommen ganz an den Rechten."

Er lächelte.

„Also eine Kunstenthusiastin; sehen Sie mal an! Malen wohl selbst, Porzellan — ‚Schmücke dein Heim!' Natürlich!"

„Nein, ich kann gar nichts", sagte Isolde.

„Aber man hat Ihnen gesagt, daß es sich nett macht, wenn eine gebildete junge Dame über Kunst spricht, nicht wahr?"

„Man hat mir gar nichts gesagt."

„Nun, die Tochter eines berühmten Schriftstellers aus einem schöngeistigen Haus ist doch in dieser Beziehung mit allen Hunden gehetzt."

„Wie denn?" fragte Isolde.

„Der Herr Papa wird Sie doch in so manches eingeführt haben?"

„Papa?" wiederholte Isolde erstaunt.

„Na, oder Mama denn."

„Mama!" sie lachte etwas. „Ach, Mama" — ein Seufzer. Allerlei Bilder gingen ihr durch den Kopf.

Henry Mengersen war ein wenig aus dem Konzept gebracht. „Meine Sachen gefallen Ihnen also?"

„Unaussprechlich", sagte das Kind Isolde mit einer Inbrunst und Wärme, als antwortete sie ihrem Richter auf eine Frage um Leben und Tod.

Zwei Tage später.

Der Vater hatte Marie nach Hause gebracht, kam aber selbst jeden Tag nach Starnberg hinausgefahren.

Der Familie Frey stand ein Todesfall bevor.

Die Mutter war zu einem schwer erkrankten Bruder nach Berlin gerufen worden, der mit der Familie seiner Schwester sein Lebtag kaum in Beziehung gestanden hatte.

Vor Jahresfrist ungefähr hatte Mama ihm eine Photographie ihrer beiden Mädels geschickt, und darauf einen warmen verwandtschaftlichen Brief erhalten.

Der Onkel schrieb, daß er sich die beiden schönen Nichten nächstens einmal einladen würde.

Diese Einladung war nicht erfolgt. Und die nächste Nachricht war eine Depesche, die Mama schleunigst an das Sterbebett ihres seit Jahren ihr fremd gewordenen Bruders rief.

Doktor Frey war in gehobener Stimmung. Er wußte zwar von seinem Schwager Apotheker nicht viel mehr, als daß dieser wie ein altbürgerlicher Junggeselle gelebt hatte, bescheiden, aber solid.

Angenehm war es auf jeden Fall, daß er seine Schwester bedenken würde. Darauf war eigentlich mit Sicherheit zu schließen. Doktor Frey hoffte, daß er etwas ausgeben würde.

Henry Mengersen wandelte auf der Terrasse vor Mrs. Wendlands Speisezimmer, schaute den blauen Wölkchen seiner Zigarette nach und ließ die Blicke über den See hinschweifen, der bleich wie eine metallene Scheibe ausgebreitet lag und den weißgrauen Himmel widerspiegelte.

Nahe dem Hause ging Isolde. Sie hatte die Arme auf den Rücken zusammengelegt, stieß mit dem Fuß nach kleinen Steinen und glaubte sich unbeobachtet.

Henry Mengersen blieb jetzt stehen und sah auf das Mädchen.

Es freute ihn, zu sehen, wie harmlos das Ding sich bewegte.

Ihre junge Schönheit beschäftigte seine Sinne angenehm. Welch verhaltene frische Kraft lag in den Gliedern. Und welche Vornehmheit in der ganzen kleinen Bestie!

In ihr war das Stilvolle; das würde sich später erst recht entwickeln. Wie selten traf man doch solch ein Weib! Mrs. Wendland mußte in ihrer ersten Jugend ähnlich gewesen sein.

Mrs. Wendlands Sohn war gestern spät abends angekommen, ein achtzehnjähriges Bürschchen, junger Kosmopolit.

Sie hatte ihn aus irgendeinem Grunde nach Wien gesteckt, und er war eben auf dem Wege in Paris seine Studien fortzusetzen.

„Köstlich, den über Weiber reden zu hören, diesen Fratz!"

Henry Mengersen lächelte in der Erinnerung daran.

„Aber, ich bitt' Sie, Henry, man kommt doch nie über diesen Lendemain hinaus", hatte er zu ihm gesagt.

„Immer dieselbe Situation. Ihren Kopf an meinem Busen und ich grinse über sie hinweg.

Die Psyche des Weibes gibt mir nichts Neues mehr, Henry, es hat mir noch keine ‚nein' gesagt. Eine einzige — und ich wäre dieser Frau dankbar."

— Teure Missis, da hast du dir ja etwas Famoses „ausgebrutet".

Henry Mengersen amüsierte sich, seine Gedanken spazieren zu lassen.

Er entsann sich eines Ausspruchs Mrs. Wendlands: „Mir geht es so wohl, Henry; wenn ich wieder zur Erde komme, werde ich wieder als unabhänglige Witwe geboren. Ich bin ein freier Mensch. Leider mein einzigen Tyrannen hab' ich mir selbst ausgebrutet."

Damit meinte sie also dieses Söhnchen. — Alle Achtung! Und sie glaubt sich von diesem Söhnchen angebetet. „Menschen untereinander!" — dachte Henry Mengersen. „Jetzt sitzt er bei seiner Mama. Was sie wohl miteinander reden? Natürlich durchschaut er sie. Sie ihn? — No! Mütter sehen nun einmal ihre Söhne immer wie in der zweiten Stunde nach der Geburt."

Henry Mengersen warf seine Zigarette fort und drehte sich eine neue. Es lag eine so köstliche Stimmung in der Luft. Ein feuchtwarmer Wind wehte vom See. Man war wie eingehüllt in solche Luft. Es dachte sich so leicht und angenehm in dieser Atmosphäre, so kühl objektiv.

Isolde war inzwischen langsam dem Walde zugegangen.

„Weißt du, mein Schatz, weshalb nicht? Wenn ich ein weniger vorsichtiger Mann wäre — aber deine Basen, Väter, Onkels und Mütter — nee — weißt du!" Arthur Wendland trat auf die Terrasse. Ein fabelhaftes Männchen. Gegen ihn schien Mengersen fast philiströs in seiner ganzen Erscheinung. Da war Rasse bis in das Taschentuch, übertriebene Rasse.

„Mein Mann und ich waren eine gute Mischung", hatte Missis Wendland gesagt.

„Was Mama für eine sonderbare Frau ist!" Arthur warf sich in einen der indischen Lehnsessel. „Ich soll offen zu ihr sein, sie will ein wenig ‚Mama' spielen. Wozu man nicht alles herhalten muß! Ich bin Mama übrigens dankbar; in allem, was sie tut, ist sie chick. Ich hatte mir das früher als höchst ennuyant vorgestellt, Mamas Eingriffe in das Leben eines jungen Mannes. Mama ist gottlob aber eine Dame von Welt, man kann mit ihr reden!"

„Ja, Sie werden von Ihrer Mama nicht geniert, junger Mann," sagte Mengersen.

„Wir sahen die kleine Person, die Isolde da unten gehen, Mama und ich. Mama sagt: Sie ist first class. Ich sagte: für ein ‚Nein' ruiniert man sich mit hundert ‚Ja'."

Nach diesem Ausspruch dehnte sich der kleine Arthur Wendland in seinem Stuhl. „Man sollte etwas Boot fahren", sagte er, erhob sich und schickte sich an zu gehen. „Würden Sie geneigt dazu sein, Henry?"

„Augenblicklich nicht, ich fühle mich hier sehr angenehm."

Etwas später hatte Henry Mengersen ein Gespräch mit Mrs. Wendland.

„Nun, Henry, wie gefällt Ihnen mein einziger Sohn? — Eine nette Karikatur? Vor der Hand Snob. Aber er wird mir einmal danken, daß ich ihn habe par force über die schlimmsten Jahre gebracht. Sie sind ein sehr kluger Mann, aber die Klugheit von einer Frau, wissen Sie, das ist etwas ganz anderes. Ich habe ihn jetzt hier, weil er sich soll in Isold verlieben. Sie ist ein sehr herbes Mädchen und es ist jetzt Zeit, daß er eine unglückliche Liebe bekommt.

„A la bonheur!" sagte Henry Mengersen. „O, liebe Missis Wendland."

„Sonderbar, Frauen kennen einander nie", denkt er, „haben nicht das geringste Urteil, wenn es sich um eine ihres Geschlechts handelt."

„Also Fräulein Isolde ist so außerordentlich herb?" fragt er belustigt.

„Und rein, wie eine junge Quelle", sagt Mrs. Wendland. „Wir können über das alles reden; Sie werden sich in Isolde nicht verlieben. Sie ist arm, Sie wissen, und aus einem anständigen Haus. Sie werden sie so wenig heiraten, wie ich den Baron.

Was soll ich mit dem fremden Mann in mein Haus?

Und so ist mit Isolde, was sollen Sie mit das kleine Mädchen? Sie wär auf alle Fälle schade vor Sie.

Was werden Sie einmal Ihrer Frau geben?

Vom ganzen Souper haben Sie nur noch den Dessert.

Bei Ihnen möchte ich nicht oft soupieren, Henry.

Und ob der Dessert gut geraten ist?
Doch bei einem Halb-Deutschen — sehr fraglich.
Ich hab' etwas von Ihr Dessert gekostet, — damals war es ganz gut — aber kein Meisterwerk; aber auch von Ihr Dessert haben seitdem viele gegessen."

So sprach Mrs. Wendland zu Henry Mengersen, der einmal wie berauscht von ihr gewesen war, in einer Zeit, in der sie sich beide geliebt hatten.

Ja, sie war souverän.

Und das mochte es sein, was ihn noch immer an sie kettete?

Sie war so überraschend.

Ein für ihn bequemerer Übergang von Liebe zu Freundschaft ließ sich nicht denken.

Sie hatte ihn geleitet, wie mit Feenhänden.

Ja, er mußte es sich selbst sagen: dieser Übergang gehörte zu seinen angenehmsten Erfahrungen. Er wünschte allen Frauen, daß sie dies so vorzüglich verstehen möchten. Und heute sagte er irgend etwas Derartiges zu Mrs. Wendland und führte ihre gepflegte zarte Hand an seine Lippen.

Sie lächelte gedankenvoll.

„Ja, es war Ihnen sehr bequem, Henry, und deshalb lassen Sie es gelten.

Aber daß ich eine große Künstlerin bin, verstehen Sie nicht. Dazu sind Sie zu philiströs. An eurer Kunst hängt ein großes Stück Philistertum. Es muß alles gezahlt werden mit Geld und Diplomen und so weiter. Doch lassen wir das!"

„Ewig schade, daß Sie ein Weib geworden sind, Mary!"

Henry Mengersen schnippte die Asche von seiner Zigarette mit dem kleinen Finger über die Balustrade.

„Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?" entgegnete sie liebenswürdig. „Jeder Geist an einem Weib ist Verschwendung! Es ist, was ich sage: Ihr habt die

deutschen Frauen zu Kühen gemacht. Eine Kuh bekommt ihr Junges ohne Geist und ist dazu ein sehr nützliches Tier.

Weshalb soll eine Frau dazu Geist haben, was ohne Geist zu tun ist!"

„Ach! Ach! Ach! Ach!" rief Henry Mengersen und hielt scherzhaft beide Hände auf die Ohren, die eine nur andeutungsweise, denn seine Zigarette brannte noch.

„Verehrteste, teuerste, liebste Mary, verschonen Sie einen Armen, der das Unglück hat, ‚Mann' zu sein und etwas zu leisten!"

„Lassen Sie Ihre Ironie, Henry, — gehen Sie ein wenig spazieren. Zu Abend speisen wir auf der Veranda unten. Sie kommen doch?"

Henry Mengersen küßte ihr die Hand.

Ennuyant", dachte er. „Wenn sie das doch lassen wollte!"

Dann schlenderte er dem Walde zu, denselben Weg, den Isolde gegangen war. Über ihm rauschten die Buchenkronen im ersten Abendlüftchen. Was das war? Er blieb stehen.

Eine junge Stimme schmetterte ungeschult und laut aus dem Wald heraus — so frisch — so falsch die Töne, so aus der ersten Jugendkraft heraus.

Henry Mengersen lächelte.

„Das junge Tier, das durch den Wald läuft in Liebessehnsucht. O, gute Missis, hören Sie nur diese Stimme, meine sinnlich übersinnliche Missis! Lehren Sie mich doch diese Stimme verstehn."

Henry Mengersen stand noch immer und horchte. Es war, als hielten die ungezügelten Laute ihn im Bann.

Isoldes Gestalt stand ihm vor Augen.

„So etwas will eben leben", dachte er, „keine Ahnung von Wohllaut!

Daß ein Weib je solch lebendige Frische in sich haben kann! Wie ein Bergstrom lärmt sie!"

Er horchte — horchte —. „Nein unerhört! Eine nackte Stimme!"

Es war ihm, als sähe er auch das Mädchen wie eine griechische Nixe nackt im Walde laufen und schreiend singen, Liebesklage und Wonne, ein wildes, ursprüngliches Durcheinander.

Da hatte er die geheimste Weiboffenbarung!

In seinen kühlen, beobachtenden Augen glimmte es.

Er war unbedingt erregt; als Mann und als Künstler erregt. Er empfand das wilde, verlangende Geschöpf so deutlich, diese jauchzende Naturkraft.

In ihm war ein neues Werk entstanden. Nach einer matten, schaffensunlustigen Zeit die erste lebendige Stunde.

Vorsichtig wie ein Jäger, schlich er näher. Er wollte, mußte sie sehen, wie sie saß, stand oder was sie tat während dieses tollen, lärmenden Gesanges.

Und da sah er sie vor sich in ihrem grauen Lodenkleid; die Arme über den Kopf gefaltet, stand sie an einen Buchenstamm gelehnt und wie hypnotisiert von ihren eigenen Tönen.

In nächster Nähe gellten sie ihm schrill in die Ohren.

Ja, das war etwas Urweltliches; und so etwas lief in modernen Kleidern umher, ließ sich höhere Tochter nennen, benahm sich ganz ehrbar, wie andere auch. — Wie sie dastand! — Die verkörperte Liebes- und Lebenssehnsucht. So, in dieser Gefühlssituation hatte er das Weib noch nie gesehn. Das war ihm neu.

Er war selbst überrascht, als er ihren Namen rief, wie ihm der Name „Isolde" laut über die Lippen kam.

Da zerriß der Gesang wie mit einem Sprung. Als hätte eine Kugel sie getroffen, zuckte sie zusammen.

Er sah in ein ganz erbleichtes, starres Angesicht. Kein Wort kam von ihren Lippen, kein Lächeln. Sie schaute fassungslos.

Und er?

Als wäre er mit einem leichtsinnigen Sprung mitten in einen Wasserstrudel hineingesprungen.

„Isolde!“ Was war ihm eingefallen! Dieser verhexte Name! Einen andern hätte er nie gerufen. Aber: „Isolde! — Isolde!“

Wie einen Liebeswonneschrei, solch ein Namen zu tragen!

„Isolde!“ sagte er noch einmal; aber tonlos.

Da kam Bewegung in sie.

Aus ihren Augen leuchtete ein ganz seliger Glanz, etwas so traumhaft Seliges. Wie von ganz Unfaßbarem aus dem Schlaf geweckt, stand sie vor ihm; hilflos, rührend, wie vernichtet — und wieder wie eben erst zum Leben erwacht.

Nie hatte er solch eine träumerische Verwirrung auf einem Gesicht gesehen.

Ja, und er, der so vielfach Gelangweilte, Abgekühlte war selbst erregt und verwirrt.

Was hatte er da angerichtet!

Da stand sie und bot ihm ihre Liebe auf eine so süße, kinderhafte Art, so unverhüllt, so durchsichtig, so widerstandslos.

Ja, da war etwas, was ihn ergriff.

Er mußte den Arm um ihre Schulter legen, mußte sie an sich ziehen. „Das ist doch nicht möglich?“ sagte sie bebend.

Und ein Tränenstrom brach aus ihren Augen.

Im Nu war der Regenschauer über ihr Gesicht hingegangen und sie sah ihn mit leuchtenden Augen fragend an.

Der große, forschende Blick irritierte ihn wie ein Sonnenstrahl. Ihr Kopf ruhte jetzt an seiner Brust. Da mußte er an Arthur Wendland denken:

Ihm war zumute wie einem reichen, satten Menschen, dem ein anderer mit fanatischer Wonne sein einziges Besitztum, nach dem er gar kein besonderes Verlangen trägt, zu Füßen legt.

Er fühlte sich unendlich belastet. Dieses zitternde, vor Seligkeit hinsterbende Geschöpf im Arme, das von ihm alles forderte, das ihm unbewußt alles bot, bedrängte ihn.

Was sollte er tun?

Sie war sein, das fühlte er. Sie hatte sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben.

Sie glaubte an ihn.

Jetzt sah sie zu ihm auf.

Diese Augen — diese fordernden, glaubenden Augen!

„Daß du mich liebst!" sagte sie träumend wie von Glück übergossen.

Er drückte sie fester, inniger an sich. „Armes Ding," dachte er, „müßte ich jetzt nicht der Vorsichtige, Bedenkliche sein, wärst du, was du bist: einfach ein verliebtes Mädel..."

Er schloß sie fest, fest an sich. Sie erschauerte tief. Er empfand es. Er drückte einen Kuß auf ihre halb geöffneten Lippen.

Sie schloß die Augen.

„Du, Mensch aller Menschen!" flüsterte sie wie damals, als sie vor dem Schädel lag.

„Wie, mein Herz?"

Sie antwortete nicht. Sie war wie erstarrt.

Mit einemmal kam Leben in sie. Sie hob den Kopf, machte sich zaghaft und rührend sanft aus seinen Armen los und erzählte ihm von ihm selbst — von jenem Tag, als sie zuerst seine Kunst verstanden hatte.

„Ja", sagte sie, „es war, als wäre das alles mein eigen, von mir selbst geschaffen, was du schaffst, mehr könnte ich es nicht lieben, mehr könnte es mir auch nicht sein: So wie ich dich, versteht dich kein Mensch. Weißt du, ich bin gar nichts. Ich kann nichts; — ich weiß nichts — man hat mich nichts gelehrt. Aber deine Kunst wohnt seit jenem Tag in mir. Sie ist mein Bestes, mein Einziges, das Gute in mir. Weißt du, ich sehe die Welt, wie du sie siehst.

Ich tue alles mit dir.

Und deshalb liebe ich dich auch so sehr", sagte sie einfach.

Er hatte da ein wunderbares Abenteuer.

Wie sie sich selbst betrog! Liebte seine Kunst! Er lächelte, nahm ihr Köpfchen und strich mit der Hand über das lockige Haar.

„So ein krauses Köpfchen."

Sie sah ihn ernst an. „Was ich dir sage, ist, was ich weiß."

Ihre Augen hatten etwas unergründlich, leidenschaftlich Ernstes.

Da kam ihm ein Gedanke. „Isolde", — sagte er und wieder goß dieser Name seinen Zauber über ihn. „Sag mir, willst du mir etwas zuliebe tun?"

„Ja", sagte sie.

Er blickte sie forschend an. „Du standest vorhin so an dem Baum, die Hände über dem Kopf, und sangst. Willst du mir so ein einziges Mal stehen, daß ich dich zeichnen kann?"

„Ja", sagte sie. „Sogleich, wenn du willst."

Sie war ganz bereit.

Da schloß er sie wieder in die Arme, fest, innig, ganz gerührt. — Und er flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr.

Sie lag einen Augenblick darauf matt, wie verwundet, schwer in seinem Arm.

Es war ihm, als sei sie nicht bei Bewußtsein.

„Isolde", flüsterte er.

Sie hob sich, sah ihn ruhig ernst an und sagte: „Ja wenn ich dir wahrhaftig damit helfen kann."

Jetzt reichte sie ihm die Hand. Sie sagte nichts; aber er fühlte, er sollte jetzt gehen.

Es war etwas Ermattetes in ihr. Er war besorgt, sie könnte sich nicht auf den Füßen halten, aber sie stand ruhig und bleich und sah ihn an.

„Du kommst also zu mir, Isolde, in der ersten Stunde, in der es uns möglich ist."

Ihre Augen sagten es ihm zu. Sonst war sie ganz unbeweglich.

Er ging, und zwar in wunderlicher Erregung; machte einen weiten Gang, um ruhig zu werden.

Hier hieß es, Vernunft beieinanderhalten. Das war ja eine ganz gefährliche Geschichte, die in den Rahmen seiner gewohnten Liebesabenteuer nicht passen wollte.

„Sie wird doch nicht!" dachte er erschreckt, als er sich das erste Wiederbegegnen mit Isolde in der Gesellschaft ausmalte. „Sie wird in ihrer Naivität sich doch nicht als Braut betrachten! So eine höhere Tochter in ihrer Weltfremdheit weiß nichts als Verlobung und Heirat und Heirat und Verlobung."

Zuerst meinte er, er wollte sich an diesem Abend zurückziehen, um sie nicht in Versuchung zu führen, ihn und sich zu kompromittieren. Dann verwarf er diesen Plan. Es war besser, sie im Auge zu behalten. Und so geschah es.

Er behielt sie im Auge und sah an diesem Abend ein stilles, rührend schönes Kind, das in seinem duftigen Kleid einer großen, weißen, träumerischen Blume glich.

Er sah, wie sich Arthur Wendland um sie bemühte — und wie sie nichts bemerkte, nichts sah und verstand, was um sie her vorging.

Schon bei seinem: „Guten Abend, Fräulein Isolde", war er fürs erste wenigstens über ihr Betragen beruhigt.

An diesem Abend wurde verabredet, daß alle miteinander Frau Lu am nächsten Morgen nach Hause begleiten und erst am Abend zurückkehren sollten.

Als Henry Mengersen zu später Stunde seine ausführliche und sorgsame Nachttoilette machte, mochte seine Phantasie genug Beschäftigung haben.

Ob er wohl eine Ahnung davon hatte, welch süßes, reines ganz entflammtes Herz heut an seiner Brust geschlagen?

Der Morgen, an dem Frau Lu nach Hause begleitet werden sollte, war unsäglich taufrisch und wollte ein Sommertag von Gottes Gnade werden.

Blaue, weite Schatten, breite Lichtflächen, kühle Nebel, über dem Wasser schimmerndes Aufleuchten.

Die stille Frau Lu mit dem ernsten Kindergesicht, den schönen Augen, dem kleinen Kopf und der vollen, schlanken Gestalt, schien allen in diesen Tagen nicht viel näher getreten zu sein.

Und doch empfanden sie die Anwesenheit dieser Frau, wie man etwa eine blühende Reseda im Zimmer empfindet.

Bei einer Gelegenheit sagte Mrs. Wendland zu ihr:

„Eine berühmte Frau und ist wie nicht da! Wenn du dich nicht selbst in Szene setzt, Lu, wer wird dich in Szene setzen?"

Mrs. Wendland wurde oft ungeduldig über sie.

„Man darf sie nicht aus ihrem Haus nehmen, sie ist wie ein Fisch. Sie schwimmt nur in der Liebe von ihre Leute."

Mrs. Wendland äußerte sich ein andres Mal wieder über ihre Freundin: „Sie ist eine Nachtigall. Im Dunkeln schlägt eine wehe selige Stimme, so wie das Herz der Nacht. Und man lauscht, und wer versteht, legt die Hände auf seine Brust und sagt: O du großes Leid! Alle tragen dich und wissen nicht — leiden und verstehen nicht, wie sehr sie leiden — und dieser unscheinbare Vogel weiß."

Eine köstliche Fahrt über den See. Dann eine Wanderung, ein wundervoll sommerlicher Gang durch stille Buchenwälder.

In einem kleinen Nest wurde von Mrs. Wendlands Diener serviert, genau so erhaben und feierlich in dem Bauernwirtsgarten wie daheim.

Es machte den Eindruck, als ignorierte der ausgezeichnete

Mann einfach den Wechsel der Umgebung. Unnahbar für alles, nur für die Würde des Hauses nicht, manöverierte er mit der ländlichen Suppenschüssel auf eine großartige Weise.

Von da fuhren sie am Nachmittag mit der Bahn bis zu einem Vorort Münchens, mitten im Wald gelegen, am steilen Ufer der Isar.

Das ferne München lag in einer leuchtenden Dunstwolke. Und dieser Dunstwolke zu rauscht die Isar, einen lebendigen, starken Gebirgshauch mit sich führend.

So nah einer Großstadt war kein frischeres, ursprünglicheres Fleckchen Land zu finden, um ein stilles, in die Natur eingewachsenes Heim zu gründen.

Nur wenige, durch bequeme Wege abgeteilte Waldparzellen, hatten ihre Eigentümer schon gefunden. Hie und da lugte aus dichtem Buchengrün ein rotes Dach.

Henry Mengersen kannte die Gegend noch nicht und war von der Eigenartigkeit der Landschaft ganz überrascht.

„Jetzt werden wir dem guten Philosophen über den Hals kommen", sagte Mrs. Wendland. „Ist ihm sehr recht, er lebt zu bequem."

„Nein — nein, er weiß schon", sagte Frau Lu.

„Natürlich diese beiden sind immer untereinander einverstanden. Wir wollten ihn doch überraschen."

Mitten auf dem breiten Waldweg kam ein winziges, drei Spann hohes Bürschchen in einem roten, faltigen Kittel gewackelt.

Da waren sie beieinander.

In Frau Lus Kleid wühlte sich der runde, blonde Kopf des festen Bürschchens ein.

Hinter ihm drein kam ein nettes, freundliches Dienstmädchen gelaufen. Das Bürschchen war ihr offenbar entwischt. Es zappelte und wühlte mit dem Köpfchen und hing an seiner glücklichen Mutter.

In Frau Lus Stimme klang eine so unmittelbare Seligkeit, so etwas urkräftig Warmes, Frohes.

„Wie geht's dem Herrn?" fragte sie das Mädchen.

„Ganz wohl, gnädige Frau haben schon Besuch bekommen. Es sind mehrere Herrschaften da."

„Natürlich," sagte Mrs. Wendland, „man kann nie zu euch kommen, ohne so und so viele Zeugen.

Da wird wohl die Oriflamme sein mit ihrer Governeß?

Ist die Komtesse gekommen?"

„Ja, und das andere Fräulein ist auch dabei."

„Dann ist der biologische Mensch auch nicht weit." Mrs. Wendland war ärgerlich.

„Ist Herr Meyer auch gekommen?" fragte Frau Lu lachend.

„Ja, auch", das Mädchen lächelte bescheiden, wie es sich ein besserer Dienstbote erlauben darf.

„Dann", sagte Mrs. Wendland, „sind auch die Adepten da!"

Ja, die Adepten waren auch da: ein Professor mit Frau und Kindern, den Adepten.

„Lu", sagte Mrs. Wendland, „ihr solltet nicht mit allen diesen Leuten verkehren! Ich habe immer gesagt, ihr solltet nicht."

Mrs. Wendland ging mit Isolde und Frau Lu, die ihr Bübchen trug, voraus.

„Das sind Leute, die es nicht zu euch wohl meinen können. Dein guter Mann sagt ihnen alles Beste und Höchste, was er weiß. Sie verstehen nicht — und dann kommen die Geschichten."

„Die Adepten sind ganz harmlose Leute", meinte Frau Lu.

„Ja, aber was tut das, ich weiß, es ist nicht gut. Ich sage dir, die Oriflamme wird so lang mit dein gutem Mann kokettieren, bis sie wird finden, daß sie sich kompromittiert hat, dann werden die beiden Vestalinnen, die Flamme und die Governeß, Lärm schlagen. Du und dein Mann seid viel zu harmlos für solche Menschen.

So eine Jungfrau ist jeden Augenblick bei ihr „j'y pense". Spricht er von ein Stuhlbein — — sie versteht von ihr Bein und ist empört —

O, diese älteren Jungfrauen mit ihr „j'y pense"!"

Jetzt traten sie durch eine grüne Gartentür mit grünüberwachsenem Bogen.

Frau Lu begrüßte hier als Wirtin ihre Begleiter, Doktor Frey, Henry Mengersen, auch Isolde, die während des ganzen Wegs sehr stille war und gern zurückgeblieben wäre, wenn sie es hätte möglich machen können.

Sie war den ganzen Weg nicht von Mrs. Wendlands Seite gegangen.

„Wie schön!" sagte Isolde. „Wie entzückend!"

Es war das erstemal, daß sie heute lebendig wurde.

Frau Lus Garten war wohl eigenartig genug. Ein Stück Wald, kräftige kleine Tannen und hin und wieder ein schöner hoher Baum. Der Waldboden: Heide, die sich schon zum Blühen anschickte. Und mitten in diesem Heideboden Rosenstöcke, Levkojen, Feuerlilien. Neben einer kleinen dichten runden Tanne ein blühender Mohnbusch, von dem großblumigen, mächtigen.

Um die hohen Tannenstämme schlangen sich Klematis mit tausend kleinen und großen violetten Blüten, Kapuzinerkresse, Reseda, Verbenen, es war ein entzückendes Durcheinander und wahre, wirkliche Waldluft, harzig und würzig.

Aus der Tür des dunkeln, norwegischen Blockhauses tritt ein schlanker Mann im blauen Anzug. Etwas gütig Vornehmes liegt in seiner Haltung und seinem Blick.

Frau Lu eilt auf ihn zu. Sie hält noch immer das Bübchen im Arm.

Er gibt die Hand und sieht sie an und klopft dem Bübchen auf die Wange.

Sie haben kein Wort miteinander geredet; aber sie haben sich wieder. Sie sind beruhigt. Es ist nun gut. Sie ist

wieder da. Das liegt in seinen Augen, noch als er die Fremden begrüßt.

Und sie, sie ist eine ganz andere Person geworden. Die Augen strahlen. Es ist etwas Leichtes, Heimisches in ihre Bewegungen gekommen. Sie sieht viel jünger aus. Es ist, als wenn sie einen tiefen Atemzug getan hätte. Da ist sie wieder in der Atmosphäre, in der es sich so tief, so rein atmen läßt.

„... Ich habe alles zum Tee mitgebracht, du brauchst dich gar nicht zu bemühen, Lu", sagt Mrs. Wendland und gibt dem Diener einen Wink; der schließt sich dem Mädchen an.

„Ja," sagte Frau Lu, „wie lieb von dir."

Unter einer großen Buche im Garten wurde der Tee serviert. Der Dichter, Reichstagsabgeordnete und Prophet Frey und Henry Mengersen kommen hier mit einer Reihe Leute zusammen, die ihnen in ihrem Wesen und ihren Zielen fremd sind.

Mit Helwig Geber war für sie ein Verständnis möglich, trotzdem er im Gespräch weder auf Kunst noch Politik besonders einging. Er lebte in einer Welt, die andre kaum streiften. Philosoph so durch und durch, so ganz und gar, daß es ihm schwer fiel, von etwas anderem zu reden.

Fand sich ein Mensch, von dem auch nur ein Funken Verständnis zu erhoffen war, so gab er sich dem offenherzig hin, war unermüdlich darin zu überzeugen und grundehrlich wie ein Kind.

„Sehen Sie, wie wunderbar das ist", sagte er dann und wollte, der andre sollte auch empfinden, was er empfand.

Er arbeitete an einem Werk, für das gewissermaßen dies kleine Haus, in dem die beiden lebten, der Tempel war.

Das Werk ihres Mannes war Frau Lus Lebenshoffnung, auch ihre Lebensfreude, wie es die seine wohl sein mochte.

An Erfolg dachten sie beide nicht; aber es sollte sich etwas

gestalten, etwas Einfaches, Großes, und mochten noch Jahre hingehen, mit Forschen, Vergleichen, Prüfen.

Frau Lu wäre es lieber gewesen, er hätte nie mit einem nicht durchaus vertrauten Menschen über das gesprochen, was ihn unablässig beschäftigte; trotzdem er Anhänger gefunden hatte, prächtige Menschen, fand sich auch viel sonderbares Volk, dessen Neugierde durch die Eigenartigkeit des sich geistig hingebenden, schönen Mannes erregt wurde, die, Verständnis heuchelnd, eine Weile sich zu ihm hielten, um dann, als sie alles gründlich mißverstanden und mißdeutet hatten, abzufallen.

Das Paar hatte schon manches Derartiges erlebt.

Frau Lu war es müde, diese Leute bei sich zu empfangen, von denen sie nichts hoffte und hinter denen sie auch nichts suchte.

Die Komtesse kam abends hin und wieder allein, ohne ihre Begleiterin, dann löste ein Zufall ihr das mächtige Haar, sie hörte kniend zu, was ihr philosophischer Freund sprach, grub seinen Namen mit einem feinen Messerchen in die Tische ein, tat unbeschreiblich hilfreich, war hingebend, fast demütig.

Sie hatte etwas vestalisch, keusch Kokettes.

Jetzt, als sie alle um den großen Teetisch unter der Buche saßen, hörte sie schmelzend, schmachtend auf alles, was gesprochen wurde.

Der Professor mit Frau und Kindern waren auch insgesamt komische Käuze. Sie sprachen mit Vorliebe über das, was man essen sollte, um seine geistigen Fähigkeiten zu entwickeln. Sie waren beide Theosophen und machten sich mit tausend Dingen das Leben sauer.

Frau Professor hatte heute zum Beispiel ganz auffallend zerstochene und geschwollene Hände, weil sie die Mücken nicht hatte verscheuchen wollen in dem Gedanken, keinem lebenden Wesen zu schaden.

Sie war eine liebliche, bleiche, dunkelhaarige Frau. In ihren Augen lag viel Ernst und Aufrichtigkeit.

Sie hatten jetzt gerade eine Zeit, in der sie nur Früchte aßen und lobten diese Art sich zu ernähren ganz außerordentlich. Der Frau jedoch schien sie miserabel zu bekommen. Die größte Marter aber, die sie sich auferlegt hatten, das waren die beiden Buben, in denen sie mit klarer, sicherer Voraussicht schon jetzt künftige Adepten ahnten.

Aus welchem Grund das Ehepaar annahm, daß diese zwei allerliebsten, dicken Burschen, die augenblicklich in einem abgelegenen Teil des Gartens, unter Aufsicht des netten Dienstmädchens dem Rotkittelchen Gesellschaft leisteten, so außerordentliche Fähigkeiten in sich verschlossen hielten, ist nie bekannt geworden.

Auch in Rotkittelchen ahnten sie so etwas und redeten jetzt wieder Frau Lu zu: das wunderbar schauende Kind, „weihevoller“ zu erziehen. Das heißt, es schon jetzt als vollgültigen Menschen zu behandeln.

Sie selbst taten das bei ihren Rangen und wären entsetzt gewesen, hätten sie gesehen, daß das nette Dienstmädchen beiden ein paar Tüchtige auswischte, als sie die Adepten dabei ertappte, wie sie Frau Lus Bübchen Erde in sein kleines Maul stopften.

Die Eltern hörten aus der Entfernung das Geschrei mit Beunruhigung. Die Frau stand auf, um nachzusehen, was Atman und Mitra, so hießen beide, betroffen haben mochte.

Sie kamen tief erregt wie von einer Heiligtumschändung zurück und sprachen einige ernste Worte mit Frau Lu, die ihrerseits meinte, ein paar wohlgemeinte Kläpse schadeten selbst Adepten nichts.

Die Eltern von Atman und Mitra waren nicht angenehm berührt.

„Na, hören Sie mal,“ sagte Doktor Frey, „Ihre Bamsen tun sich aber leicht!“

Mrs. Wendlands Diener ging ab und zu mit Tee und köstlichem englischen Kuchen. Es war, seinem Betragen nach, anzunehmen, daß er wiederum nicht wußte, wo er sich be-

fand. Der Wechsel der Umgebung hatte für ihn nicht das geringste zu bedeuten. Er blieb überall der, der er war.

Den Adepten kam jetzt in den Sinn, sich an Frau Lus schönsten Klematis zu vergreifen.

Frau Lu sprang auf, um zu retten, was zu retten war.

„Lassen Sie! lassen Sie!“ bat die zarte Frau, die Mutter der Adepten mit dem tiefen, treuherzigen Blick, „erschrecken Sie sie nicht.“

„Ja, um Himmels Willen!“ Frau Lu schaute ganz entsetzt und ratlos.

„Wir sagen den Kindern alles zu einer bestimmten Stunde, meine Frau notiert sich ihre Versehen,“ begann der Professor, „und dann teilen wir Atman und Mitra unser Urteil vollkommen leidenschaftslos mit, oder wir setzen uns in Rapport mit ihnen, wenn sie schlafen.“

„Na, dann vergessen Sie's nur auch mit den Klematis nicht und versuchen Sie mal jetzt, zu einer Ausnahmestunde, es ihnen begreiflich zu machen, daß sie die Blumen in Ruh lassen sollen.“

Frau Lu war etwas ungeduldig; aber doch sehr belustigt.

„Ja, das werde ich“, sagte der Professor ruhig.

„Lassen Sie mich, liebster Herr Professor,“ bat die Komtesse flehend, „ich bitte Sie.“

„Nun, versuchen Sie's, Komtesse. Ruhig sich konzentrieren. Sie müssen sich ein ‚Blank‘ schaffen, eine absolut stille Fläche in der Seele. Sie wissen ja.“

Die Komtesse saß schon und konzentrierte sich.

„Lassen wir jetzt unsere liebe Freundin“, sagte der Professor.

Die Komtesse versank buchstäblich in sich selbst, erhob sich dann in ihrer ganzen imposanten Länge, schritt mit starren Augen auf die Adepten zu, die sich um die abgerissenen Blüten und Ranken rauften, und wollte sie stumm beeinflussen.

Sie stand mit dem geradesten, aristokratischen Rückgrat vor

Atman und Mitra, die Augen unbeweglich, einen ungeheuren Frieden im Gesicht. Das erschreckte aber die Adepten; sie starrten ihrerseits auf die merkwürdige Erscheinung und Atman fing zu heulen an.

Da machte sich ungeheißen noch eine Gestalt auf, Herr Meyer, der „biologische Mensch", wie er hier genannt wurde, und ging ebenso konzentriert, mit einem ebenso ungeheueren Frieden auf dem Gesicht auf die Adepten zu, um sie mit zu beeinflussen, und um seiner verehrten Freundin und Schwester im Geiste beizustehn.

Das begab sich alles gewissermaßen ganz unauffällig, hatte auch ganz wenig Erfolg.

Herr Meyer, die Komtesse und das Professorenpaar übten sich immer in solchen Dingen. Sie waren ihnen ganz alltäglich.

Sie sprachen untereinander von schwarzer und weißer Magie, wie andre Leute von Konzert und Gott weiß von was, und waren sich absolut nicht mehr bewußt, daß ihre Gespräche doch nicht ganz unauffällig waren. Sie dilettierten in allen möglichen okkulten Dingen und befanden sich sehr wohl dabei.

Jetzt wollten sie ein vegetarisches Speisehaus ins Leben rufen und warben auf das eifrigste bei Mrs. Wendland dafür, die ihrerseits sehr kühl war und sagte: „Weshalb? Man kocht Gemüse sehr schlecht in Deutschland, weshalb wollen Sie die armen Leute krank machen?"

Die Komtesse hatte sich seit geraumer Zeit damit beschäftigt, ein Armband aus Grashalmen zu flechten, jetzt bat sie um Gebers Hand und streifte es ihm über. Sie sagte gar nichts dabei, tat es gewissermaßen mystisch, vestalisch, spielerisch und hielt seine Hand merkwürdig lang in der ihrigen.

„Was für eine eigentümliche Hand; ich muß ihre Linien einmal prüfen."

Er entzog ihr die Hand und führte das Armband im Scherz an seine Lippen.

„Unverschämt", dachte die Governeß. „Natürlich, jede Gelegenheit nimmt so ein Mann, so ein ‚brute' wahr." Alle Männer erschienen ihr gleichmäßig sehr verdächtig. Das Weib hielt sie für unsäglich rein. Aber jetzt hatte sie ihn einmal wieder, diesen Philosophen: Auf den harmlosen Scherz der Komtesse diese Plumpheit! Seinen Blick hatte sie dabei sehr wohl verstanden, — o, sie durchschaute!

Die Theosophen verabschiedeten sich heute früher als sonst. Sie wollten etwas miteinander bei der Komtesse lesen.

Frau Lu fiel ein Stein vom Herzen, als sie gingen. Sie sagte auch etwas Derartiges.

Ihr Mann verwies es ihr leicht.

„Es nimmt sich alles Menschliche sonderbar und lächerlich aus, wenn man nicht selbst darin steckt. Das, was die wollen, ist gewiß gut gemeint."

„Sie wollen ja gar nichts", sagte Frau Lu, „sie spielen."

„Mögen sie spielen, wenn es sie freut, die kleine Frau hat sich doch ihre Pfoten zerstechen lassen. Sie hat wirklich versucht, wie es tut, das „Sichselbstaufgeben", das ‚Tat wam asi' der alten Inder, das ‚das bist du'! Der kleine Zug ist rührend in unserer Welt, dies kindliche Gutseinwollen."

Mrs. Wendland reichte ihrem Freund über den Tisch hinüber die Hand. „Danke Ihnen," sagte sie, „Sie haben recht."

In diesem blumenreichen Garten, in dem sich Reseda-, Rosen-, Verbenenduft mit abendlichem Waldesodem mischten, war eine ganz eigentümliche Stimmung über die Gäste gekommen. Frau Lus guter Philosoph hatte diese Stimmung gebracht.

Sie sprachen über Dinge, über die moderne Menschen selten nachdenken, und hörten auf einen Mann, der anders dachte als andere, tiefer, einfacher, und sich nicht scheute, seine Gedanken auszusprechen. Ja, er hatte den Mut, sich zu geben, wie er war.

Henry Mengersen ließ diesen Abend auf sich wirken. Er war zu sehr Künstler, als daß er den Eindruck einer in sich ausgeglichenen Persönlichkeit nicht empfunden hätte, trotzdem er, seiner Natur nach, weder Frau Lu noch deren Mann je nähertreten konnte.

Er sah auf Isolde. Isolde hörte mit großen Augen zu. Sie war bleich. In der Abenddämmerung hatte die weiße, zarte Gestalt etwas so Unbestimmtes, Weiches.

Henry Mengersen empfand etwas Scheues, Schuldbewußtes in ihr.

Und wie er so auf sie blickt, zieht ein leichtes Lächeln um seine Lippen, ein verächtliches Lächeln.

Ihm ist's, als fühlte und sähe er die Gedanken unter der jungen Stirn; ihm ist's, als fühlte er die erregten, verlangenden Blutwellen in ihren Gliedern.

Sie muß wie im Fieber sein! Ihre Nerven müssen zittern und beben.

Er hat als Künstler und Mensch über das Problem „Weib“ nachgesonnen, als Künstler hat er es auf seine Weise gelöst.

Er ist müde und gelangweilt vom Weib.

„Entsetzlich,“ denkt Henry Mengersen und sieht wieder auf Isolde, „das Weibliche in der Natur! Dies blinde, Sich-ins-Elend-stürzen-wollen, dies Gedankenlose, Nie-die-Folgen-überschauende. Egoistisch wie der Mann, aber so unsäglich dumpf, unbewußt, so instinktiv, so elementar.

Wie unangenehm großgezogen ist es, in ihnen dies langweilige, aufdringliche Sich-opfern-wollen, die-Bestimmung-erfüllen-wollen.

Wie sie sich hindrängen, wie eine dumpfe Herde — ekelhaft!

Das Weib hat die Natur überboten, sich selbst unterboten. Die Natur hat es dem Unfreien, dem Dulden näher gestellt als den Mann, und es hat seinen Vorteil darin gefunden! Es ist sich selbst zur Ware geworden. Das, was es leiden muß, ist ihm vorteilhaft. Es schachert mit seinem Leiden! Widerlich!

Ein Tier, das gejagt würde, wie das Weib gejagt wird, dem wüchse irgend etwas, ein Horn, ein Giftzahn — dem Weib wuchs nichts. Es wurde zahm und zahmer, widerlich zahm, das Haustier im vollsten Sinne!

Wäre Fräulein Isolde Ladenmädel, würde ich sie zu meiner Geliebten machen. Weshalb nicht? — und sie davonjagen, wenn sie mir unbequem würde — vielleicht zu kunstsinnig — kunstsinnige Weiber! — gräßlich!

Wie selten hat ein Künstler die Freude am schönen Weib.

Hier wär' sie, die Freude.

Schade!"

Henry Mengersen blies gedankenvoll die blauen Wölkchen seiner Zigarette von sich.

Isolde hatte des geliebten Mannes Blicke wohl empfunden.

Ja, er hatte recht. Sie erschauerte, im Gefühl ihm anzugehören. Sie war ganz in sich verstummt.

Das große Geheimnis des Weibes, wie sie es damals verstanden hatte, als sie zum erstenmal seine Kunst ganz in sich aufnahm, lag über ihr.

Henry Mengersen hatte ganz recht mit dem, was er vom Weib dachte.

Das aber wußte er nicht, daß unter den Frauen auch freie Geschöpfe leben, freier als je ein Mann frei ist, mächtige Seelen, Seelen, die dem großen Zug der Natur, die in ihre Geschöpfe nur den Trieb zum Fressen legt, entgegenstehen, die der Natur zum Trotz sind, wie sie sind, lieben, wie sie lieben — und sich grenzenlos opfern, als stammten sie aus einer Welt mit anderen Gesetzen.

Sechstes Kapitel

Ein uraltes Märchen gibt es:

Eine reine Jungfrau wollte sich für ihren Herrn opfern, auf daß er von der Miselsucht genesen sollte.

Lebend wollte sie sich für ihn das Herz aus der Brust schneiden lassen.

Und als er durch die Türspalte blickte, da ersah er sie bloß, wie sie zur Welt geboren war, nackt in ihrer großen Schönheit, wie sie geduldig dem Arzt die Brust bot, damit er schneiden sollte und ihren Herrn retten.

Da erbarmte sich seine Seele.

In dem stillen, hohen Raum stand sie, wie die im uralten Märchen, die ihren Herrn retten und sich für ihn das Herz lebend aus der Brust schneiden lassen wollte, da stand sie nackt, wie sie zur Welt geboren war, in ihrer großen Schönheit.

Sie hatte ihrem Herrn versprochen, ihm einen Wunsch zu erfüllen.

Henry Mengersen saß ganz versunken und entrückt über seiner Zeichnung.

Große Stille im Raum.

Draußen Juliwärme, Julisonne, ungeheure Laubmassen, schneeweißleuchtende, ziehende Wolken auf tiefblauer Wolkenbahn.

Sommerliches Treiben, Sommerlaute, Sommerdüfte, Sommerblumen, der Glanz von einem weiten, ruhigen Wasserspiegel, heiliger, warmer Sommerzauber.

Drinnen, in dem stillen Raum, der ganz in seine Arbeit versunkene Mann, arbeitend wie an einer Offenbarung.

Etwas Ersehntes, etwas Notwendiges war es, was ihm da geschah.

Keine Minute, keine Sekunde verlieren!

Wie eine helleuchtende Blume steht sie regungslos und totenbleich.

Er hat hin und wieder auf den Lippen zu sagen: sie soll ruhen.

Er will sie aus ihrer Stellung erlösen — aber er wagt es nicht.

Was denn? — Was kann die nächste Minute bringen?

War er seiner sicher?

War er ihrer sicher?

Er arbeitet ohne Zeitmaß, heftig, widerstandslos.

Ungespaltenen Willen für seine Arbeit!

Die wundervollen Formen ohne Nebeneindrücke!

Er stellt sich kühl vor, daß sie ein bezahltes Modell sei — und es gelingt ihm.

Jetzt erst kann er ganz in sich selbst versinken.

Wie einfach ist alles zugegangen!

Ihr leises Kommen, — ein so rührendes Anschmiegen.

Er hat sie auf die Stirn geküßt.

Vorsichtig war er gewesen vom ersten Augenblick an.

Dann hat sie still und ernst die Kleider abgelegt.

Ja, und da war ihm das aus dem Märchen vom armen Heinrich gekommen.

Märchenhaft, weltfremd, jede Bewegung von ihr wie tief träumend und der große reine Ernst wie bei einem heiligen Opfer.

Wundervolle Rosen standen in einem weiten Korbe, die hatte er vor ihr ausschütten wollen.

Er wagte es aber nicht.

Den Kopf nicht verlieren!

Von vollendeter, junger Schönheit war ihr Körper. Ein Geschenk, eine herrliche Erfahrung.

„Dem Schöpfer Dank, daß das Mädchen so leichtsinnig war, daß sie ihrer großen Schönheit froh werden wollte, und daß sie ihn gewinnen wollte, alles beiseite werfend.

Diese rührende Gestalt, dieser Ausdruck des völlig bleichen Gesichts!"

Als Künstler nahm er das Eigentümliche ihres Wesens bereitwillig auf, als Mensch fühlte er sich davon fast abgestoßen. Er sah als Mensch tiefer.

Er empfand das Märchenhafte.

Aber welchen Wert hatte das?

Kann ein Weib, das so rücksichtslos wirbt und auf sein Ziel losgeht, wahr sein?

Wie steht das in Einklang mit solcher Reinheit der Bewegung, solcher Unantastbarkeit?

Lächerlich!

Nicht verblüffen lassen!

Im alten Märchen heißt es:

„Da erbarmte sich seine Seele."

Henry Mengersen war ein kluger Mensch. Was die Natur etwa versäumt hatte in seinem Charakter praktisch einzurichten, dem hatte er nachgeholfen.

Sein Empfinden als Mensch ist vortrefflich geschieden von seinem Künstlerempfinden. Seine große Kühle und Vorsicht ist ganz etwas für sich. Als Künstler kann er leidenschaftlich, warm, groß sein. Er ist sich dessen auch vollkommen bewußt. Er hat sehr viel über sich selbst nachgedacht, beurteilt und behandelt sich gewissermaßen wie ein Kunstwerk.

Er hat sich zur Kunst trainiert, kühl und berechnend. Er will sich seine Kunst intakt halten, seine Person, seine Toilette. Alle diese Dinge behandelt er auf das sorgfältigste.

Und wer im geringsten auf eins dieser Dinge störend einwirkt, den belehrt er.

Er hat gefunden, daß die kühle Belehrung eine ganz außerordentliche Waffe sei, eine verblüffende Waffe. Kühl belehren.

Es gibt für den andern in gewissen Momenten nichts Beschämenderes.

Ja und während der Arbeit, als er nicht wußte, wie jetzt enden, wie ein ruhiges Ausklingen des sonderbaren Abenteuers möglich sei, so daß er sich nicht den geringsten Vorwurf zu machen hätte, sonderte sich in ihm schon der Belehrungsstoff ab, wie das Gift in einem Giftzahn.

Der tödliche Biß aber erfolgte nicht.

Es war nicht nötig.

Unauffällig, still, ernst, wie sie gekommen, ging sie wieder.

Er wollte sprechen, war verwirrt, etwas verlegen, ja, er war dabei, aus Verlegenheit zärtlich zu werden.

Er sprach etwas ungeschickt von Dank. Da sah er, wie sie den Finger flehend auf ihren Mund legte und ihn dabei anblickte.

Dann sah er die Gestalt in dem hellen Kleid durch den Garten gehen, ruhig und langsam, nicht scheu und eilig.

Nicht ein Wort hatte sie bei ihm gesprochen, stumm war sie gekommen, stumm gegangen.

Als er an diesem Abend zu Mrs. Wendland kam, war Isolde nach München abgereist.

Mama hielt sich noch bei dem schwer erkrankten Bruder in Berlin auf und Isolde fand die Schwester ganz allein daheim. Der Vater hatte seinen Kegelabend.

„Wo kommst denn du her?" sagte Marie ganz erstaunt, als sie ihrer Schwester öffnete.

In dem dunkeln Korridor war es ganz beklommen.

Nach der herrlichen, weichen Seeluft drängt es sich hier wie erstickend in die Lungen.

„Ist was geschehn?" fragte Marie, „was fällt dir denn ein? Jesus, statt froh zu sein, kommt die Suse hier an! Willst du was?"

„Ich will heim", sagte Isolde.

„Bist du triste?" fragte Marie weich.

Da schlang Isolde ihre Arme um die blonde Schwester und gab sich wie ein krankes Kind.

Marie war so lieb zu ihr, goß ihr Tee auf, deckte den Tisch zum Abendessen.

Isolde ging bei allem, was Marie tat, ihr nach wie ein Kind seiner Mutter.

„Ist dir doch was?" wiederholte Marie hin und wieder ihre Frage.

Zu ihrer Schwester samtner Weichheit war Isolde von Kindheit an geflüchtet, wenn sie seelisch fror, wie in einen Sonnenstrahl hinein.

Marie war es so gewöhnt, Isoldens unruhiges, flackerndes Gemüt in ihre stille Natur aufzunehmen.

Sie machten beide nicht viel Worte, aber das Zueinanderschlüpfen der jungen Geschöpfe, die gegenseitige Wärme, das war so gut.

Marie wollte ihr Bettzeug holen, um bei Isolde zu schlafen. Sie hatte ihr Lager in einem andern Zimmer aufgeschlagen, des Schädels wegen. Von seinem Postament hatte sie ihn nicht nehmen wollen und hätte auch nicht gewußt, wohin damit. Und allein mit ihm im selben Zimmer — nicht um die Welt!

„Geh, bleib nur, wo du bist", sagte Isolde, dann ging sie schlafen.

Sie legte sich mit großen Augen nieder, ließ das Licht brennen und starrte vor sich hin.

Was für ein Weh stieg in ihrer Brust auf, so fremd, so nagend.

Sie verstand es nicht.

War das Reue?

War das entsetzlich, was sie getan?

Es nagte — nagte — nagte.

Aber weshalb sie so fremd, so geheimnisvoll litt, verstand sie doch nicht.

Ein Erstarren ging durch ihre Glieder und durch ihre Seele, — ein schreckliches, tödliches Erstarren.

War das Zweifel?

War das ......

Sie fand keine Worte, keine Gedanken — aber sie litt.

Sie fühlt, als grübe ein Messer in ihrer Brust, und suchte nach ihrem Herzen.

„Du Mensch aller Menschen hast es verlangt!" und wie damals legte sie die Hände wie im Gebet zusammen und blickte auf den Schädel. „Du hast es verlangt, weil ich dein bin, weil du mein bist und weil ich dir helfen soll."

Sie flüsterte wie in großer Schmerzensnot.

„Du wirst kommen — und du wirst mich nicht wieder verlassen!"

„Also doch, sehr — sehr schlau", würde der Schädel denken.

Eine ungeheure Sehnsucht erfüllte sie.

„Hätte er mich geküßt — geküßt!" ein tiefer Seufzer wie ein Schrei. Sie erzitterte durch alle Nerven. Dann ein Aufschluchzen.

„Nun weiß ich, wie ich bin! Er ist besser. Alles hat er — alles kann er. Was für ein Mensch ist er! — und auch besser als ich!"

Ein zorniges, empörtes Gefühl.

Stundenlang tobte es in ihr auf und nieder. Ruhelos, friedlos und so unsagbar weh!

Dann kam ein dumpfer Schlaf, und dumpfe, erregte Träume.

Sie stand auf einer Bühne und sollte singen und wußte nichts von dem, was sie singen sollte, und hatte nie ein Wort davon gehört.

Im Hemd stand sie vor allen Leuten, als müßte es so sein und doch war etwas versteckt, dumpf Schmachvolles dabei als müßte es doch wieder nicht so sein. Und Heinrich Mengersen ging an ihr vorüber in seinem weißen Flanellanzug, so

unantastbar vollendet gekleidet — und lächelte nachsichtig, da wachte sie auf.

Ihr Herz schlug und es war ihr, als hätte das Lächeln sie gebrandmarkt, ja, als hätte er in Wirklichkeit so gelächelt.

Sie hob die Hände zum Schädel auf. „Du liebst mich — ich bin dir das Liebste auf der Welt — wie du mir. Dann ist alles gut. Du hättest ja sonst auch nicht bitten können."

Das fremde, geheimnisvolle Weh lag dennoch auf ihrer Seele und über ihrem Körper, wie etwas, was sie ersticken wollte.

Am Morgen trat Marie ein mit einem Korb voll der herrlichsten Rosen.

Das war genau so ein Korb, wie er bei ihm gestanden hatte.

„Du, das ist für dich gekommen", sagte Marie. „Von wem wohl?"

Isolde saß auf ihrem Bettrand, bleich, mit selig gespannten Zügen. Und ihr war, als flöge ein mächtiger, grauer, weicher Vogel, der sich mit ausgebreiteten Flügeln an sie angedrängt hatte, von ihr ab. Sie konnte nicht sprechen. Sie blickte nur mit großen, weitgeöffneten Augen.

„Ein Briefel ist nicht dabei, gar nichts; Ich hab' schon geschaut. Der Dienstmann hat's für Fräulein ‚Isolde Frey' gebracht. ‚Isolde' hat er gesagt. Für dich. Von wem nur?"

Jetzt hatte Isolde den Korb auf dem Schoß, ihre beiden Hände lagen wie zitternd liebkosend über den Rosen. Sie saß regungslos.

„Rosen", sagte sie langsam. „Rosen!"

„Das sind mindestens für fünfzig Mark welche," meinte Marie, „so ein Haufen! Herr Gott, Isolde, von wem nur? Du weißt's!"

Isolde schüttelte wie geistesabwesend den Kopf.

Wie ein weicher, warmer Wind zog Frieden über sie hin.

„Nun ist alles gut."

Aus den taufrischen Rosen stieg Seligkeit auf und Hoffnung und ihr eignes Selbst ganz reingebadet, schön und ohne jede Schmach — und gut.

Den ganzen Vormittag machte Isolde sich mit den Rosen zu tun. Gläser und Vasen füllte sie damit und stellte sie so und so, und schaute sie an und nahm diese und steckte sie zu jener und sagte: „Wenn sie doch nicht welken würden. Weißt du, Marie, wenn die immer blieben, Winter und Sommer, dann säh' unser Zimmer wie ein Garten aus."

Die Rosen hatten alle Qual von ihr genommen.

Dieser Morgen, der Isolden die Rosen gab, brachte der Familie Frey einen höchst merkwürdigen Tag. Kein Familienglied vergaß ihn je.

Um zwei halb Uhr saßen Doktor Frey, Karl, Marie und Isolde bei Tisch.

Das Mädchen brachte die Zweiuhrpost: die Probenummer einer neuen Zeitschrift, einen Geschäftsbrief, eine Rechnung, die Ankündigung eines neuen Tabakladens in der Nachbarschaft und einen Brief von Frau Doktor Frey.

Dieser Brief war es, den der Doktor vor allem zuerst ergriff.

Marie hatte in diesen Tagen im stillen die Bemerkung gemacht, daß kein Bräutigam auf die Briefe seiner Braut so erpicht sein konnte wie der Vater auf Mamas Briefe.

Zu jeder Tageszeit, wenn er heimkam, das erste: „Ist Nachricht von Mama da?"

„Das, wenn die Mutter wüßt'", dachte Marie manchmal.

Und wenn er einen solchen Brief öffnete, mit welcher Hast!

Und heute? Was war denn das?

Kaum, daß er in den Brief gesehn, lief Doktor Frey ganz blaurot an. Ein Stöhnen folgte.

Isolde bemerkte es zuerst und fuhr entsetzt auf.

„Vater!"

Die Augen waren ihm aus den Höhlen getreten. Er sah mit einemmal erdrückend groß und schwer aus.

Die drei Kinder hatten mit den Suppenlöffeln innegehalten und starrten auf ihn.

Er stöhnte wieder und wieder, als könne er keine Luft bekommen. Seine Farbe wurde beängstigend.

Mit einemmal erhob er sich und ging schwerfällig im Zimmer auf und nieder, griff nach seinem Taschentuch und fuhr sich über die Stirn.

„Vater?" fragte Marie ängstlich.

Da stellte er sich vor sie hin. Sein Blick war immer noch starr.

„Schwär reich!" kam es undeutlich, fremd, heiser heraus.

Seine Kehle war ihm wie zugeschnürt.

So sieht das Glück aus!

Die Kinder starrten.

Sie wußten nicht mehr, was sie sagen und denken sollten. Seine Seele und sein Körper waren wie von einem Krampf gepackt.

Er war wie ein Tier, das in ein Riesenfaß Wein oder Sirup gestürzt ist. Es muß im Überfluß mit dem Erstickungstod kämpfen.

„Ist denn der Onkel tot?" fragte Isolde.

„Mausetot", sagte Doktor Frey.

Da kam es wie ein Luftstrom über ihn und er konnte wieder atmen.

Er wurde wieder er selbst.

Der tödliche Geldblutdurst, der wie ein häßlicher Krampf ihn überfallen hatte, ließ einen freien Augenblick jetzt wieder in ihm aufkommen.

„Ja, da bin ich nun ein schwärreicher Mann!" sagte er mit der bekannten und berühmten Doktor Freyschen Prophetenstimme. „Mama hat geerbt."

„Na, Alte, nun hast du einen reichen Mann!"

So empfing Doktor Frey scherzend seine Gattin, als sie nach dem Begräbnis ihres Bruders nach München zurückkehrte. Er trug eine Trauerbinde.

Die Mädchen hatte er ins allererste Konfektionsgeschäft geschickt und ihnen Trauerkleider machen lassen, aus dem „ff", wie er sagte.

Und wie die beiden im Zimmer geschäftig hin- und wiedergingen, um für Mama den Kaffeetisch zu richten, war in dem einfachen Raum mit seinen altmodischen, verbrauchten Möbeln ein zartes Rauschen und Knistern, so eine intime flüsternde Harmonie zu spüren, die die Bewegungen der beiden jungen Geschöpfe umgab.

Doktor Frey wanderte im Zimmer auf und ab und lauschte andächtig auf das süße, seidige, zarte Schürfen, das von den beiden Bamsen ausging.

„Frou-Frou", sagte er.

Wie geschmeidig sahen die jungen Körper in den stumpfen seidenunterfütterten schwarzen Kleidern aus.

Donnerstag! das war 'was andres, als was die Alte mit der „Störminna" fertig bekam! Er fühlte sich gehoben und war stolz auf seine Vaterschaft.

Zwei gute Partien im Haus!

„Ja, Bamsen," sagte er, „heute seid ihr eigentlich erst geboren. Ein guter Schneider ist halt doch mehr wert als die beste Mutter."

Er sprach im Prophetenton und schien großartiger Laune zu sein, dampfte und schnob Lebensfreudigkeit von sich, wie eine Lokomotive. Etwas Mächtiges war in ihm; der Raum, in dem er sich befand, schien unbedingt zu eng für ihn und seine kraftvolle Freudigkeit zu sein.

„Na, Alte, nun hat die Sache ein andres Gesicht bekommen!"

Triumphierend, wie ein Eroberer, schaute er auf seine Frau, die, ermüdet von der Reise, still auf ihrem gewohnten Platz saß.

Ihr Trauerkleid war in keinem ersten Geschäft gemacht. Es war ihr etwas hergerichtetes, altes schwarzes Sonntagskleid, und ein geschmackloser Trauerhut, mit steifem, grauschwarzem Schleier, der sicher aus einem Ausverkauf stammte, lag neben ihr auf dem Sofa.

„Hennenhirn!" sagte Doktor Frey und befühlte den starkgeleimten schwarzen Krepp.

„Daß i net lach!" sagte er.

Zum Begräbnis seines Schwagers war der Dichter nicht nach Berlin gereist. Darin hatte er etwas Goethisches. Durch und durch Optimist, ließ er, wenn es irgend anging, nichts, was diesen Optimismus unangenehm berühren oder in Frage stellen konnte, an ihn heran, denn nichts auf der Welt muß so vorsichtig behandelt werden wie ein guter Optimismus. Mama sprach im wehleidigen Ton vom Hinscheiden ihres Bruders.

„Die Sterbesakramente hat er empfangen, Gott sei gelobt, mehrmals sogar."

Sie sprach in dem leierigen Ton, den manche Weiber annehmen, sobald von einem Sterbefall die Rede ist.

„Sonst ist er recht ergeben hingegangen. Ganz dem seligen Vater glich er im Tod — du mein Gott, wie die Zeit vergeht! Und ausgestanden hat er ganz erschrecklich."

„Verschon' uns, Alte", sagte Doktor Frey und klopfte sie auf die Schulter. Er war sehr gnädiger Stimmung und schenkte seiner Frau eigenhändig, zum größten Erstaunen der Kinder, die zweite Tasse Kaffee ein, stellt sich aber so ungeschickt an, daß er den meisten Kaffee auf das Tischtuch brachte.

Marie wollte etwas des großen Fleckes halber tun.

Die Mutter wehrte ihr aber.

Es war, als ob der Mutter dieser Fleck wohltäte, als ob sie ihn gern sähe, als sollte alles so bleiben, wie es war, wie er es zu tun für gut befunden hatte.

„Ja, — so viel Geld!" sagte sie gedankenlos „— so viel

Geld! Und was in den Häusern steckt!" da kam sie wieder zu sich.

Später, als sie mit ihrem Mann allein im Zimmer war, nahm sie ihn beiseite und faßte ihn zaghaft am Ärmel seines Flausrocks, um ihm etwas zu sagen.

Es wurde ihr, so schien es, nicht leicht, sich zusammenzufassen.

„Ein komischer Mensch", sagte sie.

„Wer denn?"

„Der selige Bruder. — Weißt du, was er sagte, daß er Marie und Isolde extra bedacht hat? ‚Deine Mädel sollen gute Partien werden, die sind viel zu schön, um arm zu sein.' Na ja, das ist ja zu verstehen. Dann aber sagte er, was ich sehr sonderbar fand bei einem so ordentlichen Menschen, wie mein seliger Bruder war.

‚Ich hab' das Weib so oft in seiner Erniedrigung gesehn, daß mir's wohl tut, wenn ich zwei schöne Mädel sicher auf die Füße stellen kann.'"

„Na, da wird er wohl so arg ordentlich net gewesen sein," sagte Doktor Frey ungeduldig.

„So ein Ausdruck von einem ordentlichen Menschen!" meinte Mama. „Wieso denn erniedrigt? Was wird er denn getan haben, anderes als andere Männer? — Da müßten ja alle ....." Mama hatte sich unbedingt in ihrem Gedankengang verwirrt. „Ich meine," sagte sie, „es ist doch alles ganz gesetzlich und in Ordnung, wie es ist. Gott verzeih mir, — ein Verbrecher wird er doch nicht gewesen sein?"

„I bewahre, mach dir deshalb keine Sorge."

„Ich hab's eben nicht verstanden. Ich weiß schon, es gibt etwas wie liederliche Mädchen", sie errötete; „aber das ist gesetzlich, nicht wahr, das muß doch so sein?

Weißt du, dir kann ich's ja sagen, daß ich davon überhaupt etwas weiß."

„Ungeniert", sagte Doktor Frey lachend.

„Meint er denn die?“ fragte Mama.

„Wie gesagt, mach dir deshalb keine Gedanken. In seinen alten Tagen wird er etwas bedenklicher Natur geworden sein, ein Schwärmer, so etwas.

Sancta Simplicitas.

So eine Henne lebt doch wie mit ausgeschnittenem Hirn. Daß i net lach! Sucht das Weib in seiner Erniedrigung und kann's net finden!

Na, hochentwickelte deutsche Hausfrau, mach' dir weiters keine Sorgen.“

„Der selige Bruder wird sich eben reichlich seine Gedanken gemacht haben, als es zu Ende ging. Ein reputierlicher Mensch ist er ja sicher gewesen, wie sie es von jeher in der Familie waren, und was soll er denn groß anderes getan haben als andre anständige Männer? Wenn es auf den Tod hinausgeht, werden die Leut' fei ängstlich!“

Siebentes Kapitel

Doktor Frey reiste tags darauf mit Isolden, seinem Liebling, nach Berlin ab, um in Mamas Namen manches zu erledigen.

Isolde war schweren Herzens gegangen. Ihre Rosen blühten noch in den Gläsern.

Mittlerweile geschahen Wunder und Zeichen in der Freyschen Wohnung.

Mama hatte im Coupé wahrhaft kühne Pläne geschmiedet; auch Mama waren die Flügel gewachsen. Mama, die in ihrer langen Ehe nie aus der Bedrängnis gekommen war, aus Bedrängnissen, die von Kind zu Kind, von Jahr zu Jahr gewachsen waren, Mama wollte jetzt ihres Glückes froh werden.

Es war ihr Geld — ja — das war es doch? Der Bruder hatte es ihr vermacht — doch ihr?

Nun konnte sie einmal alles nach eigenem Gutdünken tun. Wie gut, daß er jetzt nicht daheim war.

In ihrem Hirn hatten sich, solang sie dachte, die schwierigsten Probleme gewälzt: „Fett oder Schmalz? Was gibt mehr aus? Wie dehn ich's am besten? Heut nehm' ich um ein Bröckel weniger, dann reicht der Rest morgen noch halbwegs — und übermorgen da schöpf' ich's von der Suppe."

Und die unheimlichen Kunststücke mit Fleisch und Butter, daß alles ausreiche, und das Hangen und Bangen in den letzten Tagen des Monats, wenn das Geld trotz allen Quälens und Marterns nirgends mehr langte; und die ewige Unzufriedenheit, daß nichts gut genug war und das Schuldbewußtsein, die Angst, wenn sie antreten mußte, um das Wirtschaftsgeld zu erbitten, auch wenn es pünktlich um die vorgesetzte Stunde war, er war doch immer entrüstet. Wie eine Verbrecherin, eine Geldfortschlepperin hatte sie vor ihm stehen müssen, einmal wie das andremal.

Da konnte sie sich bis aufs Blut gepeinigt haben und wie

ein Raubtier hinter allem drein gewesen sein. Das war alles gleich — immer dieselbe Operation.

Ach, wie sie alles dessen müde geworden war, schon längst — längst müde, wie ausgesogen.

Als junges Mädchen hatte sie recht gern gelesen, hatte sich Gedichte abgeschrieben und schöne Aussprüche. Davon war nie mehr die Rede gewesen.

Nach jeder Wäsche Gebirge morschen Leinenzeugs und von frühmorgens an das Sinnen und Kämpfen, daß es zum Mittagessen lange, und daß mit den lächerlichsten Mitteln etwas Anständiges auf den Tisch komme.

Kaum war gegessen, hieß es: „Und was zum Abendessen für all' die Leut?"

Und wie das Geld unter den Fingern fortglitt! Immer derselbe Schreck, immer dieselbe Aufregung. Plötzlich waren von allen Seiten die Rechnungen wie losgelassen.

Das Mädchen brachte sie kühl mit heim, vom Bäcker, vom Metzger, von Gott weiß wem!

Der Mama gab eine jede solche Rechnung einen Stoß in die Nerven. Woher nehmen? Wie kann denn das wieder zusammenkommen!

Diese Hetz bis aufs Blut, bis ins innerste Mark.

Und dann die Jahre, als die Kinder kamen.

Welche Sorgen!

Und immer so hilflos und trostlos, wie ein bis zu Todesmattigkeit getriebenes Tier.

Und die ganze entsetzliche Qual immer wieder gleichmäßig von Anfang bis zu Ende.

Nach jeder Geburt die ungeheure Arbeitsanhäufung, der sie widerstandslos matt in größter Schwäche gegenüberstand!

Wie oft hatte sie sich gewunden vor aufgeregter, entsetzlicher Übermüdung, in Verzweiflung sich in die Finger gebissen, vor Ratlosigkeit geweint! Und das alles Tag für Tag, nie ein

Aufatmen, nie, daß die Seele sich ihrer selbst einmal bewußt geworden wäre, nie eine Erholung — nie eine Anerkennung.

Geistig wie tot und körperlich zerschunden. Und so jahrelang, jahrelang.

Ein armes Tier!

Drei Kinder waren ihr gestorben nach langer Krankheit. Alle Qual umsonst. Für den Tod hatte sie geboren.

Wie gut war es ihr, als sich so eine schwere Dumpfheit über sie gelegt hatte, wie gut war das, als fast nichts mehr wehtat!

Die ersten Jahre hatte sie nach Anerkennung gedürstet wie verschmachtet; dann war es ihr gleichgültig geworden. Um aber diese Gleichgültigkeit zu kaufen, hatte sie alles hergeben müssen, was Leben heißt, was Denken heißt, was Menschsein heißt.

Jetzt aber gedachte sie es sich wohl sein zu lassen.

Ja und sie begann mit Trotz, der halb mit bösem Gewissen versetzt war, dieses Sich-wohl-sein-lassen zu genießen.

„Und ich tu es eben! Ich tu es!"

Sie tat es.

Ihre Speisekammer ließ sie weißen und ging in den Konsumverein mit ihrem alten, etwas fettigen Büchlein, um sich Vorräte zu kaufen. — Vorräte!

Ihr Herz, ihre Nerven erzitterten vor Erregung.

Sie wählte und wählte, von diesem und jenem, vom Besten und sann wie ein Kind:

„Was noch? Was noch?"

Und dann kam eine ganze Ladung ins Haus, als wollte sie ein Wirtshaus eröffnen.

Ganz allein saß sie lange Zeit mitten unter ihren Schätzen und ein Friede kam über sie, wie aus einer andern Welt; oder als wäre sie nach schwerer langer Wanderung endlich in ein Obdach gekommen. Ganz erschöpft so im Gefühl der

Sicherheit sitzt sie und hört den schweren, stechenden, klatschenden Regen, dem sie so lang ausgesetzt war. Sie hört ihn — und hört ihn — und denkt, wie es gewesen, und fühlt ihre schwere Mattigkeit, und daß sie nun......

Und jetzt nimmt das müde, arme kindliche Weib ihr Büchel vom Konsumverein und berechnet, wieviel das, was sie geholt hat, zu Neujahr an Zinsen, Steuern nennt sie's, geben wird.

Und da ergibt es fast zwanzig Mark.

„Das hat einmal ausgegeben!" Dann lächelt sie — lächelt — lächelt.

Ja, und die Geschichte mit dem Konsumverein macht ihr mehr Eindruck als die ganze Erbschaft und das ganze Erträgnis der fabelhaften Berliner Häuser.

Hier ist es ihr nah getreten, hier ist ihr Glück ihr begreiflich geworden.

Und sie sitzt und träumt sich in ihre eignen Gefühle hinein und wundert sich.

Ja, da hat sie doch eigentlich recht schwer und unglücklich gelebt — recht unglücklich! War ihr denn das nie recht ins Bewußtsein gekommen?

Sehr deutlich nie.

Alles dumpf, ganz dumpf.

Aber eben das Dumpfe, das ist das Schreckliche, das Menschabgewandte.

So einsam wie in ihrer seelenertötenden langen Ehe, so ohne jedes Verständnis, ohne jeden mitempfindenden Blick auf ihre Arbeit und Mühseligkeit, so einsam war sie auch jetzt in ihrer Befriedigung.

Einsam, ganz für sich, in sich selbst verkrochen, eine kleine, bange, dumpfe, unendlich schmerzvolle Welt für sich.

Isolde hatte damals das Nachttierhafte in ihrer Mutter gespürt, das Nachttier, dessen Dasein allen ein Rätsel ist, dessen Dasein niemand kennt, und das selbst die Tageswelt nicht kennt.

Von einem fieberhaften Eifer war Mama jetzt besessen, das zu tun, was sie tun wollte.

Es mußte durchaus geschehen sein, ehe er zurückkam.

Die alten abgenutzten Küchenmöbel ließ sie himmelblau streichen, die ganze Küche rosig tünchen.

All ihre innersten, tiefsten Herzenswünsche erhoben froh ihre Häupter.

Die Flickwäsche gab sie aus dem Haus und handelte um jedes Stück mit der Flickerin auf Tod und Leben.

Den Salon ließ sie mit einer weiß und goldigen Tapete neu herrichten. Die Türen wurden auch in Weiß und Gold gestrichen.

Die Leute sollten Augen machen!

An die alten Vorhänge setzte sie neue Spitzen. Bis tief in die Nacht hinein arbeitete sie daran mit ihrer Maschine. Ihre Pulse flogen bei dieser Arbeit und sie war vor Anstrengung ganz außer sich.

Am andern Morgen wurden die Vorhänge aufgemacht, nicht vom Tapezierer. Sie selbst stand auf der Leiter.

Auf den Gedanken, einen Tapezierer zu holen, wäre das an Plage gewöhnte Weib nie gekommen.

Jeden Nachmittag kam sie mit Marie hochbeladen aus der Stadt wie im Rausch, ganz aufgeregt. Da hatten sie alles Denkbare gekauft, was Mama seit Jahren sich ersehnt hatte.

Bar gezahlt wurde nichts; alles auf Rechnung.

Er brachte erst den Reichtum mit heim.

Ob Mama sich vorstellte, daß dieser Reichtum etwa wie ein Kohlenwagen vor der Türe abgeladen werden würde?

Jedenfalls dachte sie: „Um Gottes willen, wohin damit?"

Sie wußte schon von Banken etwas, aber Steuern und Zinsen und all dergleichen ging, wie gesagt, bös bei ihr durcheinander.

Sie hatte auch nichts damit zu tun, so etwas besorgte er, und von höheren Dingen sprach er nun einmal nicht mit ihr.

Unter den Kostbarkeiten, die Mama fieberhaft erstanden, waren ganz sonderbare Dinge. Die unglaublichsten Bürsten und Bürstchen, allerlei ganz außerordentlich pfiffige Einrichtungen zum Putzen von den verschiedensten Gegenständen, spitze Pinsel und stumpfe Pinsel, allerlei geheimnisvolles Küchenhandwerkszeug, das hatte sie sich alles immer gewünscht und nie war sie zum Besitz gekommen.

In der Küche sah es aus, wie in einem Arsenal, als wollte sie gegen den Hunger der ganzen Welt zu Felde ziehen. In dieser Küche hatte sie so namenlos gelitten!

Hier konzentrierte sich alles.

Die Schneiderin saß auch im Haus, wie eine Henne auf Eiern, Tag für Tag. Mamas und der Mädchen alte Kleider wurden hergerichtet.

Wertvolle Besätze und Gott weiß was kaufte sie, um den alten schlecht sitzenden Plunder wieder aufzustutzen.

Die alte Geschichte vom Hirtenjungen, was er tät, wenn er König würde.

Mama und Marie kehrten jeden Nachmittag nach den Besorgungen bei dem Konditor ein, und Mama verdarb sich regelmäßig den Magen und hatte an Migräne greulich zu leiden.

Die beiden Söhne profitierten auch am Freudenrausch und der ganz naiven Art, Einkäufe ohne Geld zu machen.

Tief in der Nacht erscholl ein Läuten durch das stille Haus. „Der Vater!“ dachte Marie und ebenso dachte es die Mutter. Beide waren außerordentlich erregt und konnten nirgends ein Streichholz finden.

Inzwischen läutete es auf eine unaufhörliche, nervenerregende Weise.

„Um Gottes willen, was ist geschehen!“ Das sagte die

Mama wohl zwanzigmal, während sie im Dunkeln tappte und suchte und die Läuterei kein Ende nahm.

„Vielleicht ist alles wieder aus! Du lieber Himmel!

So kann es nur läuten, wenn ein Unglück geschehen ist, so läutet kein vernünftiger Mensch!"

Sie tappten und tappten.

Endlich!

Wie im Fieber, zähneklappend, mit angstvollem Herzschlag huschte Mama in Nachtjacke, Bambuschen und grauem Flanellrock die Treppe hinab.

Bebend, mit zitternden Gliedern, schloß sie auf, öffnete die Tür, — da fiel ihr Lateinschüler und Sorgensohn Karl ihr in die Arme, mit dem Kopf voran, total bezecht.

„Herr des Himmels!"

Mit Karl war gar nichts anzufangen. Er benahm sich störrisch und lärmend wie ein Ferkel, das nicht will, was es soll. Dabei schien der dicke Knabe schwerer und plumper zu sein, als man es sich hätte von ihm vorstellen können.

Mama mußte ihn unten an der Haustür lehnen lassen.

Zwei Stufen auf einmal nehmend, stürzte sie hinauf, um Marie zu holen.

„Daß nur derweilen niemand kommt!"

Dann versuchten sie es mit vereinten Kräften.

„Na, Alte", brummte Karl, als Mama ihn unter den Arm zu packen versuchte, „vorsichtig, vorsichtig!"

Marie wagte es gar nicht, ihn anzufassen. Sie hatte einen grenzenlosen Ekel vor ihm. Sie weinte.

„So nimm ihn doch", sagte Mama.

„Hennenhirn!" brummte der dicke Knabe, ganz wie der Vater, nur war diese junge Prophetenstimme noch rund und etwas schleimig hatte keine Ecken und Auswüchse.

„Weibsvolk, albernes!"

Marie weinte bitterlich.

„Dös, wenn der Vater wüßt', wie ihr euch anstellt!"

„Karl!“ wimmerte Mama weinerlich.

Karl tat einen scharfen, kurzen Schmatz mit den Lippen. Sein Mund spitzte sich. Darauf täschelte er seiner Schwester ins Gesicht.

Die schrie schluchzend auf.

Karls stierende Augen richteten sich verdutzt auf sie.

Marie war ganz auseinander.

Die beiden Frauen schleiften ihn wie eine tote Masse die Treppe hinauf.

„Wenn ihn nur kein Lehrer gesehn hat!“ wimmerte Mama.

„Recht geschäh's ihm!“ meinte Marie; „das, wenn der Vater erfährt!“

Mama gedachte einer Nacht im vorigen Jahr, als er ihr schon einmal so nach Hause gekommen.

Sie war eben dabei gewesen, ihrem Mann den schwarzen Kaffee zu kochen, und bebte in Todesangst, daß Karl noch nicht daheim war.

Da kam er, das heißt, er versuchte zu kommen. Und wie heute war sie die Treppe hinuntergelaufen und hatte sich dann den Vater zu Hilfe holen müssen.

Sie hatte gefürchtet, der würde ihn kurz und klein hauen.

Merkwürdigerweise nichts davon.

Im Benehmen ihres Mannes hatte sie, zu ihrem höchsten Erstaunen, eine gewisse Rührung konstatieren müssen.

Nie hatte sie ihn so sorgsam gesehn, bei keiner der vielen Krankheiten im Haus war er so hilfreich gewesen, so sachverständig.

Wie er ihr zur Hand ging, wie behutsam er Karl ins Bett half.

So viel Gemüt wie damals hatte er bei keinem Familienereignis entfaltet.

Mama war es auch vorgekommen, als behandelte er Karln tags darauf mit einer kameradschaftlichen Schonung und Diskretion.

Damals zog er ihn auch bei einer Angelegenheit mit in den Familienrat.

Es handelte sich darum, ob Isolde doch nicht noch zur Lehrerin ausgebildet werden sollte.

Den Familienrat pflogen Papa, der älteste Sohn und Karl, der kurz vordem die erste Weihe empfangen hatte.

Alle drei beschlossen einmütig, daß Isolde kein Blaustrumpf werden dürfe, trotzdem die Familie so gut wie kein Vermögen besaß und jeder nach dem Tod des Vaters auf sich selbst angewiesen war.

All' dies kam Mama wieder lebendig in die Erinnerung, als sie mit Marie ihren dicken Sprößling die Treppe hinaufbugsierte.

Oben angekommen, machte sie sich daran, Karl einen schwarzen Kaffee zu kochen.

Inzwischen beängstigte dieser im Zimmer seine Schwester Marie, die auf ihn achthaben sollte, daß er mit der Lampe nichts anrichte.

Und wie ein heiliges Vermächtnis seiner Ahnen und Vorgänger, war diesem angehenden Jüngling in seiner Beneblung und Hilflosigkeit die Weibverachtung als das Nächstliegende erschienen. Die Schwester hatte in dieser Stunde etwas vor ihm voraus; das paßte ihm nicht. Er fühlte den dunklen Trieb, die Hand gegen sie zu erheben, als sie ihm fragend etwas wehrte und machte Anstalt dazu.

Da schrie sie auf, warf sich vor einen Stuhl nieder, preßte ihren Kopf in das Polster und schluchzte angstvoll.

„Dumme Gans", sagte Karl. „Ich, wenn jetzt ein Madel hab, — beim ersten Mucks — raus damit! Gibt ihrer genug, — Gottlob!"

Marie fürchtete sich vor ihm. Sie fürchtete, daß er sie anrühren könnte. Ihr war zumute, als wäre sie mit einer tollen Bestie im Zimmer.

„Mutter! Mutter!" schrie sie jetzt laut.

Da kam Mama hereingestürzt.

„Was ist denn?"

Karl lachte auf.

„So 'ne affektierte Gans!"

Die Mutter trat auf ihn zu mit der völlig gleichgültigen, abgestorbenen Miene, die sie zum großen Ärger ihres Gatten so unübertrefflich anzunehmen wußte.

Vor dieser Miene duckte sich auch Karl. Damit wußte er nichts zu machen, die verstand er nicht.

Da war sie auch ihm über.

„Vorsichtig, Alte, vorsichtig!" lallte er und ließ sich auf Vaters breiten Arbeitsstuhl niederdrücken.

Diesen Abend kroch Marie in Mutters Bett. Sie war ganz außer sich.

Das mußte man Mama lassen, ihre beiden Mädels hatte sie zu behüten verstanden. Sie waren gerade so weltfremd wie andere höhere Töchter auch.

Die kleine geheimnisvolle Welt im eigenen Hause kannten sie so wenig wie die große draußen.

Vor der kleinen wie vor der großen Welt hatte Mama sich mit ausgebreiteten Röcken gestellt.

Ob sie dachte, daß sie einmal recht überrascht werden sollten? Oder was sie dachte?

Kurzum, es war ihr einziges: „Daß die Mädels nur nichts erfahren!"

Vor ihren Töchtern schwieg sie wie das Grab. Wenn ihr das Leben das Herz abdrückte, keine Offenheit den Töchtern gegenüber.

Wie gern hätte sie manchmal den müden, dumpfen Kopf an Mariens Schulter gelegt, um da Verständnis und Trost zu finden.

Wie vor einem Unrecht aber war sie jedesmal zurückgeschreckt.

Nein, das Kunststück wollte sie auch fertig bringen, wie andere Mütter, ihre Mädels sollten „von nichts" etwas wissen; darein setzte sie gewissermaßen ihren Stolz.

Sie hatte auch „von nichts" etwas gewußt.

Dann waren die Überraschungen gekommen!

Weshalb das so sein mußte, wußte Mama nicht. Es war hübsch so — und anständig. Alle Mädchen aus gutem Haus mußten so ins Leben hinausgehen.

Und dafür hatte sie das große Opfer gebracht, daß sie den Kindern fremd geblieben war, fremd in ihrem dumpfen, schweren Leid. Wenn sie dennoch etwas wußten — sie war unschuldig daran, das konnte sie mit bestem Gewissen sagen.

Ihre Mädchen hatte sie gut erzogen!

So lag auch heute Marie stumm am Halse der Mutter und weinte, und Mama klopfte ihr den Rücken und murmelte, wie sie es bei ihren kleinen Kindern getan hatte, um sie zu beruhigen. „No — no — no — no — no!"

Mrs. Wendland hatte von dem großen Umschwung der Verhältnisse ihres Freundes Doktor Frey gehört. Sie wußte auch von dem Glück der beiden Mädchen, daß sie im besonderen von ihrem Onkel bedacht worden waren. Die Besitzerin einer Summe von dreimalhunderttausend Mark konnte sich schon sehen lassen. Die Mädchen würden jetzt die Auswahl haben.

Mrs. Wendland hatte wirklich eine Freude über diese Nachricht gehabt.

Sie hatte sich im stillen immer gedacht: „Was sollen diese beiden Kinder mit ihrer großen Schönheit? Dummheiten — Dinge werden geschehen. Für arme Mädchen ist es viel besser, wenn sie nicht sind schön."

Sie hatte über Freys Glückswechsel auch zu Henry Mengersen gesprochen, der ihr wenige Tage darauf mitteilte, daß er eins dieser Mädchen zu heiraten beabsichtige.

Mrs. Wendland war nicht ohne Erstaunen.

„Sehr einfach," sagte Mengersen, „ich habe mir alles überlegt: Meine künftige Frau muß wohlhabend sein, jung, schön, anspruchslos. Diese Dinge trifft man selten beisammen. Hier ist dies der Fall. Bitte, dich zu überzeugen."

„Ich halte Isolde durchaus nicht für anspruchslos, lieber Henry", sagte Mistreß Wendland. „Isolde ist ein Rassegeschöpf, die sind an und für sich ..."

„Die andere aber halte ich für vollkommen anspruchslos", unterbrach Henry Mengersen. „Die ist ganz, was ich suche."

„Die andre?" fragte Mrs. Wendland verwundert.

„Und weshalb nicht?" meinte er scharf und dachte: „Hat Isolde geplaudert?"

Mrs. Wendland blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Isolde ist bei weitem interessanter."

„Mag sein. Beste Mary. Eine interessante Frau? Dazu kunstsinnig, mitempfindend, nachempfindend, Gott weiß, was noch! Alle Achtung! Nein, nicht um die Welt! Und außerdem ist Fräulein Isolde auch in anderer Beziehung nicht mein Geschmack. So etwas heiratet man nicht. Sie ist herb, wie eine junge Quelle? Nicht wahr?" Er lächelte fein und kühl. „Und ich behaupte, sie ist ein kleiner, frecher Dachs, dem es recht gut tun wird, wenn sie sieht, daß man ihre Schwester ihr vorzieht. Ich glaube, diese Erfahrung ist außerordentlich wichtig für das Mädchen."

Mrs. Wendland lächelte: „Also aus erzieherischen Gründen wollen Sie Marie die Resten von Ihr Dessert geben und nicht Isolden? Sie werden ein ganz reizender Ehemann werden. Cold as charity, kalt wie die Barmherzigkeit, man sagt. O, ich möchte mich nicht mit Ihnen heiraten, lieber Henry. Mich friert, holen Sie mir meinen kleinen Schal, bitte.

Ach und nun werden Sie also philiströs; ein Mann, was hat gelebt, wie du, ist so komisch als tugendhafte Ehemann zu denken!

Nun, also heiraten Sie sich die kleine Frey. Sie machen immerhin ein ganz gutes Geschäft."

Henry Mengersen dachte: „O, meine gute Mary, — also doch nicht ganz angenehm überrascht?"

„Und Sie sind der erste, der sich von dem neuen Geld der Freys kaufen läßt?" fragte sie und beugte sich in ihrem Lehnsessel vor mit einem amüsierten Ausdruck. „Und Sie wollen die kleine Marie wieder eingeladen sehn bei mir? Sie brauchen gar nichts zu sagen, ich weiß schon."

Henry Mengersen küßte ihre Hand.

„Du bist schon ganz in der philiströsen Maske eines keuschen, würdigen deutschen Bräutigams, mit seinem gut bürgerlich schlechten Gewissen. — Du bist mir nun langweilig! Nicht deshalb, wie du denkst. O, nein, gar nicht deshalb! Sie brauchen nicht zu lächeln, Henry. Nein, weil nun eine große, langweilige Lügengeschichte angeht, wie bei allen Männern. Bei dich lächelt es mich noch mehr, als bei den andern, weil ich dich kenne, wie mein Taschentuch!

Für Sie, Henry, wünschte ich, Sie hätten Isolde gewählt. Vor ihr hätten Sie müssen doch ein wenig gêne haben. Sie könnten mit ihr nicht so ganz sans façon sein.

Doch deshalb nehmen Sie sie ja nicht. Nun, ich wünsche Glück zu diese Dudelsackehe.

Kommen Sie heut abend zum Tee, Henry, wir trinken auf der Veranda."

Marie Frey verlebte bei Mrs. Wendland traumhafte Tage. Sie war es gewohnt, von Studenten und den Brüdern ihrer Freundinnen verehrt zu werden; aber dieser Herr Mengersen war doch ganz etwas andres.

Sie traute der Sache nicht recht. Es kam ihr alles zu unwahrscheinlich vor.

Aber Henry Mengersen verstand sich darauf, sie zu über-

zeugen, trotzdem ihm eigentlich solch eine weltfremde höhere Tochter ein sehr unheimliches Ding war.

Er überschüttete sie mit Zartheit.

Ein Bukett, ganz aus Moosrosenknospen, was mußte das solch einem Geschöpf nicht alles sagen! Und was sagte es ihr nicht alles!

Henry Mengersen konnte sich viel Müh und Geist ersparen.

Ein Garnichts, zarte Farben, zarte Formen taten mehr für ihn, als er für sich hätte tun können; dazu seine tadellose Wäsche, die vornehme Reinheit seiner Person, das imponierend elegant sitzende Schuhwerk.

Er mußte auf so ein Ding wirken, ohne daß er sich im geringsten anzustrengen brauchte. Dazu sein Ruhm und die Art, wie man ihm begegnete.

Nie hatte das blonde Mädchen einen vertrauenerweckenderen Menschen gesehen.

Die weltfremden Sinne waren noch so kindlich, so ganz vom Äußeren hingenommen. Wie Blasphemie wäre ihr ein Zweifel an diesem Menschen erschienen. Ja, es gab Augenblicke, da schämte sie sich ihrer selbst, ihrer Plumpheit, wie sie ihre Ungewandtheit nannte, ihrer Hände. Man sah ihnen das fleißige Schaffen im Hause an. Es waren reine, junge, kräftige Mädchenhände, aber nicht blütenweiß und die Nägel waren kurz gehalten.

Sie konnte ihre Hand gar nicht neben der seinigen sehn. Wie hoch stand dieser Mann über ihr!

Und als er sie mit weicher Stimme bat, sein Weib zu werden, war es ihr zumute, als tanzten Erde und Himmel durcheinander. Ein ganzes Chaos von Glück, Stolz, Überraschung und Verwirrung.

Sie hatte ihrer Mutter und niemandem sonst ein Wort über Henry Mengersen geschrieben, auch Isolden nicht, und nun war sie Braut, die Braut eines Mannes, zu dem sie nie die Augen erhoben hätte.

Achtes Kapitel

Isolde erfuhr die Verlobung ihrer Schwester unvorbereitet.

Sie kam von Berlin zurück, eingehüllt in ihre große, tiefe Liebe wie in eine Wolke von Sehnsucht.

Die Mutter empfing Vater und Tochter freudestrahlend schon auf der Treppe und verkündete ihnen die Nachricht.

Mit einer plumpen, die Knie zusammenbrechenden Wucht, wie ein großes Raubtier auf sein Opfer, sprang die Verzweiflung auf Isolde.

Nicht Zeit zu einem Schrei!

Da war's geschehen. Da hatte sie ihr Teil.

Sie wollte sich an ihren Vater halten, um nicht zu fallen.

Ihr kam es aber vor, als griff sie in die Luft.

Und die Mutter war auch nichts als ein Gespenst — ein Nichts.

Da war kein Körper, der irgend etwas galt.

Ihre Hände hielten sich zwar, — aber sie fiel doch. Ihre Seele fiel und hörte gar nicht auf zu fallen in Dunkelheit hinein — endlos — endlos.

Und zu derselben Zeit, in der sie so tief und endlos fiel, fühlte sie, wie sie in das Zimmer trat und hörte sprechen und sah dies und das.

Ein dumpfes Rauschen umgab sie. Wie aus weiter Ferne hörte sie den Vater ungeduldig schelten.

„Was zum Teufel ist denn das?"

Doktor Frey stand mitten in dem weiß und goldenen Salon mit den frisch gewaschenen, mit neuen Spitzen besetzten Vorhängen.

„Das ist die reinste Verrücktheit!"

Er sperrte ganz verblüfft Augen und Mund auf.

„Stellst du dir vor, Alte, ich laß mein gutes Geld von dir zum Fenster hinauswerfen? Läßt die gekündigte Wohnung neu herrichten! Daß i net lach!"

Er war in großer Wut.

„Gekündigt hast du?" fragte Mama ganz betreten und zittrig. „J du meine Güte, davon weiß ich ja gar nichts!"

Doktor Frey riß die Tür zum andern Zimmer auf, um zu sehn, wie es dort stand.

„So — na! — Merkwürdig!"

Er war einigermaßen beruhigt.

„Freilich ist gekündigt. Glaubst du etwa, ich bleib' in dem Loch? Und was ist denn noch geschehn, wenn ich bitten darf?"

Nun kam ein Sündenregister.

Doktor Frey ging erregt im Zimmer auf und nieder.

„Daß i net lach! Daß i net lach! Das war auch besonders nötig, daß eine von den Bamsen sofort an den Esel, den Mengersen ... Nun, ich werd' euch auf die Finger passen, ihr! Das ist ja ein reizendes Willkommen!"

Als Isolde endlich allein in ihrem Zimmer war, schloß sie die Tür und warf sich auf den Fußboden.

Draußen schalt der Vater weiter und die Mutter weinte einmal laut auf.

Langgestreckt lag Isolde; — ein Schwindel erfaßte sie.

So tief, so tief, so dunkel und sie mitten darin!

Heute sollte sie ihn noch sehen und auch die Schwester — da griff sie mit den Armen in die Luft, da wollte sie wieder etwas fassen.

Auf den Boden warf sie sich vor ihr Bett und biß in den Fuß des Bettes, und verbiß sich darin, wie ein wundes Tier, das mit dem Tode kämpft.

Ihre Augen fielen auf das Konsol mit dem Schädel darauf. Da hockte sie sich zurecht, die Arme um die Knie, und starrte dem Schädel in Verzweiflung in die leeren Augenhöhlen und starrte und vergaß die Zeit.

Sie wollte denken — aber es ging nicht. Es war ja auch

alles ganz gleich. Sie fing an zu singen, einen leierigen Gassenhauer.

Wie mit einem Messer schnitt sie dies Singen; — dann sang sie weiter, übermütig lustig.

Wie tat das?

Am Abend kamen sie wirklich beide. Er hatte seine Braut nach München begleitet. Isolde trat ihm ruhig entgegen; es gelang ihr ohne Mühe, weil doch alles eins war. Das eine tat so weh wie das andere.

Marie war hingebend weich und selig.

Henry Mengersen schien der Situation völlig gewachsen zu sein. Er hatte allerdings erwartet, daß Isolde sich mit „Kopfschmerzen" entschuldigt haben würde.

Nun war sie doch da, eine freche, kleine Bestie — und hatte einen ruhigen, undurchdringlichen Gesichtsausdruck.

Er aber war gerüstet auf alle Fälle; umsonst hatte er sich nicht einen Giftzahn wachsen lassen. Von einem Mädchen, das sich erniedrigt hatte wie Isolde — und vergeblich erniedrigt, stand alles zu erwarten. Er hatte sie in der Hand, da war ihm andres schon geglückt. Die Ruhe war nur Maske. O, er ließ sich nicht täuschen; er kannte diese Sorte.

Ein unpassendes Wort seiner Braut gegenüber, und Isolde würde ihn kennen lernen.

Durch einen Zufall standen sich beide in des Vaters Arbeitszimmer allein am Fenster.

Die Hängelampe warf ihren Schein grell in die Mitte des Zimmers und um diesen Lichtkern war eine weiche Dämmerung.

Isolde sah ihm ruhig in die Augen.

„Eine Bitte, Fräulein Isolde", sagte er eisig; „über das, was zwischen uns vorgegangen ist, kein Wort — nicht wahr? Es gilt das Lebensglück Ihrer Schwester. Sie verstehen mich

doch? Und was mich betrifft, seien Sie meiner ganz sicher — ich bin Gentleman. Ich darf mich ja Ihnen gegenüber aussprechen."

Aber wie er mit sicherem, vornehmem Blick den ihren streifen wollte, fuhr er leise zurück. Nicht mehr Isolde, das rührende, liebende Mädchen, — ein vornehmes, ruhiges Weib stand ihm da gegenüber. Und aus ihrem Mund tönten ruhige Worte:

„Ich empfand Ihre Kunst — ich liebte sie — ich tat es. Ich will es auf offenem Markt sagen.

Sehen Sie darin etwas Schlechtes? Ich habe mir nicht denken können, daß ein großer Künstler schmutzig ist. Ist es so, so gehören sie zum Haufen."

Isolde wendete ihm den Rücken.

Henry Mengersen war zum erstenmal in seinem Leben verblüfft.

Doktor Frey hatte Champagner auffahren lassen und es wurde eine Verlobung nach allen Regeln der Kunst gefeiert.

Doktor Frey war schließlich beim Sekt mit Mengersen ganz einverstanden.

Mein Gott, ist es der eine nicht, ist es der andere.

Eine Gans, so ein Mädel! — könnte jetzt das schönste Leben haben und gibt ihr gutes Geld und ihre Schönheit einem Esel in die Hand.

Doktor Frey war ganz gerührt. Auf seine „Bamsen" hielt er etwas. Er reichte Mengersen die Hand über den Tisch, hob sein Glas und sagte weinselig:

„Daß du sie mir gut in Obacht nimmst, mein herrliches Kind!"

Mengersen schüttelte würdig die Rechte seines künftigen Schwiegervaters und küßte seiner Braut ritterlich und zart die Hand.

Diese Nacht lag Isolde still wie eine Tote in ihrem Bett. Maries ruhige, sanfte Atemzüge berührten hin und wieder ihr Bewußtsein.

Marie war so selig müde gewesen am Abend und wie ein Kind entschlummert. Das große Glücksgefühl ermattete sie. Sie trug wahrhaft daran wie an einer Last. Nun war ihr Schlaf tief und ruhig.

Isolde lag auch in ihrem tiefen Weh wie in einem schweren Schlaf, in einer großen Betäubung.

Der Mond schien ins Zimmer, der Schädel schimmerte. Die Augenhöhlen glichen zwei dunkeln, runden, tiefen Flecken.

Und in diese leeren Augenhöhlen mußte Isolde unverwandt sehen. Das war ganz, was sie brauchte.

Dieser leere Blick ohne Trost! Wohl tat er ihr!

Es war ihr, als wäre etwas Reines, Gutes in dieser Leerheit.

So tödlich war sie verwundet worden! Seele und Körper zugleich.

Auch ihre Seele lag ganz still und unbeweglich.

Und von einem beschimpfenden Schlag war sie so verwundet —

Der, den sie über alles liebte, den sie wie einen Gott in Anbetung liebte, hatte ihr den Schlag ins Gesicht versetzt.

Des feinen, klugen, großen Henry Mengersens Roheit hatte die allerzartesten Fäden ihres Daseins unheilbar verletzt und zerrissen.

Das war Isolde nicht mehr, das heißempfindende Kind, das Glück und Leid mit übersprudelnder Lebenskraft faßte und das Leben wie einen großen, blühenden Rosenstrauch an die Brust drücken wollte, ganz in Blüten versinkend.

Auf alles, was sie sah und was sie fühlte, starrte sie mit einem grenzenlosen Ekel. Gab es denn gar keine Möglichkeit zu zeigen, daß man rein ist!

Konnte sie denn nicht einfach sagen: „Da bin ich — da!“

Ihr junges Menschentum war noch so ganz in sich zusammengefaßt, so einfach, so rein aus Gottes Hand hervorgegangen.

Das dumme, dumpfe, ins Ekelhafte gesteigerte Weibgefühl haftet an ihr noch nicht, das Gefühl, ein Wesen zweiter Ordnung zu sein, ein Wesen, das nicht Mensch, sondern Weib ist, ein Wesen, das nicht wie ein Mensch fühlen und handeln kann, das nur geschlechtlich ist.

Welcher Ekel faßte sie, welche Scham!

Welchen Blick tat sie da!

Ja, sie hatte ihn geliebt! ja! ja! ja! Sie hatte ihm das Schönste gegeben, das Einzige, ihre Schönheit, die sie selbst liebte, die sie kannte und die sie selig und froh gemacht hatte. Seiner heiligen, großen Kunst hatte sie sich geben wollen, als Mensch — und als Weib.

Wahrhaftig nicht nur als Weib — und auch als Weib; ja, sie hatte sich gesehnt, daß er sie küssen sollte, heiß, hinsterbend gesehnt.

Er hatte ihr ja gesagt, daß er sie liebte, oder hatte er nicht?

Gleichgültig, jetzt ganz gleichgültig!

Und doch und doch, welche Leere!

Alles erloschen! — einsam, verlassen, verstoßen, getreten, mißkannt, mißachtet, das Ärmste auf Erden!

Und beschmutzt — ihre reine, frohe Seele! Sie wußte, daß ihre Seele den Körper umhüllt hatte. Ihre Seele hatte nichts mit Schmutz zu tun.

Wie ein Sturm ging es durch ihren Körper. Glaubte er, daß sie mit einem Wort erinnern würde? Glaubte er das?

Wie konnte er so schmutzig sein, so dumm?

Ach, ein Ekel, eine unsägliche Qual packte sie, wie sie mit einem Blick überschaute. Das Weib ist nicht Mensch, nur Weib für ihn — etwas Geistloses — ohne Feinheit — ohne Freiheit — etwas so Brutales — das nur Körper ist!

Zum Sterben! —

Als sie ihm von seiner Kunst gesprochen, wie sie ihn in ihr Herz hatte sehen lassen und die große Liebe gestand zu dem, was er schuf — da hatte er so sonderbar gelächelt.

Pfui! pfui! pfui! es war ihm gewesen, als hätte ein Tier ihm das gesagt — ein freches, dummes Tier.

Gradso komisch und lächerlich war's ihm gewesen. Sie durchschaute jetzt alles — alles mit einem Male, wie hellsehend.

Das, was sie ihm gab, hatte er auf seine Weise geschätzt.

Und da dachte sie in fieberhafter Angst über „das Weib" nach.

Eine so heiße, heiße, brennende Angst stieg in ihr auf.

Was war denn das?

Alles, was je gedacht, war vom Mann gedacht worden; alles, was je getan, war vom Manne getan worden.

Nie war ihr das noch klar geworden, — ganz neu starrte sie das an.

Das Weib und das Tier haben nichts getan und nichts gedacht, von dem man weiß.

Bis in den innersten Grund ihrer Seele erschrak sie.

Da lag sie wie gebrandmarkt.

Hatte er nicht recht?

Lächerlich war es, wenn sie von Kunst zu ihm sprach; was hatte sie damit zu tun? Was ging sie die Kunst an?

Freilich mußte er lachen!

Ihr war, als sollte sie ersticken.

Und da fühlte sie die ganze Verachtung, die auf dem Weibe liegt. Wie einen schweren, bleiernen Druck empfand sie diese große Verachtung, die Stolz und Freudigkeit nimmt.

Was war sie? — Zu wem gehörte sie? Sie hatte wahrhaftig kein Recht, stolz und froh zu sein.

Ein dumpfes Stöhnen entrang sich ihr, ein erstickter Schrei, als wäre sie geschlagen.

Und sie hatte geglaubt wie ein Mensch zum Menschen sein zu dürfen.

Was hatte denn Mrs. Wendland gesagt? — Da fiel ihr allerhand ein, was sie damals gar nicht verstanden.

Die also auch, die kannte all die Gedanken, die so neu, so schmählich über sie jetzt herfielen.

Fühlten alle, wie sie jetzt fühlt? Und war denn das möglich, daß sie noch nie etwas Derartiges empfunden hatte?

Und ihre Mutter? — und — ihre Freundinnen?

Ja, was war denn das?

Wußten denn die Weiber gar nichts davon, wie verachtet sie sind?

Ihr zarter Körper wurde von einer tödlichen Erregung gemartert.

Da lag sie, getreten, beschimpft, beschmutzt, vereinsamt, und gehörte zu der verachteten, dumpfen, gedankenlosen Hälfte der Menschheit, die nicht das Recht hat, voll Mensch zu sein.

Da lösten sich Tränen aus ihren Augen, brennende, schmerzhafte Tränen, die wie Blutstropfen aus einer Wunde flossen.

Neuntes Kapitel

Isolde geht an einem blütenschweren Maienmorgen in ihrem Atelier gedankenvoll auf und nieder.

Das Atelier liegt in einem Garten still versteckt, ebenerdig.

Frischer, herber Laubgeruch strömt zu den Atelierfenstern herein, die in der großen Glasfläche weit geöffnet stehn.

Der blaue, leuchtende Himmel schaut durch das Oberlicht zu ihr nieder.

Schwalben ziehen ihre schrillen Sommerlaute im schnellen Flug wie feine, glitzernde Fäden über den blauen Ätherraum hin. Sie weben im Kreuz- und Querflug ein Netz von diesen süßen, spitzen Tönen. Ein Zug Tauben fliegt über das gläserne, kuppelförmige Dach. Die Flügelschwingungen hören sich so fein, so fließend an, so durchdringend frei, ohne jede Erdenschwere.

Isolde ist ganz in sich selbst versunken. Sie bewegt sich in dem starken, mächtigen Licht, in dem großen, kahlen Raum wie im Freien.

In ihrer Hand hält sie achtlos den Grabstichel.

Auf einem kleinen Tisch liegen zwei geöffnete Briefe.

Gipsabgüsse stehen längs der Wände, Abgüsse nach der Natur, Glieder, Häupter, Totenmasken.

Der Schädel, der Isolden durch fünf Jahre begleitet hat, ist das einzige im Raum, das gewissermaßen als Schmuck auffällt. Er trägt eine schimmernde Narrenkappe aus einem alten, köstlichen Goldstoff und darüber einen braunen Lorbeerkranz.

Sonst ist im Atelier kein Schmuck, weder ein Teppich noch sonst ein Luxusgegenstand.

Unter der Kuppel, jetzt ganz von Licht übergossen, ein wunderlich fremdartiges Werk, eine sitzende Buddhastatue aus fleckenlosem Marmor:

Isoldens Werk.

Um den Sockel der meterhohen Gestalt stehen diese Worte:

Inbrünstig bin ich gewesen,
Inbrünstig wie noch kein andrer.
Rauhsinnig bin ich gewesen,
Rauhsinnig wie noch kein andrer.
Wehmütig bin ich gewesen,
Wehmütig wie noch kein andrer.
Abgelöst bin ich gewesen,
Abgelöst wie noch kein andrer.

Und diesen Spruch einzugraben, war Isoldens Morgenwerk. Ja, und es war ihr gewesen, als läge in dem sanft geneigten Buddhahaupte der große Friede, — der große Friede der Erkenntnis, der vornehme, ganz von mächtigem Menschengeist durchdrungene und gehaltene Friede, nicht der demütige, unselbständige.

Wie ein Jubel, wie eine erstickende Seligkeit war es über sie gekommen. Es schien ihr gelungen, was sie gewollt hatte.

In dem Buddhahaupte lag das Königliche, das ganz Souveräne, die große, seltene Menschenmajestät, die noch über dem Menschenschmerz steht, der das Größte auf Erden und über der Erde ist.

Du ungeheurer Todesschmerz, Leidens- und Lebensschmerz, du bist zu besiegen!

In Isoldens Augen waren heiße Tränen gestiegen. In Wahrheit, ihr erschien das Haupt das zu sein, was es sein sollte, wie sie es in langer leidenschaftlicher Hingebung ersehnt hatte.

Schien es ihr nur so — oder war es wirklich so?

Im Augenblick — jetzt in dieser Stunde war es so.

Sie glaubte, wenn sie auch im voraus wußte, daß sie wieder zweifeln würde.

Sie ging wie über der Erde schwebend in ihrem lichtvollen Raum auf und nieder.

Keine Schwere!

Und es erhob sie, daß das Werk für diese beiden Menschen bestimmt sei — für ihre liebsten Menschen auf Erden. Für ihn und sie! Daß sie das ihnen geben durfte und konnte.

Was waren ihr in diesen Jahren Helwig und Lu Geber geworden.

„O, ihr lieben, wahren, einfachen Menschen! dachte sie.“

Und wie würde Lu sich freuen, wie würde es ihr warm ans Herz greifen, wenn sie die schönen, stillen Züge ihres Mannes und seine Seele im Buddhahaupte wiedererkennen würde?

Was hatte alles Isolde ihm zu danken! was für schöne, tiefe Stunden hatten sie zu dreien miteinander erlebt!

„O, ihr weltentrückten Menschen!“ dachte Isolde, „in eurem schönen stillen Heim, auf eurer Insel der Seligen — mitten in der schmutzigen Welt!“

Wie liebte sie diese beiden! Bei ihnen hatte sie menschenwürdig fühlen und denken gelernt.

Was mit ihnen zusammenhing, war so zweifelsohne!

Daß es etwas so Wahres gab, wie diese Leute!

Wie freute sie sich, beide in ihr Atelier zu führen und zu sagen: „Das danke ich euch! Dir danke ich es, du weiser, guter, abgeklärter Mann, der du so anders bist als andre, von niemandem draußen in der Welt verstanden, du stiller Großer du!“

Isolde ist schöner geworden, vornehm, streng im Stil. Sie neigt zu der Art Erscheinungen, wie Mrs. Wendland in ihrer ersten Jugend einst gewesen sein mochte, schlank, bleich, das mächtige, lockige Haar wie eine dunkle Wolke über der Stirn, tiefe Augen, über denen es wie ein Schleier liegt.

Ihre Art sich zu kleiden ist völlig ungesucht; doch was diesen Körper berührt, wird vornehm.

Isolde ist heute in Feierstimmung. Sie denkt heute nicht mehr daran, etwas zu tun. Sie hört jetzt auf die Schwalben,

die hoch oben am blauen Firmament mit ihren seidenen Tönen wie mit silbernen Fäden weben und wirken.

Da steht ihre Schwester Marie geistig ihr vor Augen.

Was für ein kleines Gesicht hat der arme Samtaffe bekommen.

Das Samtige, Volle ist von ihr geschwunden.

Isolde sieht sie vor sich, wie sie oben in Mengersens Sommervilla, die er sich in der Nachbarschaft von Gebers gebaut, in dem schönen Waldgarten miteinander spazieren gingen, hoch über dem Ufer der Isar.

Marie war damals Mutter ihres ersten Kindes, dessen Geburt ihr fast das Leben gekostet hatte. Seelisch und körperlich konnte sie sich davon lange nicht erholen. Ihr Kind gedieh, aber sie selbst hatte etwas wie vom Frost Getroffenes, etwas Mattes, Stilles, Banges.

Das Kind mochte ein halbes Jahr alt sein, als sie damals miteinander unter den dichten Bäumen gingen. Da hatte sich Marie mit einemmal an Isolde geklammert und ihr etwas zugeflüstert, ein Geständnis — ein so banges, schweres, daß sie wieder der Qual und dem Tod entgegenginge, und Isolde war von den fassungslosen, verzweifelten Tränen der Schwester naß am Hals geworden.

Die beiden jungen Geschöpfe hingen aneinander und wagten sich nicht in die Augen zu sehen.

Marie weinte trostlos und Isolde wußte nicht, was sie sagen und fühlen sollte.

Es war so peinlich.

„Ide", schluchzte Marie, „er kann mich doch gar nicht lieb haben! Wie kann er denn? Er weiß ja, wie es war, wie entsetzlich! — er weiß doch alles.

Ide, wenn das Liebe ist!"

Marie schrie wie entsetzt auf und warf sich ins Gras, und lag mit dem Gesicht an die Erde gedrückt, hörte und fühlte und sah nichts vor Weinen.

Isolde kniete neben ihr.

„Sterben, zu Tode gerissen und gemartert werden — alles, wenn es sein muß! alle Qual — alle Todesangst — und alles — alles — alles! — aber Ide, — er ist ja nicht mein Freund!"

Diese arme wehe Stimme! Isolde hörte sie jetzt noch mit voller Deutlichkeit.

„Nichts bin ich ihm! Gar nichts! das, was ich ihm bin, haß' ich! Ich weiß, ich bin dumm — ich weiß! — aber, wenn er mit mir spräche, ich würde es doch verstehen, schon weil ich ihn so lieb hab'.

Ide, glaub mir, ich würde klug aus Liebe. — Ganz gewiß — ich weiß.

Was er Schönes hat, verschweigt er vor mir. Nichts, was er denkt, sagt er mir. Wir sind ganz getrennt."

Sie klagt rührend in die Erde hinein.

Das alles hörte und sah Isolde im Geiste wieder vor sich, so lebhaft, so ergreifend, wie eben erst geschehen.

Sie sah sich selbst, wie sie unbeweglich neben ihrer Schwester kniete.

Und was Marie sprach, schluchzte sie immer noch wie in die Erde hinein: „Ein ganz einsamer Mensch ist nicht einsam, aber ich bin so einsam.

Glaubst du, daß er Mitleid mit mir hat? Nein, sag ich dir! Gar nicht — keine Spur.

Es muß halt so sein, denkt er. Das ist ganz in der Ordnung so. Dafür ist sie eine Frau. Er denkt, ich brauche nichts andres — essen, trinken — und sein Weib sein.

Ach was sich so ein Mann denkt — so ein fremder Mann. Und dann glaubt er, daß er geduldig zu mir ist, wenn er mich einmal anhört. Aber seinem Gesicht seh ich's an. Er ist immer schon mit allem fertig. Einfach meint er, das gehört so mit dazu, daß ich klage.

Siehst du, daß ich nun wieder Mutter werde: das ist so eine Schmach — so ein Elend für Leib und Seele.

Ein Wort, wenn er mir aus seiner Seele gäbe — dann trüg' ich alles — alles — auch den Tod — auch alles Leiden-müssen. Die Hände würde ich ihm küssen, wenn er mit mir sprechen würde, wie mit einem Freund. Alles ertrüg' ich — alles.

Nein, — und ich hab's mal versucht — mehrmals. — Nie mehr, Jde — nie mehr!

Wenn er nicht selbst kommt — ich kann nicht wieder kommen —"

Ihr Körper war von wilden, leidenschaftlichen Tränenfluten erschüttert und gepeinigt.

„Siehst du, Jde — die Mutter — der Mutter ist's gerade so gegangen! Du hast mal gesagt, du glaubst, sie wäre dumm.

Ach, Jde — nein! Dumm nicht — abgestorben. — Geschlagen hat er sie nicht; aber doch verprügelt — mit Worten — mit Gedanken. So eine ewige Mißachtung ist wie ein grauer Regentag. Dabei stirbt die Seele.

Ich fühl's — ich werde wie Mama.

Was er nur glaubt, das ich bin?

Ob er glaubt, daß ich mich wohl fühle?

Ob er überhaupt einmal über mich nachdenkt? Ich weiß nicht!"

Sie war ratlos.

Isolde kniete damals in wahrer Todesangst neben ihr und hielt ihre festgeballte kleine Hand in der ihren.

Und wie Isolde ihre von Weinen ganz entstellte Schwester ins Haus zurückgeführt hatte, kam Mengersen eben aus seinem Atelier.

Er trug, wie immer im Haus, einen weißen Flanellanzug.

Man sah ihm an, er hatte mit Glück gearbeitet und befand sich geistig und körperlich außerordentlich wohl, blies behaglich die blauen Wölkchen seiner Zigarette in die Luft, da bemerkte er die beiden Schwestern.

„Was ist geschehn, Marie?" fragte er kurz. „Hast du dich

wieder gehen lassen? Du sollst ja nicht, bedenke doch deine Lage, und verschone mich etwas, wenn es dir möglich ist, mit diesen Launen. Ein wenig kannst du dich ja wohl zusammennehmen."

Er war unangenehm berührt. Isoldens Besuche bei ihrer Schwester mochten ihm auch fatal sein. Sie fühlte, daß sie ihn irritierte.

Ihm gegenüber hatte sich bei ihr ein ganz sonderbarer Ton herausgebildet, der ihrer Natur fremd war, eine leichte, kühle Ironie.

Dem Schädel, ihrem einstigen Symbol, hatte sie nicht ohne Sinn eine goldne Narrenkappe aufgesetzt und nicht umsonst den Lorbeerkranz.

Henry Mengersens Kunst war und blieb ihr das Anbetungswürdige, das Große, das sie liebte. Die Liebe zu diesem Inbegriff von Kunst hatte sie zur Künstlerin gemacht. Eine Anerkennung von ihm war ihr heute noch von höchstem Wert und er konnte sie ihr auch nicht versagen. Sie hatte es erreicht: Er anerkannte ihr Talent und ihren Fleiß und das Ziel, das sie wollte.

Wie hatte sie diese Jahre gearbeitet! Als sollte sie sich mit der Arbeit rein waschen von aller Schmach, die ihrer Seele anhaftete.

Nur das konnte heilen und reinigen. Und hätte er ihr zu Füßen gelegen und um Verzeihung gefleht — nichts — nichts hätte das geholfen.

Aber, daß er sie anerkennen müßte!

Asketisch hatte sie diese Jahre gelebt, als gäbe es für sie keine Jugend, keine Schönheit und keinen Reichtum.

Daheim, in dem luxuriös ausgestatteten Haus ihrer Eltern, in der Leopoldstraße, bewohnte sie ein kleines, unscheinbares Zimmer, schlief auf einem harten Feldbett, Winter und Sommer bei offenem Fenster, badete täglich kalt, litt nichts

Weichliches — nichts Zärtliches in ihrer Umgebung; bei Wetter und Wind machte sie weite Gänge.

In ihr war das Gefühl lebendig: die Schmach abwaschen! die Schmach, die er ihr angetan, rein werden, stark werden, arbeiten, erreichen, Mensch werden.

Daß sie so schön war, freute sie.

Wie sie ihre eigne Schönheit verstand und liebte!

Und sie wurde reiner und reiner. Ihre Seele wußte nichts mehr von Schmach, von eigner Schmach.

Ein solches Gefühl von Starksein, von Schönsein, von Können erfüllte sie jetzt oft.

„Ja, das glaub ich", dachte sie hin und wieder. „Ihr möchtet mich einfangen, einkasteln. Einer möchte mich selbst besitzen, meine Schönheit, mein Vermögen und damit schalten und walten nach Gutdünken.

Daß i net lach!"

Das alles ging ihr jetzt durch den Sinn, als sie in ihrem hohen, weiten Atelier auf- und niederwandelte.

Was war aus ihr geworden in diesen Jahren — etwas so Freies.

So, wie in eine andere Luft, war sie gekommen.

Zum Ersticken, wenn sie an ihre Schwester dachte, an ihre Mutter.

Die Nacht, in der sie still wie eine Tote in ihrem Bett gelegen hatte, war unvergessen, war eingebrannt in ihr Bewußtsein.

In ihrem innersten Sein bedeutete es nichts, daß es ihr selbst wohl erging.

Sie gehörte doch zu denen, die tief unter dem Begriff Mensch stehen, zu den Körpern ohne Geisteskraft, die mißachtet, ohne Menschenwürde leben, zu der dumpfen, gedankenlosen Hälfte der Menschheit, die nicht das Recht hat, voll Mensch zu sein.

Sie stand jetzt vor dem Tisch, auf welchem die zwei Briefe

lagen, einer, der heute gekommen war, und ein anderer, der seit drei Wochen hier schon gelegen hatte.

Sie nahm den älteren Brief in die Hand und las ihn wieder.

Von ihrer Schwester Marie aus Berlin ist er, die schreibt ihr nach der Geburt eines Kindes.

Ein wirrer, mit Bleistift gekritzelter Brief:

„Ide, Todesqual, vierundzwanzig Stunden lang — wie jedesmal, von Anfang bis zu Ende entsetzlich.

Nur mein Wille, meine armen Kinder nicht zu verlassen, erhielt mich am Leben. Nicht chloroformiert, weil Kind sonst absterben — — schon angegriffen.

Sonst alles in Ordnung. Henry an Vater geschrieben. Denk an mich.

Einsam! Einsam!

Weißt noch?

Ade."

O ja, sie wußte!

Sie wußte auch, was Henry, Schwager „Weißröckchen", wie sie ihn nannte, geschrieben hatte:

„Alles vortrefflich! Das kleine Ungeheuer ist, was man so einen prächtigen „Jungen" nennt! Schwere Entbindung, wie wir das nun einmal in der Gewohnheit haben. Marie befindet sich nach ihren Strapazen jetzt mehr als gut. Der Arzt ist außerordentlich zufrieden. Nicht die geringste Ursache zu Besorgnis."

Und der heutige Brief. Isolde hatte ihn schon mehrmals gelesen. Sie überflog jetzt noch einmal diese und jene Stelle:

„Mein Mann reist jetzt, weil er ästhetisch gequält ist. Der Herr Wöchner leidet schmerzlich darunter, daß ich meine Mutterpflichten an dem Jüngsten erfülle, — noch schmerzlicher aber darunter, daß ihm jetzt so viel unpoetische Dinge unverhüllt entgegentreten.

Dieser Realität- und Wahrheitfanatiker kann nämlich absolut nicht die Wirklichkeit vertragen.

Und da ich noch vollkommen erschöpft bin, sehr wenig außer Bett sein darf, so kann ich mich nicht mehr als gnädig verhüllende Wolke zwischen ihn und die Wirklichkeit schieben.

Körperschwäche und Ammendienst halten mich von allem zurück. Die einzige Person, die um mich besorgt war, mußte leider sehr bald zurück. Sie war anderweitig engagiert. Die biß für mich etwas Ruhe heraus.

Schade, daß du wegen der armen Mama nicht zu mir kommen durftest. Welcher Trost wäre mir das gewesen!

Seitdem die Wartfrau fort ist, werde ich wieder als ‚Nützlichkeitstier' von allen behandelt. Wenn ich mich auch kaum bewegen kann vor Schwäche, muß ich doch mindestens ein Kind warten und häufig noch eins dazu beaufsichtigen.

Dann kommt der Gatte und schimpft, daß immer Kinder bei mir sind, und klagt den Himmel an, daß er Familienvater ist, dann versuche ich einige seiner Schmerzen zu lindern, bis die meinen zu stark werden. So vergehn im Wechsel meiner Pein die Tage. Ich halte mich an meinen alten Trost: die Zeit steht nicht still. Also muß ein Wechsel kommen.

Henry hat recht, — so komisch es klingt — eine Frau, die ein Kind erwartet, sollte nicht im Hause bleiben. Er ist so sehr empfindlich darin. Es beleidigt seinen Schönheitssinn, mich in diesem Zustand zu sehn. Es ist ihm unerträglich. Ich weiß das. Zuerst erschien es mir ein grausamer Wahnsinn, wie er es sagte; — mir war, als täte sich ein Abgrund vor mir auf.

Er sprach es so ganz naiv aus, als Künstler, weißt du.

Aber wie alles nun einmal ist, hat er von seinem Standpunkt ganz recht.

Wundert mich, daß es nicht ein solches Gesetz gibt. Für die Frau wäre es im Grunde auch besser.

Meine Jde, schreib mir doch recht bald einen lieben, langen Brief.

Mich verlangt stürmisch danach, denn ganz inwendig sitzt bei mir etwas Heißes — Feuchtes. Das sollst du fortwischen, du hast den Zauber der Liebe, du kannst es.

Vergiß mich ja nicht, Jde! Von dir kommt mein Leben. Was meine Seele auf Erden hat, hat sie von dir! Einzig von dir. Mit dir wachs' ich und denk' ich. Du hältst mich. Laß mich nicht ganz fallen."

Zehntes Kapitel

Als Isolde spät abends in dieser Maienzeit mit dem letzten Zug aus Ludwigshöhe nach Haus zurückgekehrt war, befand sie sich in einer wunderlichen Stimmung.

Sie hatte heut ein Stück aus dem Werke ihres guten Freundes gehört.

Das war nicht die Arbeit eines modernen Menschen. So mochte Angelus Silesius gearbeitet haben.

Das war die Offenbarung eines Menschen, der wie die Natur schafft, ohne Eitelkeit, ohne Ergeiz, ohne Hast. Das, was er erkannt hat, legt er nieder in einer Form, die mit dem Inhalt in eins wächst, ein ganzes Leben der Erkenntnis.

Wie schön war es da oben gewesen auf der Insel der Seligen!

Wie glücklich hatten sie zusammengesessen! Lu in ihrer rührend überirdischen Liebe die Hand ihres Mannes haltend, als er las. Dann war sie leise zu Isolde gegangen und hatte deren Kopf an ihre Brust gedrückt.

Wie konnte diese Frau schön sein, wenn es ihr in ihrer großen Liebe wohl auf Erden wurde.

Jede Bewegung von einer süßen, tiefen Zärtlichkeit; in jeder Silbe Wonne und lebendiger Frieden.

Isolde hatte daran gedacht, daß Mrs. Wendland einmal sagte: „Wenn ich die Lu mir vorstelle, seh ich, daß sie genagelt ist an ein Kreuz, mit tausend Rosen überdeckt, ein Golgatha, ganz in Rosen."

Isolden schien es immer, als würde der Hanshalt da oben in Ludwigshöhe von einem großen Kinde geführt.

Nachdem sie so weltentrückt beieinander gesessen und eine Stunde erlebt hatten, wie sie schöner und reiner auf Erden nicht zu denken ist — Isoldens Buddha hatte auf sie niedergeblickt und wie ein Licht im Zimmer geleuchtet — da war Frau Lu mit einer Schüssel voll Schlagsahne aufgetaucht und

einer Kanne holländischen Kakao. Schlagsahne und Kakao gab es da oben immer in der größten Seligkeit und auch wenn sie Kummer hatten. Es war eine ganz naive Art zu leben, die von Frau Lu ausging. Ihren Mann behandelte sie auch so naiv mütterlich; jedenfalls für sie die bequemste Form, ihre strahlende Wärme auf ihn zu richten.

Er wendete sich auch in allem an sie wie an eine Mutter.

Von ihrer Arbeit stand sie auf, kam ganz unvermittelt herein zu ihm und fragte: „Bist du auch wirklich gut zu mir? Hast du mich wirklich lieb? Wird alles gut?"

„Es ist alles gut", sagte er dann.

„Verzeih", sie durfte nicht fragen. „Ist dir auch ein bisserl wohl? Und das wollte ich noch fragen: Nach dem Bad fühlst du dich doch etwa wie nach einem Spaziergang? — so wie neu? Was? Weißt du, du mußt mir das immer sagen, dann bin ich nachher viel froher."

Sie lebte immer in großer Sehnsucht nach Sonne, nach Sorglosigkeit.

Isolde kam so warmen, weichen Herzens von ihren Freunden zurück, so erfüllt von allem Guten.

Dazu heute der milde duftende Maiabend. Schwere Wolken am Himmel, Sternaufflimmern und ein Rauschen der neuen Laubmassen.

Sie fuhr in offener Droschke vom Bahnhof nach Hause.

Mama schlief schon, der Vater war auswärts.

Isolde seufzte auf. Seit Mama die Sorgen losgeworden, war sie immer leidend und oft weinerlicher, kleinmütiger Stimmung. Isolde hatte es nicht leicht mit ihr.

Mama war eine so unbewegliche müde Seele geworden, die sich wie ein Bleigewicht an eine junge Kraft hing. Der Vater lebte, wie er es von jeher getan hatte, nur andern Stils jetzt.

Er hatte sein Heim in Berlin, wie in München, und genoß den Umschwung der Vermögensverhältnisse seiner Frau auf das energischste.

Der Frau selbst waren die Fähigkeiten, zu genießen, abgestorben, sogar der gute Appetit. Mama war meist leidend und mußte knappe Diät halten.

Die Kräfte aufgebraucht, die Sinne stumpf, so stand sie dem Schicksal gegenüber, wie der Mann ohne Löffel, wenn es Brei regnet. Das war, wenn auch unbewußt, der Grund eines tiefinnerlichen Mißmutes.

Isolde trat in ihr stilles, ganz von lauem Maiendust erfülltes Zimmer. Vom Englischen Garten brachte die feuchte Nachtluft ganze Wolken frischen Laubatems. Sie legte die Hände übers Haupt. Wie empfand sie heute das Frühjahr so stark! Es war etwas Beseligtes in ihr und in dieser Beseligung eine so wehe, weiche Sehnsucht. Sehnsucht nach Liebe, nach zärtlichen Händen, anschmiegen, Eins-werden mit dem andern. Sie wollte tief, tief lieben. Nur nicht etwas Halbes!

Ein arbeitendes Weib ohne Liebe! O, nein! Sie lächelte. Nein, sie wollte das ganze Leben haben, das volle, das bis an den Rand volle.

Sie sah ihr Gesicht im Spiegel. Wie beruhigend, welcher Trost, daß sie schön war. Jetzt sollte der kommen, der sie lieben würde, den sie lieben würde. Sie war bereit.

Sie stand fest, da wo sie wollte. Nein, von hier verdrängte sie nichts mehr.

Jetzt konnte sie lieben! Wie jung sie war! Solch eine Jugend, die schwer an all dem trug, was sie besaß, wie eine beladene Biene, die aus Blumenkelchen kommt. — Und ihr Können! — und die göttlichen selbständigen Stunden! Diese Seelenräusche, die einsamen, in denen ihre Seele untertauchte und badete, und denen sie glückselig und stark entstieg.

Ein Jubel in ihr!

Sie hielt immer noch die Hände über dem Haupt gefaltet.

Ja, jetzt durfte er kommen, der, den sie lieben würde, — jetzt!

Ihr Leben sollte reich und schön werden.

Da kam ihr die Erinnerung, wie sie als Kind vor Henry Mengersens Radierungen gestanden, zum erstenmal vom großen Geheimnis der Liebe rein berührt, nach jenem frühlingshaften Koboldstreiben unter den Schulmädchen; und wie sie nach Haus gelaufen war, das arme junge Herz zerspringend voll von dem Gefühl: das Herrlichste auf Erden ist Weib sein!

„Ja, ja", sagte sie leise, „nur anders. Noch größer muß das Opfer sein. Menschlicher, schöner, bewußter."

Da lag ein Brief, den sie übersehen hatte.

Sie nahm ihn, schaute auf die Adresse. Eine fremde Hand. Eine Bangigkeit stieg ihr wie von diesem Brief auf — etwas sie Überschauerndes, Sonderbares.

So erregt war sie in diesen dunkeln Frühlingsstunden!

Eine Frauenschrift, eine gelenke Schrift ohne Charakter, mit blaßbrauner, gewässerter Tinte geschrieben.

„Ein Bettelbrief", sagte sie sich und öffnete ihn:

„Liebes, hochgeehrtes Fräulein!" las sie.

„Verzeihen Sie einer Ihnen ganz Unbekannten, daß sie sich an Sie wendet. Eine feine junge Dame wie Sie lebt so anders wie unsereins und wird sich sehr verwundern. Mißachten Sie mich nicht, ich bitt' Sie recht herzlich darum. Ich steh' ganz allein und, liebes Fräulein, ich bitt Sie noch einmal recht herzlich, sein Sie so gut und denken Sie nicht schlecht von mir. Ich bin ein armes Mädchen. Es ist mir immer schlecht und knapp im Leben gegangen. Ich bin Ladnerin und auch Buchhalterin bisher gewesen und kenne Sie auch, gnädiges Fräulein. Sie haben manchmal unser Geschäft besucht.

Ich bin in Hoffnung, damit ich's nur gesagt hab. Ich hab keinen Pfennig Geld in der Hand und meine Entbindung kann ich jede Stunde erwarten. Glauben Sie mir, nur in der größten Not und Angst wend ich mich an Sie. Die

Hebamme, wo ich seit ein paar Tagen wohne, will mich nicht behalten, weil ich ganz mittellos bin. Sie will mich in die Anstalt in der Sonnenstraße schaffen.

Du lieber, guter, barmherziger Gott! Haben Sie Mitleid mit mir!

Ich weiß nicht aus und ein vor Angst. Ich bin guter Leute Kind. Die Eltern sind gestorben. Retten Sie mich, gutes, liebes Fräulein, daß mir das nicht geschieht. Ich stürb vor Scham. Tun Sie was für mich! Der Vater von meinem Kind will nichts mehr von mir wissen. Er hat jetzt eine andre.

Ach, daß er's zuläßt, daß ich dort niederkommen soll! so nackt und bloß vor aller Augen. Die Hebamme sagt, der Kopf wird einem verdeckt! — Es ist doch auch sein Kind, er hat mich doch einmal gemocht.

Liebes, gutes, barmherziges Fräulein, tun Sie was für mich! Ich bitt Sie, so sehr ich kann, mit aufgehobenen Händen. Gott lohns Ihnen, liebes Fräulein."

Hier folgte die Adresse der Hebamme und als Nachschrift stand: „Fragen Sie nur nach dem blonden Mädchen aus Aussee."

Ja, von diesem Brief stieg es bang und schwer auf. Als wenn zwei arme, zitternde Hände sie faßten und zur Türe drängten, so empfand sie's:

„Geh — geh — ach geh doch!"

Sie fühlte sich wie nicht allein in ihrem Zimmer. Das, was aus dem Briefe aufgestiegen, erfüllte es ganz und gar, war leibhaftig da, so weh, so hilflos, hilfesuchend.

Und sie ging.

Da stand sie im Vorhaus, warf im Gehen ihren leichten Abendmantel um. Ihr Käppchen stülpte sie auf.

Unter den hohen, flüsternden Pappeln der Leopoldstraße schaute sie noch einmal zum Hause zurück und bemerkte in dem Zimmer ihres Bruders Licht. Der war merkwürdigerweise schon um diese Zeit zurückgekehrt. Die Fensterflügel standen offen.

Er hatte die Haustür wohl gehen hören, war ans Fenster getreten und mußte sie bemerkt haben, denn er bog sich hinaus und schaute ihr nach, rief ihren Namen mit einer ganz sonderbaren Betonung, die sie lächeln machte. Jetzt beschleunigte sie ihre Schritte, denn sie fürchtete, er könnte auf den Gedanken kommen, ihr zu folgen.

Am Odeonsplatz nahm sie eine Droschke und fuhr durch die stillen, nächtlichen Straßen; im langsamen Trab ging es vorwärts. Ihr Herz klopfte der fremden Not entgegen.

Vor einem Hause in der Buttermelcherstraße ließ sie halten. Die rote Laterne einer Hebamme leuchtete dort.

Auf Isoldens Läuten öffnete sich die Haustür und eine starke Person in einem verschabten Prinzeßmorgenkleid, das sie mit einer ordinären Petroleumlampe beleuchtete, trat halbwegs auf die Straße hinaus.

Isolde fragte nach dem Mädchen.

Die Augen der Frau bohrten sich in Isoldens Erscheinung ein, als wollten sie mit einem Blick durchschauen, wie das vornehme, junge Mädchen mit der armen Ladnerin zusammenhing. Was wollte die denn jetzt?

„Wohnt nicht mehr hier?" fragte Isolde enttäuscht.

„Ich habe sie heut in die Sonnenstraße gebracht, gnädiges Fräulein. Da ist sie wohl aufgehoben, besser dran als bei mir. Sehn Sie, unsereins muß oft mehr herhalten als recht ist. Die jungen Mädchen, — wie das so ist, — sparen tuns net, mit ei'mal stehns vor der Bescherung. Da soll die Hebamme herhalten. Wenns irgend angeht, hat er sich beizeiten gedrückt. Wissens Fräulein — verzeihens; wir sind doch auch net da, um alles auszubaden. Für solche ist eben die Anstalt in der Sonnenstraße. Möcht wissen, für wen sonsten, wenn net für die!"

Die Frau war noch in dem Eifer, den sie angewandt haben mochte, um das unglückliche Mädchen loszuwerden und anzubringen.

„Ich zahl für sie“, sagte Isolde. „Holen Sie sie wieder zu sich. Benutzen Sie gleich meine Droschke. Fahren Sie sofort.“

Isolde war es, als wenn wieder zwei arme, arme Hände sich an sie legten und sie rührend drängten.

„Ein paar Stunden, wanns früher gekommen wären. Jetzt glaub i net. — I mein mal net.“

„Ich zahl für sie“, wiederholte Isolde noch einmal. „Mein Name ist Isolde Frey.“

Da stutzte die Frau eigentümlich.

„Erlaubens, Frey? wenn ich recht gehört habe?“

„Ja, Frey, Leopoldstraße.“

Die Frau schaute Isolden ganz perplex an, schloß die Haustür, die noch ein wenig offen stand, stellte die Lampe auf den Fußboden neben sich hin und sagte: „Also vom Herrn Bruder geschickt?“

„Von meinem Bruder?“ fragte Isolde verständnislos.

„Herr Studiosus Karl Frey?“ fragte die Frau noch einmal.

„Das ist mein Bruder.“

„No also! Und der ist auch der Vater von dem Mädchen seinem Kind. Soweit als ich die Kleine kenne, ist sie ganz a sauberes Madel, das was auf sich hält. Also da hat er doch noch ein Einsehn gehabt. Ja, die ganz jungen Herren, die sind a Kreuz für'n Mädel.“

Isolde war in der größten Verwirrung. „Ich fahr zu ihr, ich bring sie!“ sagte sie heftig. „Kommen Sie nach.“ Sie drückte der Hebamme zehn Mark in die Hand. „Alles wird gezahlt.“

Als Isolde mit zitternder Hand nach der Klingel an dem eisernen Gittertore des roten Hauses in der Sonnenstraße suchte, schlug ihr das Herz zum Zerspringen. Sie war wie im Fieber.

„Unmöglich!" sagte sie immer von neuem leise vor sich hin. — „Unmöglich — unmöglich!"

Ein Grausen vor ihrem Bruder stieg in ihr auf. Dies blonde, joviale Gesicht — das breite Lächeln, die Wohlbehäbigkeit, die Überhebung in jedem Wort, die herablassende Höflichkeit gegen die Mutter und sie selbst!

Und nichts hatte man diesem Gesicht angesehen, diesem breiten, frechen Gesicht. So behaglich wie immer hatte er dieser Tage ausgesehn, dieselben dummen, faden Witze, dasselbe Rekeln und Dehnen daheim.

Und seine plumpen Fäuste hatten sich von solch einem armen, unseligen Herzen losgemacht und seine plumpen Füße waren über ein Menschenwesen hingegangen, das sich ihm in Liebe gegeben hatte!

Als die Türe geöffnet wurde, konnte Isolde nicht sogleich zu Worte kommen. Dann erfuhr sie das „zu spät".

„Die müssens schon jetzt hierlassen."

Isolde stand ratlos.

Die Türe wurde geschlossen.

Isolde zahlte dem Kutscher. Sie wollte nach Hause gehen. Ja, sie mußte gehen, ihre eigenen Füße gebrauchen, um weiter zu kommen.

Das Kind ihres Bruders wurde da drin in dem Haus geboren von einem armen, ganz verlassenen, preisgegebenen Geschöpf. Weil sie arm war, mußte sie alles über sich ergehen lassen, was an Entsetzen auszudenken ist; weil man ihr Barmherzigkeit erwies, mußte sie mit dem einzigen, was sie hatte, mit der Scham ihrer armen Seele überzahlen.

Ihre Schmerzen, ihre Todesnot wurden kühl beobachtet, notiert. Welche Einsamkeit!

Das hatte ihr Bruder der angetan, die er geliebt! die ihm jetzt sein Kind gebar.

In Isoldens Seele wurde etwas starr. In ihren Schläfen

hämmerte es vor Empörung. Sie ging, als berührte sie den Boden nicht.

Eine Welt für Bestien, für Raubtiere, die einander würgen und die dann fragen: „Wie ist das Böse nur auf unsre gute Welt gekommen!"

Da dachte sie an ihren Freund, der seine Lebenskraft gab, um diesen wunderlichen stumpfen Hirnen die Sinne zu öffnen, dadurch, daß er das Wunder und Geheimnis enthüllte, wie das Gute auf diese Welt des Fressens und Gefressenwerdens gekommen ist. Ein Wunder ohnegleichen!

Am andern Morgen, nach einer schlaflosen Nacht, wurde Isolde zur Mutter gerufen, die sich nicht wohl befand.

Es gab da zu trösten und zu ermutigen.

Die Mutter litt oft an einer plötzlichen nervösen Herzschwäche und war dann in tausend Ängsten um ihr Leben.

„Fühl nur, Isolde, wie der Puls wieder geht, fühl!"

„Gar nicht so übel, was willst du denn, wie soll er denn gehn?"

„Meinst du?" fragte Mama aufatmend, „mir war, als wenn er ganz aussetzen tät. Geh bitt', reib mir mal ein bissel in der Herzgegend. Nimm aber Öl an die Finger. — Und dann die Hände — auch reiben — da zuckts und druckts bis in die Fingerspitzen. Ah — ah." Mama stöhnte.

Isolde rieb und tröstete.

„Die Angst! die Angst! — ach Isolde! So was kannst du dir nicht vorstellen, wie das ist! Geh, gib mir ein Brompulverl."

„'s ist ja keins mehr da, du weißt ja."

„Dann laß es in der Apotheke schnell machen: aber schnell ein bissel."

Isolde ging, um es einem der Mädchen zu übergeben. Auf dem Vorsaal hörte sie im Speisezimmer ihren Bruder schelten.

Das Zimmermädchen, das den Teetisch zu besorgen hatte, kam aus der Tür.

„Der Lachsschinken für den jungen Herrn ist nicht vom Dallmeier geholt", sagte sie.

Da tat sich die Tür auf und Karl erschien auf der Schwelle. Er hatte Isolde gehört. „Möchte wissen," rief er, „wie oft ich's noch wiederholen muß, daß ich keinen andern Schinken mag. Ich dächte, Isolde, du tätest dir auch kein Bein ausreißen, wenn du den Dienstboten ein bissel besser auf die Finger passen tät'st!"

Isolde starrte den kauenden Bruder wie eine unbegreifliche Erscheinung an. Er wollte eben die Türe wieder schließen. „Übrigens wo warst du gestern abend?" fragte er barsch.

Isolde wendete ihm den Rücken. Karl schloß die Tür heftig. Als Isolde endlich von allem, was diesen Morgen sie bedrängt und aufgehalten hatte, frei gekommen und bereit war, dahin zu gehen, wohin es sie wie mit Händen zog, hörte sie ihren Bruder behaglich mit dem Vater lachen und plaudern.

Die Stunde nach dem Morgentee verbrachten Vater und Sohn gewöhnlich im Frühstückszimmer, Zeitung lesend und rauchend. Isolden grauste es vor der vollen männlichen sorglosen Stimme ihres Bruders, in der soviel Wohlbefinden lag.

Die behagliche Stimme verfolgte sie noch auf der Straße und trieb sie wie mit einer Peitsche an.

Und jetzt stand sie wieder vor dem stattlichen roten Haus und drückte wieder bang in schwerer Erregung auf die Klingel.

Sie tat ihre Frage und bekam etwas zur Antwort, etwas, das ihr das Blut wie einen Strahl zum Herzen trieb, und die Augen verdunkelte.

Sie hatten das Mädchen auf die Anatomie gebracht.

„Wie?" fragte Isolde verwirrt. „Ich will hin", sagte sie.

„Heut könnens auch hin", meinte die Person, die geöffnet hatte. „Aber ich möchts Ihna net raten."

In einem öden, breiten Gang, wie sie offiziellen Gebäuden eigen sind, stand sie, bis eine Art Hausmeister sie in den Saal führte.

Ein kahler Raum, die untere Hälfte der Fensterscheiben mit weißer Ölfarbe verstrichen.

Die Wände grauweiß, lange graue Tische, grauer Steinboden — dort um den Tisch, da standen sie dicht gedrängt.

Da lag ihres Bruders Weib nackt vor kalten Blicken. Neben der Mutter ihres Bruders Kind, wie eine welke Blütenknospe, formlos, schlaff. Isolde drückte sich an die graue Wand und starrte auf die Gruppe junger Männer in weißen Röcken und auf den langgestreckten, nackten, zermarterten Leib.

Ein weißes, starres Gesicht mit geschlossenen Augen, die Stirn von blonden Löckchen umrahmt, lag wie im tiefen, reinen Schlaf, einen wehen, eisernen Schmerzenszug um die blauen Lippen.

Isolde starrte auf diesen Zug. Der Brief des armen Dings knisterte noch in ihrer Tasche. Sie faßte danach. Sie hielt ihn fest in der Hand, wie ein wichtiges Dokument.

Da fuhr ein furchtbarer Schnitt über Brust und Leib des toten Weibes. Das stille reine Gesicht mit den schweren, starren Augenlidern lag teilnahmlos, voll rührender Hoheit über all dem Entsetzen, dem blutigen Gräßlichen, was da geschah.

Da traf Isoldens Ohr ein Lachen.

Die Weißröcke fühlten sich im Besitz strotzender Kräfte, strammer Jugend. Da lag der ganze Jammer des Weibes vor ihnen, war ihnen preisgegeben; und das stille Gesicht in seiner Hoheit, das die Welt und den Schmerz überwunden, was wollte das? Was sagte das?

„Du Schmerzenshoheit, du Todeshoheit!" dachte Isolde, „wie stehst du doch über allem, bist größer als alles!"

Sie hätte sterben mögen vor Ekel und Entsetzen, wäre dies stille Gesicht nicht gewesen.

Das stille, unberührte Antlitz mit dem furchtbar starren Zug leuchtete wie ein Licht unter den lebendigen Gesichtern.

Ihres Bruders kauendes Gesicht wurde überstrahlt wie von einer Sonne.

Da war etwas in dem Totenantlitz, etwas Sieghaftes. Und dies Sieghafte fühlte sie in sich selbst.

Sie preßte die Hände an ihre Brust.

Wie ein Schatten, wie in sich selbst verkrochen, stand sie ganz entrückt.

Es war ihr, als hörte sie ihren eigenen Namen da an dem Tische mit Entrüstung aussprechen. „Es wird mich einer oder der andre wohl kennen", dachte sie kühl.

Als vier Fäuste den Leichnam achtlos, ohne jede Barmherzigkeit, die der junge, schmerzzermarterte, verlassene Leib als heiliges Recht hätte verlangen dürfen, in eine Kiste legten, wie etwas völlig Abgetanes und das Kind auf den Körper der Mutter, und der flache Kistendeckel, der zum Sarg der Aller-Allerärmsten gehört und den sie den „Nasentetscher" nennen, darüber gedeckt wurde, da war die Tragödie zu Ende.

In Isolden stieg einen Augenblick der Gedanke auf, daß sie einen menschenwürdigen Sarg für den armen toten Leib besorgen wollte. Aber nein, daran nicht rühren! Sie ging, die ganze Seele voller Weltliebe, bereit sich zu opfern, bereit, mit ihrem Leben einzustehen gegen die ganze Welt.

Und draußen war voller Frühling, Werdelust und Werdekraft in der warmen, sonnendurchströmten Luft.

Sie atmete tief, tief auf und ging an den gedankenlosen, hetzenden Menschen wie an Larven vorüber. Bis in die kleinste Faser war sie jetzt lebendig und wach, sich ihrer selbst bewußt, ihr Wille so mächtig. Alle Alltagsgesichter, die ihr begegneten, waren ihr wie durchsichtig, das dumpfe Befangensein in diesen Köpfen fühlte sie. Wie Tote erschienen sie ihr alle, im Gegensatz zu sich selbst.

Sie aber lebte!

Sie blieb über Mittag in ihrem Atelier. Unmöglich hätte sie heut ihrem Bruder gegenübersitzen können.

In dem großen, weiten Atelier wanderte sie auf und nieder, durchmaß breite Strecken in diesem stundenlangen, unaufhörlichen Sich-hin-und-her-bewegen.

Über ihr webten und wirkten wieder die Schwalben mit ihren silbernen Tönen Fäden über den blauen Himmelsraum.

Wie sie ihr zu Herzen drangen, diese Sommerlaute!

Und immer dieses starke, weite, alles überwindende Lebendig-sein!

Erst am Abend wagte sie sich zaghaft nach Haus.

Im Wohnzimmer traf sie auf ihren Vater. Noch immer war er eine stattliche Persönlichkeit, mit einer Weltzufriedenheit im Auge, jetzt ein zufriedener Prophet.

Er trat auf sie zu, legte ihr die Hand weich auf die Schulter.

„Déesse! Extravaganzen! Du bist — da — heut gesehen worden, bestes Kind!"

Isolde blickte ihren Vater mit großen Augen an.

„Karln ist es mitgeteilt worden. Déesse! — Kind!"

Eine Würde sondergleichen ging von der mächtigen Persönlichkeit aus.

Isolde erwiderte mit keinem Wort.

Der Vater schwieg auch.

Seine volle, lebendige Hand lag noch immer auf Isoldens Schulter.

„Sag mal, Kind", begann er wieder, „was ging das dich eigentlich an? Wie kommst du darauf? Weißt du, Déesse, das ist im vollen Sinn eine Taktlosigkeit! Mir vollkommen unverständlich, wie du darauf gekommen bist. Spionierst du vielleicht? Kontrollierst du vielleicht auch ....." Doktor Frey sprach nicht aus.

„Weißt du, mein Kind, Karl ist ein junger Mann — kein Pensionsmädel, braucht keine Governeß.

Hat der arme Junge Unglück gehabt — laß deine Finger davon. Laß ihn! Karl ist wild über dein Betragen. Meinst du denn, daß es ihm angenehm war von deiner Anwesenheit — dort — zu hören? Junge Leute untereinander! Teufel auch! Davon verstehst du nichts. — Was für ein Gesicht soll er denn machen, wenn das von dir erzählt wird?"

„Ja, — weißt du, Isolde, das ist denn doch zu toll!" das war Karl, der das sagte. Er stand in der Tür, voll, breit, schwerfällig, empört. Die Weste stand ihm offen. Sein Gesicht war stark gerötet. „Fahr du nur so fort mit deinen Überspanntheiten, das wird noch gut werden, du kannst so bleiben! Heirat endlich, damit man Ruh hat!" Er trat in das Zimmer zurück, aus dem er gekommen war und warf die Tür mit voller Gewalt ins Schloß.

„Ein andermal laß ihn ungeschoren", sagte Doktor Frey. „Kein Mensch hätte von der Affäre gehört. Nicht eine Stunde wär der Frieden gestört, — und nun! Du weißt, daß ich Ärger im Haus nicht ertragen kann."

Mama machte die Tür vorsichtig auf. „Ach Gott — was ist denn?"

Isolde steht bleich, in sich zusammengefaßt, wie eine Weltdame, die in einer leichten Unterhaltung gestört wird.

„Gar nichts, liebe Mama. Nicht der Rede wert — etwas ganz Alltägliches."

Elftes Kapitel

Sie hatte so in sich selbst verschlossen gelebt — in ihrer Arbeit.

Sie hatte gewissermaßen nicht für ihre eigene Person erstrebt, was sie nun anfing, zu besitzen.

Das Weib in ihr war es, was sich mühte, was rang, was ein Ziel verfolgte, was tief erregt bei jedem Mißlingen verzweifelte, was aufjauchzte bei jedem Gelingen.

Sie wollte den Begriff Weib in sich selbst umwerten, umgestalten. Erlöser-Seligkeit und Schmerzen standen ihrer Seele nach.

Weltfremd, jahrelang nur von einem fanatischen Arbeitsgeist besessen, war ihr vieles jetzt so neu.

Verzweifelt hatte sie in jener Nacht vor fünf Jahren das Weib-sein empfunden. Das Geschöpf zweiter Klasse sein, das Ausgeschlossensein von allem geistig Lebendigen, das Stehengebliebene, Unentwickelte — nur Körperliche.

Sie arbeitete fanatisch, sprach aber zu keinem von ihrer Arbeit — kein Wort über Kunst! Taktlos, albern von einem Weib. Wozu? Einfach lächerlich!

Jedes Buch, das sie aufschlug, bestätigte, was sie empfand.

Begeisterte sie sich an einem großen Geist der Vergangenheit, mußte sie vergessen und darüber hinwegsehen, daß dieser Geist nicht über die Erde gegangen war, ohne daß er dem Weib ein neues Schandmal aufgedrückt hatte. Wie ein Fluch traf sie es, als sie auch durchschaut hatte, daß Buddha der Wundervolle, der Tiefste der Tiefen, der Welterlöser, Leidensüberwinder, das Weib ausgeschlossen hatte, ausgeschlossen aus ihrem ureigensten Reich der Leidensüberwindung und Erkenntnis des Leidens.

Wohin sie sah, Schmach!

Sie litt unter der scharfen Einsicht in ihrer Lage — der Lage des Weibes.

Wie ein leidenschaftlicher, verzweifelter Fanatismus ergriff sie es oft.

Ihre Seele war so eine freie und frohe. Stolz ausgelassen, freiheitstrunken wäre sie gern gewesen, wenn sie nicht immer alles gesehen und durchschaut hätte.

Wie Peitschenhiebe fuhr es über sie hin.

Sie konnte nicht so dumpf leben wie die andern, so breit, behaglich, angebetet und verachtet. Das stille, starre Totengesicht mit dem Zug der Weltüberwindung, der Schmerzüberwindung verließ sie jetzt seit Wochen nicht. Sie wollte und mußte dies Antlitz in sich schaffen.

Sie wollte etwas bilden. — Das Antlitz des Weibes.

In dieser Zeit hörte sie zum erstenmal mit Bewußtsein von der unglaublich wunderlichsten Sklavenbewegung.

Das Weib begann zu revoltieren, das Weib, das, so lang es Menschen auf Erden gibt, sich geduckt hatte. Das unüberschaubare Zeiten sich hatte treten und mißhandeln lassen, das wie ein hungriges Raubtier seit Jahrtausenden, was es wollte, erlistet und erschlichen hatte.

In einer kleinen Provinzstadt, in einer Kochschule war ein sonniger Saal mit Tannengirlanden und frischen Laubgewinden, Blumensträußen und Fähnchen dekoriert. Da kamen die Frauen zusammen.

Isolde trat etwas spät, von der Reise ermüdet, in den Saal ein, als schon alle versammelt waren.

Eine heiße, sonnige Luft.

Das welkende Laub strömte betäubend duftend seine Säfte aus. So etwas Mattes, wie Herbstgeruch in der schwülen Luft.

Kleiderstoffe, ein ganzes Feld von Hüten aller Arten und Formen.

Häßlich, wie jede Menschenansammlung, eine Anhäufung von Lappen, die alles Menschliche versteckt, etwas Formloses, Totes, Trocknes.

Diese vielen Frauen, in ihren vielen Kleidern, bedrückten und verstimmten Isolde.

Aus all dem Wust die kleinen, welken, dummen, vom Leben angekränkelten Mondchen, die menschlichen Gesichter.

Was für ein Angefaultes, Angefressenes ist so eine Menschenmenge! — so etwas Trauriges, Schauriges, kümmerlich Verdecktes.

Vor weißverhangenen, sonnenbeschienenen Vorhängen saßen die Frauen vom Vorstand, kräftige Matronen; ein schmaler, langer Tisch vor ihnen. Die weißen, blendenden Vorhänge hinter ihnen ließen sie wie kompakte, schwarze Schatten erscheinen.

Die Versammlung wurde in würdiger Form geleitet.

Ein Präsident konnte den Reichstag nicht vortrefflicher eröffnen.

Aus der Menge erhob sich hin und wieder aufgefordert eine und sprach, mit einem befangenen Stimmchen, von ungeheuren Dingen, unter denen die Menschheit seufzt.

Sie faßte diese Dinge bei einem kleinen Zipfel und zeigte ihn wie ein winziges Pröbchen von einem wunderbaren, riesigen Stoff, in den ungeheure Gestalten, geheimnisvolle, mächtige Muster eingewirkt sind.

Isolde kannte ein altes Kloster in Südtirol, das hoch auf einem Felsen liegt, ein Kloster zur ewigen Anbetung.

Sie hatte einen Winter mit ihrer Mutter in Südtirol zugebracht und am Allerseelentag war sie zu diesem Kloster in der Dämmerung hinaufgestiegen.

Weißverhangener Himmel, als wollte schon Schnee kommen; Regen rieselte, und Nebel stiegen dicht aus dem Tal auf und schieden das Kloster zur ewigen Anbetung von aller

Welt ab, so daß es von keinem Auge mehr gesehen wurde. Geheimnisvoll, wie eine Gralsburg, schimmerte, wenn der Nebel ein wenig riß, ein Turm, eine Fensterreihe, wie mitten aus Wolken.

Eine unsagbare Einsamkeit war da oben — eine herzbeklemmende, bange Einsamkeit.

Und hoch vom Felsen, aus der kleinen, im tiefen Nebel verborgenen uralten Klosterkirche heraus kamen zwei Stimmen, wie im unendlichen Raume schwebend — so traurig, so weltverlassen. So körperlos mystisch, so übermenschlich weh sangen die zarten Stimmen am Allerseelentag vom Tod und vom Leiden der Welt.

Dieselben Stimmchen, im Raum schwebend, drangen jetzt wieder zu ihr, rührend, weltfremd, schmerzbeladen, ihr die Seele bedrängend. Dazu parlamentarische Würde und Sicherheit, ein ganz wunderliches Gemisch. So etwas Strammes, als hätten die mächtigen dunkeln Schatten der Frauen am Vorstandstisch, vor dem grellen Hintergrund, Boden unter den Füßen und könnten auf eignem Grund sich regen, so etwas Gesetzmäßiges, Wichtiges, als wären die Gesetze schon da, um besser, menschenwürdiger zu leben.

Dazu der Saal mit den Girlanden und Fähnchen! so unbeholfen. Ein ganz eigner banger Eindruck.

In Isoldens Seele war das reine Totenangesicht wie eingebrannt. Das Gesicht, das mit seinem Ausdruck des Großgewordenen durch Leiden, wie eine Sonne alle lebendigen, befriedigten Gesichter überstrahlte. Es wurde ihr hier schwerer, an dies Gesicht zu glauben, als irgendwo sonst.

Und doch — in den weltfremden, weltverlassenen Stimmchen zitterten Laute, so rührend und lallend sie auch klangen, in denen das ganz Tiefe, das große Wollen lag — das Wollen, das sich Bahn bricht, sei es wie es sei.

Isolde träumte, während die kompakten Schatten Bericht erstatteten, was in Sache der Frauen in diesem Jahr geschehen

und nicht geschehen war. Gut bürgerliche Vereinsbefriedigung lag währenddem über ihnen.

Isolde träumte, daß sie aufgestanden und an den Tisch vor den gelben Sonnenhintergrund getreten wäre und in die Blendung hinein und zu den mächtigen, dunkeln Schatten gesprochen hätte:

„Würdige Frauen, laßt doch eure Barmherzigkeit jung sein!

Jung und stark.

Laßt sie nicht alte ausgekrochne, ausgeschlichne Geleise schleichen.

Tut doch etwas ganz Erstaunliches! Etwas, worüber die Welt in Lachen ausbricht, in Zorn und Wut. Weil ihr zu trotten versucht, wie der Mann trottet, so schwer und bedächtig — glaubt ihr, ihr habt es schon erreicht, was ihr wollt — oder werdet's erreichen? — O weh, etwas Altes!"

Aber das klagende Stimmchen im Raum ist noch jung.

„Ich beschwöre euch, tut etwas Königliches, etwas Freies! Nichts Althergebrachtes. Nichts Kluges — laßt die Tat der Frau wie eine lang verschüttete, eingeengte Quelle mächtig rücksichtslos hervorsprudeln — tut etwas, das davon zeugt, daß ihr den großen Willen habt, den weltüberwindenden Willen. Breitet eure großen Flügel aus wie Glucken. Bereitet dem jungen starken Weib ein Nest.

Ein eignes Nest mitten in der harten, frechen Welt. Baut eine uneinnehmbare Veste aus eurem Willen. Ohne daß ein Funke von Verachtung in eurem Blick aufsteigt, laßt in unangetasteter Reinheit das junge Weib ein Kind ihr eigen nennen dürfen. — Ein Kind und Arbeit! Gebt ihnen Arbeit, bei der ihnen die Seele weit wird, und ein Kind, das ihnen das Herz froh macht."

So träumt sie in weltfremder Unwissenheit, Torheit und Glut, in dämmernder Befangenheit.

Macht etwas Ganzes aus ihr.

„Breitet eure großen Flügel aus wie Glucken und laßt ihnen nichts geschehn!

Schützt sie, und sie sind geschützt, sagt, sie sind ehrbar — und sie sind ehrbar.

Schlagt ihn, er hat keinen Freund!

Aber hat er einen Freund, wer will den Menschen dann berühren? Wer kann ihm ernstlich schaden?

Des Menschen Wille schafft die Welt! Weshalb dem jungen Weib nicht ein Nest, worin es werden kann, was es werden will und werden muß, wenn es einmal mit beiden Lungen frei atmen kann, wie ein Geschöpf Gottes und beides hat, ein Kind und Arbeit. Und aus diesem kleinen Nest wird eine neue starke Menschheit kommen — allen zum Trotz, die eine Menschheit von Sklaven und Haustieren wollen.

Achtung wird das Weib unter der Sonne genießen.

Lachen und jubeln wird's!

So hatte Isolde, im Stuhl zurückgelehnt, töricht und rührend geträumt, gerade als die würdigen Frauen am Vorstandstisch die Frage aufwarfen: „Soll die Frau den Titel des Mannes führen oder nicht?"

Und dann kam wieder eine andere sehr vernünftige, untadelhafte Frage.

Isolden war zumute, als müßte draußen ein dunkles, starkes Gewitter ausbrechen.

Es schien aber helle, grelle Julisonne, kein Wölkchen am Himmel. Schwüle, erdrückende Schwüle im Saal. Die Laubgirlanden strömten ihre Säfte aus.

Es duftete nach sterbendem Laub und heißen Körpern, eine einschläfernde Atmosphäre.

Und doch stieg aus dieser drückenden Atmosphäre etwas Starkes, Lebendiges auf. Für eine feine Seele voller Weltliebe war es auch zu spüren.

Aber was ein Sturm sein sollte, war noch ein kleiner, spitzer Luftzug wie aus einer Fensterritze.

Zwölftes Kapitel

Es war in diesem selben Jahr, Weihnachts-Heiligerabend. Der Zusammenschlag aller Herzen, alter und junger, trauriger und fröhlicher, durchzieht wie ein mächtiger Strom die Stadt, liegt wie ein leuchtender Nebel über den Häusern, klingt von den Türmen in vollen, schweren Tönen, hallt in den Schritten der Menschen, die durch die Straßen eilen.

Weihnacht! Weihnacht! Weihnacht!

Der großen Weihnachtsstimmung kann kein Herz entfliehen, und wenn es sich in seinem Weh bis in den dumpfsten, tiefsten Keller vergrübe. Es müßte mit hinein in den Zusammenschlag.

Da fühlt ihr's einmal: das „All-Eine". Das Zusammenfließen der Seelen, das Empfinden, Früchte an einem Baum zu sein.

In allen Heimstätten feiern sie Weihnachten.

Aus den Fenstern der Häuser an der Leopoldstraße strahlt es festlich in die Nacht hinaus, glänzen die lichtvollen Weihnachtsbäume wie Sterneninseln.

Draußen leichter, schon hart getretener Schnee und doch ein milder Winterabend, zwischen Gefrieren und Tauen. Die hohen, kahlen Pappeln ragen schattenhaft zart in den blanken Sternenhimmel hinein.

Stadtgeräusche klingen heut anders als sonst, so scheint es jedem. Die Pferdebahn kommt so eilig, weihnachtlich daher. Die Droschken fahren, als führten sie irgendeine Überraschung zu irgendeinem Ziel.

Ja, lebendiger ist alles als sonst und heimlicher.

Einer scheint dem andern noch bekannt. Man freut sich mit denen, die sich freuen können und freuen. Das fremde Leid greift zum Herzen und nicht nur an die Nerven, und auch nicht nur zum Herzen, nein, bis in den Geldbeutel hinein, der tiefer und unzugänglicher beim menschlichen Geschöpf sitzt als Herz und Nieren.

Ja, ein schöner Abend, ein sehr merkwürdiger Abend, der Abend der Weihnachts-heiligen-Nacht.

Bei Doktor Freys waren sie auch in Feststimmung und Festerwartung.

Die Mutter, Isolde und Bruder Karl sitzen im Salon und warten auf den Vater, um im Speisezimmer den Weihnachtsbaum anzuzünden und dann während des Lichterglanzes ein kleines, festliches Abendessen miteinander zu verzehren und Frau Doktor Frey ihr Haferschleimsüppchen.

Um den Weihnachtsbaum stehen von Tüchern verdeckte Tische mit Geschenken.

Es ist alles bereit.

Das Hasten und Eilen des ganzen Tages ist einer leichten Abgespanntheit gewichen. Der große schöne Baum hell erleuchtet. Tannennadelduft mischt sich mit dem frühlingszarten Atem von Maiglöckchen, Hyazinthen und Tulpen, die in einer schönen Schale, wie ein ganzes Blumenbeet, auf dem großen Tisch im Salon unter der Hängelampe stehen und ihr zu früh erwecktes Leben in die heiße Zimmerluft ausströmen, statt in hellen Maiensonnenschein hinein.

Isolde geht ab und zu in das Weihnachtszimmer, schlingt noch ein paar glänzende Fäden über einen Tannenstrauß mit Rosen, oder ordnet etwas an den Geschenken. Die Ausschmückung des Zimmers zu Weihnachten ist immer ihr Werk gewesen.

Wie fremd sind sich doch die drei wartenden Menschen in dem Salon — komisch fremd.

Mutter, Sohn und Tochter. Fremd wie sich nur Familienglieder sein können. Wie kennen sie jede Äußerlichkeit aneinander, jede Angewohnheit!

Sie kennen sich bis zum Überdruß, das heißt: jedes die Larve des andern.

So sitzen sie und hängen ihren Gedanken nach.

Was weiß Mama von dem inneren Leben ihrer Tochter und Isolde von Mamas innerem Leben?

Sie sieht Mama sitzen in ihrem schwarzseidenen Kleid. So fein ist die Gestalt, das müde Gesicht mit dem leidenden, etwas stumpfen Ausdruck. In Mamas Gesicht ist etwas Ausgelöschtes.

Wer hat das ausgelöscht?

Das Leben.

Jedenfalls. Mama wird doch schon alt; noch nicht gar so alt — nein. Sie ist aber wie mitten im Leben eingeschlafen. Gerade als es anfing gut zu werden.

Isolde denkt, wie Mama sich früher geplagt hat, eigentlich so stumpf wie eine Magd, die fürs Leben gekauft ist, der der Herr kein freundliches Wort zu geben braucht. Er ist ihrer sicher.

Sie kann sich nicht eines besonders liebenswürdigen Ausdruckes erinnern, den der Vater je an Mama gewendet hätte.

„Na, Alte", so ganz gedankenlos hingesagt — das hört sie in der Erinnerung, so ein klein wenig Ironie dabei — so von oben herab.

Mamas Heirat war eine Liebesheirat gewesen, gegen den Willen ihrer Eltern.

„Ah" — Isolde dehnte sich im Stuhl und streckte die Hände von sich. „Triste!... Gott behüte einen vor so etwas."

Mama ist ein Kind geblieben, ein armes unwissendes Kind: — müde gearbeitet, ohne Liebe, ohne Sonne.

Isolde hat das Gefühl, sie möchte zu ihr hingehen und sie küssen und streicheln; dann fängt aber Mama immer zu klagen an um alles mögliche — und auch darum, daß sie zu nichts Appetit hat und nichts vertragen kann.

Isolde weiß das schon.

Es ist für Mama nicht gut, zärtlich mit ihr zu sein. Sie kann damit nichts mehr anfangen.

Isolde denkt daran, wie Papa vor Jahren Mrs. Wendland den Hof gemacht hat. Er hat immer irgendeine Flamme gehabt.

Komisch, wie eigentlich Mama sich damit abgefunden hat. Sie weiß von Mamas Art zu denken und zu fühlen gar nichts. Und jetzt ist's mit Papa auch nicht so ganz geheuer. Er ist gar zu vortrefflicher Laune.

Isolde erinnert sich daran, wie damals Papa sich vor Mrs. Wendlands Tür in einen Gentleman verwandelt hatte und wie Marie und sie selbst darüber entsetzt waren.

Ja, das war sehr sonderbar gewesen, unvergeßlich sonderbar. Sie hatten jetzt fast immer einen wohlsoignierten, blühenden, jovialen Papa, gutgekleidet, jugendlich, von bester Gesundheit und vortrefflich im Betragen.

Allerdings hatten sie dies Vergnügen nicht allzu oft, denn er hielt sich viel in Berlin auf und auch in München war er, wie immer, der Vielbegehrte.

Aber merkwürdig, daß er heut nicht kam, heut am Weih-, nachts-heiligen-Abend.

Mama saß ganz still wie vor sich hinbrütend. Ungeduldig hatte Isolde Mama überhaupt nie gesehen, und eigentlich kannte sie Mama zumeist nur wartend, — auf den Vater wartend. Auch nachts wartete sie — lang, lang, das wußte Isolde ja. Mama wartete von jeher nachts und schlief nicht eher ein, bis der Vater kam.

Was mochte wohl Mama ihr Lebtag diese vielen, vielen Stunden gedacht haben?

Schrecklich.

Wie in sich verschlossen sie doch war. Ganz geheimnisvoll — nachttierhaft, rührend ihre eignen dunkeln Wege gehend. Wie sah Mamas Leben aus, wenn man es mit ihren eigenen Augen betrachtete?

Isolde konnte die Blicke von Mama gar nicht weg wenden.

Karl hob sich aus seinem Fauteuil, in den er sich hineingerekelt hatte — zog seine Uhr „Neune schon!"

Seine Stimme war erregt. Karl hatte auch heute abend außer der Familienfeier etwas vor.

Natürlich.

Er ging ein paarmal im Salon auf und nieder, griff nach der Abendzeitung zum soundsovielten Mal und versank wieder in dem weichen, bequemen Polster, die Hand in seinem dicken Haarschopf vergraben, die Blicke gedankenlos über das Zeitungsblatt hinschweifend. Mit der Spitze seines Fußes klopfte er ungeduldig im Takt auf das Parkett.

So ein harter trockner Ton.

Isolde wurde ganz nervös davon.

Mama sagt: „Heut kommt aber Papa spät. Das Abendessen wird uns verderben."

Dann saßen alle drei wieder ganz still eine lange Zeit.

„Karl, klopf nicht so mit dem Fuß auf", bat Isolde.

Draußen an der Haustür schellte es auf eine eigentümliche Weise.

„Das ist Papa nicht", sagt Isolde.

Alle drei schauen wie erschreckt, wie unangenehm berührt.

„Nein, das ist Papa nicht", sagt Mama auch. „Bewahre."

„Na, und dreiviertel auf zehn wär's jetzt glücklich." Karl war sehr ungeduldig geworden.

Da tat sich die Tür auf. Das Zimmermädchen erschien in blendend weißer, festtäglicher Schürze. „Nun," — Isolde wollte weiter fragen, da sah sie in ein paar wirre entsetzte Augen und in ein erdfahles Gesicht.

Sie fragten jetzt alle drei beunruhigt: „Nun? Was denn? Was ist denn?"

Das starre, erdfahle Gesicht über der weißen Schürze veränderte sich nicht. Die Lippen bewegten sich, um zu sprechen, brachten aber keinen Ton hervor.

„Nun," fragte Karl, „was ist denn eigentlich los?"

Und da kam es — in abgerissenen, unklaren Worten:

Dem Herrn war was passiert.

Alle drei hatten sich von den Stühlen erhoben und standen und starrten im ersten Augenblick.

Das Hirn will das Schwere nicht ins Bewußtsein aufnehmen, das Leben soll behaglich sein, gleichmäßig. Nur keinen Schreck, keine schlimmen Überraschungen, das empört, das lähmt.

Da drangen Geräusche bis in den Salon, ungeschickte, schwere, fremde Schritte.

Karl stürzte zur Tür.

Bebend flüsternd sagte Isolde etwas und faßte heftig nach der Hand des Mädchens.

Die starrte ohne Erwiderung — aber der Druck ihrer Hand sagte alles.

Da wendete Isolde ihre Blicke auf die Mutter. Die stand noch unbeweglich — nach irgendeinem Halt mit rastlosen Augen suchend.

Isolde trat zu ihr, schlang den Arm um ihre Schultern, um sie zu stützen.

Karl hatte das Zimmer verlassen.

Die Tür war angelehnt geblieben, die Schritte draußen drangen jetzt deutlicher schwer in den Salon.

„Soll der Herr in sein Schlafzimmer gebracht werden?" fragte das Mädchen.

Mama ging jetzt, auf Isolde gestützt, zur Tür hinaus. Es lag etwas Hausfräuliches in der Art, wie sie das tat, etwas Geschäftiges — ihre alte Weise. Es gab für sie zu tun. Es mußte für einen Gast gesorgt werden.

Drei Männer hatten Doktor Frey aus der Droschke die Treppe heraufgebracht. Ein Droschkenkutscher, ein Dienstmann und ein Herr hielten den schlaff herabhängenden Arm des Toten gefaßt.

Die Hand des Toten hielt ein mit weißem Wollpelz überzogenes Schäfchen mit rotem Halsband, ein Spielzeug, umklammert.

„Er soll in sein Schlafzimmer gebracht werden", sagte Mama langsam, völlig klanglos.

Karl stand verblüfft, der Schreck und der Schmerz ließen seine Züge merkwürdig dumm und ratlos im Ausdruck erscheinen.

Die drei Männer folgten Frau Doktor Frey und Isolde.

Jetzt hatte auch Karl seinen Vater mit angefaßt und blickte in das bläuliche, schlappe Gesicht und auf den haltlosen Körper, der einer großen, schweren Masse glich.

Der Droschkenkutscher sagte etwas, um seine Teilnahme auszudrücken, etwas von einem „bösen heiligen Christ" — das klang so schaurig, wie die Stimme aus einem alten Märchen.

Mamas in sich gekehrtes Benehmen stach wunderlich gegen das Betragen aller übrigen Personen ab.

Das Hausgesinde war so außer sich, daß ein lautes Schluchzen und Heulen den Raum erfüllte.

Karl hatte das Dumme, Ratlose, Verblüffte in den Zügen.

Isolde war vor Entsetzen ganz überwältigt, wich keinen Schritt von ihrer Mutter — nicht mehr sie zu stützen, um von ihr gestützt zu werden. Und da war über Mama wieder das Nachttierhafte, Geheimnisvolle gekommen, vor dem Isolde vor Jahren sich so gefürchtet hatte.

Wie oft hatte Mama in der langen Ehe ihren Mann tief in der Nacht empfangen, wenn er zu ihr zurückgekehrt war, ohne daß ihr von seiner Seele, seinem Wesen auch nur ein Teilchen mehr gehört hätte als jetzt. Sein Körper war zu ihr zurückgekehrt — sein für sie toter Körper, nicht anders als heute — nein — nicht anders.

Ihre Ruhe war die Ruhe langen, stummen Leidens, einer langen, schweren Erfahrung.

Sie hatten ihn auf sein Bett ausgestreckt, und der Herr, der sich als Arzt vorstellte, versuchte das weiße Wollschaf aus der Hand des Toten zu lösen. Es war ein so ganz unmöglicher

Anblick, die gelbe Totenhand um das lächerliche Ding geklammert zu sehn; so leidenschaftlich geklammert, wie der Mensch die lächerlichen Dinge des Lebens umklammert hält.

Es gelang ihm nicht, Doktor Frey von diesem komisch grausigen Anhängsel zu befreien.

„Lassen Sie doch", sagte Mama. Sie hatte den Blick nicht von dieser gelben, armen Hand mit ihrem Spielzeug gewendet.

Jetzt sprach der Arzt mit Karl, gewissermaßen als mit dem männlichen Oberhaupt der Familie. Er bot seine weitere Hilfe an und tat allerhand geflüsterte Fragen. Dann ging er, ein Mann in Amt und Würden, der augenblickliche Beistand der schwer getroffenen Familie.

Isolde lag erschüttert in einem Stuhl, das Gesicht in die Hände vergraben.

Karl ging im Zimmer hin und her und schaffte den Rock des Vaters, den dieser vor dem Ausgehen über den Stuhl vor dem Bett geworfen hatte, stumpf und unbewußt beiseite. Darauf goß er ein halbgefülltes Wasserglas gedankenlos ins Waschbecken. Er machte, wie es schien, Ordnung. Seine Züge verloren für keinen Augenblick das Verblüffte.

Mama kniete neben der Leiche ihres Mannes nieder, nahm die schwere Hand des Toten sanft in die Höhe und versuchte den starren Fingern das Spielzeug zu nehmen. Durch einen Zufall wohl, gelang es ihr leicht. Isolde schaute entsetzt ihrem Tun zu, auch Karl.

Jetzt legte sie die Hand still behutsam zurück und blickte auf.

Ihre beiden Kinder sahen in ein bleiches, rührendes Gesicht, auf das der Schmerz oder sonst ein Gefühl einen Jugendhauch gelegt hatte.

Es war der Ausdruck einer weltfremden Nonne, die von Dingen sprechen sollte, die ihr nicht über die Lippen wollten, von sündhaften, schweren Dingen. Die Lippen regten sich

wohl schon, — die Worte fehlten noch. Wie hilfesuchend blickte sie auf Karl und Isolde.

„Laßt es ihn nicht entgelten," sagte sie leise bittend, — „der Vater hatte da was Liebes. Es ist da auch ein Bübchen."

Sie zeigte auf das kleine Schäfchen wie zur Erläuterung.

So kniete Mama vor ihren Kindern. Die Hände legten sich ihr bei ihrer großen Bitte wie zum Gebet zusammen.

Isolde stürzte mit einem Strom von Tränen zu ihr hin und schlang die Arme um sie und erstickte Mama fast mit ihrer Liebe.

Nun kannte sie Mama. Da lag die arme Seele vor ihr, geläutert wie reines Gold — ganz ausgeglüht. — Weltfremd.

Ihr Lebtag bedrückt und mißachtet, haftete nichts an dieser Seele von Wissen und Macht, nichts, wovon sie irgendeine Ehre hätte; — aber stärker schien da etwas zu sein als alles Starke auf Erden: das große Welt- und Schmerzüberwindende lag in ihr. Es war in ihr etwas geworden, durch Bedrückung und Mißachtung, etwas so Junges in dieser alten Welt, in der alle Kräfte beladen und ausgenutzt sind, etwas so Unbelastetes.

Isolde hing schluchzend wie in einer erlösenden, seligen Ekstase an Mama. Ihre Seele verschmolz mit Mamas Seele.

Das war so rein und stark, was sie da in Mama verstand und empfand, so vornehm.

Nichts Größeres auf Erden als Weib sein!

Sie empfand die Kraft ihrer armen Mama, als könne solche Kraft, die alte, müde Menschheit, wenn sie sich frei und bewußt über sie ergösse, erlösen und verjüngen; die Kraft, die in ihrer unscheinbaren, gedrückten Mama verschüttet und begraben war.

Dreizehntes Kapitel

Ein dumpfer, bedrückter Winter folgte jenem Weihnachtsheiligen-Abend, an dem die Lichter am Baum nicht entzündet wurden.

Der Tod hatte die Lebendigen angestarrt, und wie vom Frost gerührt schienen sie eine Zeitlang welk und schlapp geblieben zu sein, bis neuer Lebenssaft aufstieg, neue Triebe die welken, verkümmerten überwuchert hatten. Dann wurde es wieder, als wäre nichts geschehen.

Henry Mengersen zog dieses Frühjahr von Berlin mit Frau und Kindern hinaus in seine Villa nach Ludwigshöhe. Mama freute sich, Tochter und Enkelchen so in nächster Nähe zu wissen.

Marie stand ihr so viel näher als Isolde. Marie war das Weib, das die Wege ging, die sie selbst gegangen war.

Sie konnte Maries Leben mitleben. Marie brauchte gar nichts zu sagen. „Das ist nu ma' so, ja, siehst du — das ist nu ma' so." Das konnte sie immer von Mama hören, wenn sie nur den Mund auftat, um Mama etwas zu klagen oder zu erzählen.

Mama wußte alles immer schon im voraus.

Sie sah gewissermaßen behaglich zu, wie Marie das Martyrium des jungen Weibes trug, die Ekstasen des jungen Weibes.

Die Ekstasen hatten bei Mama nie eine große Rolle gespielt.

Schwere Entbindungen, lange, qualvolle Schwächezustände, kranke Kinder, Geldsorgen, große Müdigkeit — weiter war ihr nicht viel in der Erinnerung hängengeblieben.

Viel geduldiger als Marie war sie gewesen, dessen entsann sie sich — und das sagte sie auch Marien oftmals — und das kam davon, daß Marie doch nicht so selbstlos war, wie eine Frau sein müßte. Marie war eben auch Papas Tochter. Beide Töchter hatten leider etwas so Aufrührerisches, wenn-

gleich Marie nicht annähernd wie ihre jüngere Schwester. Aber heute noch konnte Marie ganz verzweifelt Mama um den Hals fallen, solcher Dinge halber, deretwegen eine Frau gar kein Wort verlieren darf, die sich von selbst verstehn. Die Frau hat sich eben nach dem Mann zu richten, und wie der ist, so ist er, und was der tut, das tut er.

Dafür ist er das Haupt der Familie.

Ja und das sagte denn Mama ihr tüchtig.

Das aber war gleichgültig, Marie nahm nichts an, und wenn Mama noch so recht hatte.

In Marie blieb etwas so Wehes, etwas so Sehnsüchtiges. Eine Mutter von fünf Kindern, die Geschichten machte mit Idealen und so etwas!

Nein, Mama hatte auch mit Marie viel Sorge.

Da lobte sie sich Henry Mengersens Schwägerin, Pauline, die in Ludwigshöhe mit Mann und Kindern neben Henry wohnte. Das war eine Frau nach ihrem Sinn. Wenn eine von Mamas Töchtern so geworden wär'. So drall und fidel wie diese Frau war! Und so eine bekommt ihre Kinder wie nichts. Frisch vordem, frisch nachdem. Und diese prächtigen Ammen und Wartefrauen und Kinderfrauen, die sie hatte, — ein ganzes Regiment Weiber war da immer im Haus. Und diese Wäsche! Und wie im Hause gegessen wurde! Ja, die verstand was aus sich zu machen. Vor der hatte der Mann auch Respekt.

Ach ja, Mama hatte es nicht leicht mit ihren Töchtern.

Dies Jahr gab es einen warmen, schönen April.

Es hatte sich oben in Ludwigshöhe in einer Nacht über die Wälder wie zarter, grüner Nebel niedergelassen. Der war wie von den Wäldern eingesogen worden, hatte sich schmeichelnd um die rötlichen, knospenden Buchenkronen gelegt und war daran haften geblieben in Millionen zarter grüner Blätter-tröpfchen.

Ein Leuchten ging von diesem jungen Grün aus, ein durchsichtiges, unsäglich zartes Schimmern, das die Seelen wie in ein grünes, helles Bad tauchen ließ, die armen, rußigen Winterseelen. Und der blaue Maienhimmel dazu, der endlich als helle Sonnenbahn hervorgebrochen war.

Ja, es wurde da oben jetzt schön. Die prächtigen Waldgärten mit ihrem knospenden Buchenlaube, der feuchtbraunen Blätterdecke unter den Bäumen, aus der das frische Leben in tausendfältiger Gestalt brach. Hier ein Himmelschlüssel, ein zerschlissenes dürres Eichenblatt um den Stengel, dort hebt eine Familie blauer Leberblumen ein ganzes Stück Laubdecke in die Höhe. Wie ein blauer Blick schaut es aus dem Erdreich.

In Gebers Garten blüht es wie jedes Jahr auch heuer an allen Ecken und Enden.

Sie waren die ersten Ansiedler hier oben gewesen. Bei ihnen hatte sich schon so mancher Obstbaum heimisch eingewurzelt und blühte zwischen den kleinen Tannen und zarten Birken und Buchen.

Frau Lu hatte so ein paar liebe rosige Kerlchen, gefüllte Kirschbäume gepflanzt, die blühten, als wollten sie sich in ungezählten tausend und abertausend rosigen Blumenbüscheln auflösen; und Apfelbäume, die ihre ersten Knospen jugendlicher trugen.

Aus dem grünen Gras schauten weiße Narzissen und allerhand altmodische Bauernblumen, blaue Träubchen und Goldlack.

Henry Mengersens und seines Bruders Garten haben diesen intimen Reiz nicht, den Frau Lu ihrem Stück Land gegeben hatte; aber in ihrer Art sind sie prächtige Besitztümer, groß und schattig.

Isolde war, weil Marie es brennend wünschte, auf einige Tage hinauf zu ihr nach Ludwigshöhe gekommen.

Sie hatte da oben, wenn sie ihre Schwester zu besuchen

kam, ein kleines Zimmer in dem Gartenhäuschen einer Nachbarvilla als Absteigequartier.

Henry Mengersens Gastfreundschaft anzunehmen vermied sie, wenn es sich tun ließ.

Es war da auch etwas, was sie in seinem Hause bedrückte und erregte. Sie konnte das unermüdliche Werben ihrer Schwester um sein Sich-geistig-ihr-mitteilen auf die Länge nicht ertragen.

Quälend war es Isolden von jeher gewesen, Marie im Atelier zu beobachten, wenn Henry einem Gast eine neue Arbeit zeigte. Marie ließ es sich bei solchen Gelegenheiten nicht nehmen, ein wenig die Sachverständige zu spielen.

„Henry, rück es doch so — siehst du, hier fällt das Licht nicht gut darauf. — — Und das ist von allem mein Liebling, da liegt etwas darin, was einem zu Herzen geht.

Ich hab dir doch gesagt, daß die Rahmenleiste aus rohem Eichenholz zum Bilde nicht gut steht — nun findet es Isolde auch — siehst du."

Sie rückte etwas an einer Staffelei — sie machte ihn aufmerksam, dies oder jenes zu zeigen.

Und jedesmal traf sie derselbe spöttische Blick, sie kühl in ihre Grenzen zurückweisend.

Über Maries Gesicht ging dann der tief wehe Zug, so gekränkt, so überaus demütig.

Isolde wußte sich bei einer solchen Szene kaum zu beherrschen. Ein Gefühl von Haß gegen ihn stieg in ihr auf und zu gleicher Zeit etwas wie Verachtung gegen ihre Schwester, Verachtung und Mitleid.

In den letzten zwei Jahren hatte Isolde bemerkt, daß Marie schwerfälliger in der Art sich auszudrücken geworden war, auch ihr gegenüber. Bis dahin war in Marie ein leidenschaftlicher Zug gewesen, mit der Schwester weiter leben zu wollen. Jetzt stand sie Isolde eigentümlich fremd gegenüber; oder kam es ihr nur so vor? Marie fragte nicht recht, was

Isolde getrieben, unterhielt sie von Dienstbotenmisere, von Kinderwäsche, klagte endlos über ihr letztes Wochenbett und lobte ihre Schwägerin Pauline, von der sie das letzte Mal gepflegt worden war.

Henry hatte immer gewünscht, daß Marie sich ihrer Schwägerin anschließen möchte, war aber auf Abneigung von Mariens Seite gestoßen.

Jetzt war das anders geworden. Marie hatte von ihrer Schwägerin, wie es schien, mancherlei profitiert. Man aß dies Jahr ganz vortrefflich bei Mengersens. Paulinens Hand war überall zu spüren, ein barscherer Ton schien auch in den Verkehr mit den Kindern gekommen zu sein, die Leibwäsche der Kleinen hingegen war um vieles feiner und luxuriöser geworden.

Kurz ehe das jüngste Kind bei Mengersens geboren worden war, hatte es eine wunderliche Szene zwischen Mann und Frau gegeben.

Marie, in der Empfindlichkeit ihres Zustandes, war bei einem abweisenden Blick Mengersens nicht demütig, traurig verstummt, sondern in lautes unaufhaltsames Weinen ausgebrochen, war ihrem Gatten zu Füßen gefallen, hatte verzweifelt seine Hände gefaßt und diese Hände heftig geküßt und dabei geschluchzt: „Verstoß mich nicht!" Und das hatte sie wie sinnlos immer von neuem wiederholt.

Henry Mengersen war diese Szene unbeschreiblich peinlich gewesen.

Was wollte sie denn?

Dieses ewigen ungeschickten Einmischens von ihr in seine eigensten Angelegenheiten war er unendlich überdrüssig geworden.

Sie hatte etwas von einer Fliege an sich, die Geduld und Beharrlichkeit einer Fliege.

Henry Mengersen wußte gar nicht, was er ihr antworten

sollte. Er wollte sie nicht erregen, aber er wollte auch nicht schweigen:

„Marie", sprach er, „was willst du eigentlich? Hast du etwas zu klagen, — so sag's. — Aber dies ewige Nörgeln!"

Er ging heftig im Zimmer auf und nieder und sagte mit unterdrückter Erregung: „Wenn ich offen sein soll, mir ist in einer Künstlerehe und in einer Ehe überhaupt der weibliche Abklatsch vom Mann in der Seele zuwider — einfach unerträglich! Bin ich nicht so weit Herr im Hause, daß ich mir gestatten darf, einer Idiosynkrasie, die ich nun einmal habe, auszuweichen? Weshalb ist es denn durchaus nötig, daß du dasselbe, was ich sage, noch einmal verdünnt nachsprichst? Darauf kommt es ja doch hinaus. Sag mal, findest du das so durchaus notwendig, daß du deshalb wieder und wieder kommst und mich peinigst?

Sag doch, was hast du geleistet, das dir das Recht gäbe, mitzureden oder mitzuhandeln? Das, was ich errungen habe, rechnest du dir das etwa mit an? Meinst du, man teilt sich in so etwas, wie in eine Torte oder wie in ein Vermögen?

Bitte, mach dir das einmal klar. Die Frauen berühmter Männer versäumen es gewöhnlich, darüber nachzudenken.

Du hast deine Kinder, bist dabei, sie so ziemlich gedankenlos zu erziehen, du stehst deinem Hausstand erträglich vor, läßt mich bei jeder Gelegenheit aber unter deinen Nachlässigkeiten leiden. Erfülle deine Pflichten und laß alles übrige auf sich beruhen. Nimm dir ein Beispiel an Paulinen, die ist, wie eine Frau sein soll. Haben wir uns endlich einmal verstanden? Marie?"

Er sah in ein bleiches, tränenloses Gesicht.

„Ja", sagte sie.

In diesem Augenblick klammerte sich ihre verachtete Seele an die Liebe zu ihren Kindern, und diese Liebe wurde zu einer Ekstase, die jede Marter des Herzens überwuchs.

Von diesem Tage an warb sie nicht wieder um die geistige Zugehörigkeit zu ihrem berühmten Gatten. Er hatte von diesem Tage an Ruhe vor „der Fliege“, hatte von diesem Tag an sich eines tadellosen Hauswesens zu erfreuen.

Der Einfluß der Schwägerin Pauline begann zu regieren.

Henry Mengersen lernte jetzt das breite, behagliche Weibtum in seinem Hause kennen, das wie eine Walze alles niederdrückt, was ihm nicht paßt. Aber vorzügliche Mahlzeiten gab es, tadellose Wäsche, geputzte Kinder, ein schwerfälliger Ernst — und das Kleinste war zur Wichtigkeit erhoben.

Ein zarter, zudringlicher Geist, der mit erhobenen Händen unermüdlich gefleht hatte: „Nimm mich mit, laß mich nicht verschmachten“, war verstummt. Diese arme bittende Seele drängte sich nicht mehr an ihn heran. Ob er das wohl bemerkte?

Den ganz kleinen Kindern vertraute Marie sich an, nahm sie auf den Schoß und klagte es ihnen leise in die Öhrchen, was ihr getan worden war.

Auch Isolden sagte sie kein Wort. Die fühlte nur eine große Müdigkeit und Stumpfheit in ihrer Schwester, ähnlich der Müdigkeit und Stumpfheit, die sie in Mama empfand. „Triste“! dachte Isolde wieder, „Triste! Gott bewahr einen vor so etwas.“

Sie war dieses Frühjahr selbst so schwer gestimmt, so schwer wie noch nie.

Es war doch der Tod des Vaters und der Tod selbst, der ihr das Leben so bedeutungslos erscheinen ließ.

Und was für ein Leben lebte sie denn eigentlich selbst? Es spielte sich in ihrem stillen, hohen Atelier ab; da lebte sie — ja — das nannte sie „Leben“, was sie da tat.

Zu einer rechten Liebe hatte sie es seit der leidenschaftlichen Anbetung Henrys nicht wieder gebracht, hatte kein einziges Mal warm wieder als Weib empfunden, so viel sie auch begehrt wurde.

Ihr lieber Freund, ja, der liebte ihre Seele, dem gegenüber durfte sie sich ganz geben, wie sie sich selbst empfand. Ein wunderbares Verhältnis, das sie zu diesem seltnen Mann hatte, so wohltätig bis in die innersten Nerven.

An dieser Freundschaft war sie gesundet. Bei ihm fühlte sie sich als freies, vollgültiges Geschöpf.

Hier wagte sie zu hoffen, daß sie in ihrer Kunst nach Großem streben dürfe.

„Schaff dir deine Welt; wie du sie schaffst, so ist sie. Sie ist nur in dir selbst, in deiner Vorstellung. Schaff sie dir und glaub an deine Welt!"

Ja, sie hatte an ihre Welt geglaubt.

Wie sie gearbeitet hatte! Ernst und glühend, um die Seele von Schmach zu reinigen.

Henry Mengersen hatte ihr von ihr selbst ein so jämmerliches Bild gezeigt. Ihre junge, heilige Liebe zu ihm, ihr großes Opfer hatte er wie etwas Schmutziges mit dem Fuß beiseite geschoben, so wenig Umstände mit ihr gemacht, wie mit der gemeinsten Straßendirne. Er hatte sie mit seiner Beschimpfung vergiftet, daß sie bis heute nicht wieder gesund hatte werden können, wie andere Leute, die ihre Jugend gedankenlos genießen. Ein tiefer, ungestillter Haß gegen Mengersen war im Grund ihrer Seele.

Jahrelang hatte sie es mit angesehn, wie er ihrer Schwester, seinem Weibe, dasselbe tat wie ihr einst, wie er Mariens Seele verleugnete und danach schlug, wie nach einem zudringlichen Tier.

Unter solcher Mißachtung dasein müssen, fühlen müssen, Kinder gebären müssen!

Ja, schaff dir deine Welt und glaub an deine Welt.

„Und so schuf ich sie mir!" dachte Isolde „eine so feine Welt! Und meine lieben Nächsten schufen sich die Gegenvorstellung zu meiner Welt. So ziehen die Träume der Menschen gegeneinander zu Felde und vernichten sich gegeneinander. Nur die

Träume der Menschen! — und doch welches Leid — welche Qual!"

Auf Isolde wirkte in diesem Frühjahr alles so schwer und trostlos.

Sie zweifelte an sich.

Stand das, was sie in ihrer Kunst erreicht hatte, irgendwie mit dem großen Fleiß, ihrer großen Hingebung im Einklang?

War es doch nur das elende Mittelmäßige?

Weshalb sollte gerade sie etwas Außerordentliches leisten?

Selten, selten, soviel sie wußte, nur in ganz wenigen Ausnahmefällen, hatte das Weib mehr als Mittelmäßiges geleistet.

Nun, und weshalb sie? — Und wenn auch sie — so war sie eben eine armselige Ausnahme im günstigsten Falle.

Das Widerlichste, das Unerfreulichste auf Erden ist das Mittelmäßige.

Ja, sollte man nicht das Weib mit Feuer und Schwert verfolgen, wenn es die ungeschickte, unbegabte Hand an die Kunst legt?

Isolde empfand den großen Fluch, der auf dem Weibe liegt; erdrückend, atemberaubend.

Nein, es war keine Freude mit klaren Sinnen, geistig so unheimisch auf Erden zu leben.

Das, was sie in jener Nacht empfunden, was ihr den Jugendmut genommen, hatte sich ihr ins Bewußtsein wie eingegraben, daß sie zu der Hälfte der Menschheit gehört, die von allem Geistigen auf Erden ausgeschlossen ist, zu der verdummten, stehengebliebenen, unentwickelten Hälfte der Menschheit, die nur Körper ist, — die nur Körper sein soll, für die Geist etwas Krankhaftes, Widernatürliches, Unanständiges ist, zu der Hälfte der Menschheit, die sie die zarte nennen — und die im Grunde die robuste, die ungegliederte ist, die allem Feinen, allem Lebensprühenden, Lebenswerten, allem, was Geist und Erkenntnis ist, fremd, feindlich, dumm gegenübersteht.

Isolde machte in dieser Zeit weite Spaziergänge in der Umgegend, währenddem sie dumpf und doch leidenschaftlich vor sich hinbrütete.

Henry Mengersen schien von diesem einsamen Umherschweifen seiner jungen Schwägerin nicht angenehm berührt zu sein.

Er untersagt es ihr.

Sie standen miteinander in seinem Atelier, als er das tat.

Es war in diesen langen Jahren keinmal vorgekommen, daß sie ihm Zeit gelassen hatte, sich ihr gegenüber mit ihrer Person zu beschäftigen.

Er hatte ihre Nähe nicht wieder empfunden, seit sie, wie im uralten Märchen, in ihrer großen Schönheit nackt, wie sie zur Welt geboren war, vor ihm gestanden hatte, wie die, die ihre Brust geduldig dem Messer bot, damit ihr Herr genesen sollte.

Nicht um einen Schritt hatte er ihr sich wieder nähern können, als Künstler wohl — und oft — nie als Mensch.

Isolde blickte ihn daher jetzt mit kalten, erstaunten Augen an. Sie würdigte ihn keiner Antwort und verließ das Atelier.

An diesem Abend fand sie in ihrem Zimmer, als sie spät in der Nacht aus dem Haus ihrer Schwester kam und sich schlafen legen wollte — es waren Gäste bei Mengersens gewesen — ein kleines Paket und einen Brief.

Henry Mengernse schrieb ihr:

„Verzeih, Isolde", — sie nannten sich ‚du' auf Mariens ausdrückliche Bitte — „mich beunruhigen deine weiten, einsamen Spaziergänge. Du gestattest mir leider keinen Einfluß auf dich, sonst würde ich dich ersuchen, diese Gänge einzustellen. Ich bitte dich, führe wenigstens dies kleine Ding mit dir, zu deiner Sicherheit. Verstehst du damit umzugehen? Es ist geladen! Sei vorsichtig!

Schwager Henry."

Isolde löste das Paket und nahm aus dem Kästchen einen kleinen, zierlichen Revolver.

„Sonderbar", dachte sie.

Und aus diesem Sonderbar spann sich eine lange, lange Kette von Gedanken und Gefühlen.

Eine schwere, drückende Kette.

Auf die Knie war Isolde wie von einer Last niedergezogen; den Kopf an den Tischrand gestützt, so blieb sie lange unbeweglich, den kleinen glatten Revolver zwischen den Fingern. Die Tür ihres ebenerdigen Gartenzimmers stand noch weit offen.

Die herbe, frische Luft, die die schäumende Isar mit sich bringt, drang zu ihr ein.

Da draußen reckte und streckte sich jedes Blättchen, ungeheure Massen zarter, grüner Lebewesen. Es lag ein Werden, ein mächtiges Gedeihen, ein Sich-ausbreiten-wollen im Dunkel.

Die Luft war wie berauscht von all dem jungen Atem, den sie in sich trug.

Isolde schluchzte wild und bitterlich auf.

Was hatte sie im Leben?

Wen hatte sie im Leben?

War denn das, was sie lebte, das Leben? Das wirkliche, wahrhaftige, lebendige Leben?

„Ah — einsam!" Sie reckte die Arme, als wäre sie ans Kreuz geschlagen — und blieb so lange, lange Zeit wie im Schmerz erstarrt.

Über ihr Gesicht rannen langsam Tränen.

Die Seele war von der großen Sehnsucht des Lebens, nach Glück, gepackt. Die jungen, starken Sinne wollten in Daseinsjubel ausbrechen — und hatten nichts, um in Jubel ausbrechen zu können — nichts — gar nichts — auch gar nichts!

Das, was ihr allein lebenswert erschienen war, ihre Kunst, schrumpfte zusammen, zu einem Unsinn, einer Besessenheit, zu einem Unglück.

„Und alles ist wie ein Weinen im Walde", klang es ihr durch das Bewußtsein.

Was konnte sie denn? — so ein Tappen im Dunkeln. Es wurde ja doch nichts.

Gegen das, was sie wollte — was hatte sie erreicht?

Ja, wäre sie ein Mann! Da lohnte es sich, für die Kunst zu leben und zu sterben, sich martern zu lassen.

Da lag die große, glänzende Vergangenheit des Mannes wie eine Sonne über seinem Wollen, die ihm leuchtete, ihm Leben gab und Mut machte, die ihm alles verhieß.

Aber sie als Weib! Da lag die tote, leblose Vergangenheit des Weibes über ihr wie eine tote, dunkle Masse und drückte und erstickte und machte jede Bewegung schwer, über jeder Hoffnung lag sie, über jeder Freudigkeit — ah — das war etwas Trostloses, da wurde man so müde. Da sanken die Hände herab in Trostlosigkeit wie vor Unmöglichem.

Und wie war sie trotzdem immer tapfer gewesen!

Aber heute nicht mehr — nein, heute nicht mehr.

Die Arme, die sie wie ans Kreuz geschlagen gehalten hatte, sanken herab.

Nein, heute war sie ganz fertig. Sie hielt noch immer den kleinen glatten Revolver in der Hand. Er war warm geworden von dem Lebensfieber, das in ihr tobte.

Da ging sie nun über die Erde und hatte nichts und hatte niemanden.

Wenn Lus „guter Großer", ihr geliebter Freund, noch einmal auf der Welt zu finden wäre — ja — dann!

O, wie geborgen wäre sie dann. — Du glückselige Lu!

Ja, so eine Insel der Seligen, — so geliebt werden — so lieben! Wie ein guter Geist ging er neben Lu her.

Jetzt stellte sie sich vor, wie er sagte: „Du gewinnst in dem Maße, wie du verlierst. Sei selbstlos aus Selbstsucht. Du tauschst den Himmel ein für die Erde, — für den sterblichen Menschen die ewige Gottheit.

Sei selbstlos gegen deinen Nächsten, sei selbstlos gegen Fernstehende, sei selbstlos gegen die ganze Menschheit, gegen alle Wesen, gegen die ganze Welt.

Das ist Erlösung!

Gib das ‚Ich‘ auf und du bist das ‚All‘."

Was für eine Welt war das, in der die beiden lebten? Welch eine gesegnete, reine; und Lu pflanzte Blumen in dieser Welt.

In Lu's Augen aber stand immer: „Wirst du, mein Lieber, dein Werk vollenden? Wirst du mir auch bleiben? Was kann ich tun, um dich zu halten? Wie soll ich's ertragen, wenn du mir genommen wirst? Was kann ich tun, ich Arme? Ich möchte mich wie einen Teppich zu deinen Füßen legen, wenn es dir hülfe."

Isolde kannte Lu's schmerzvolle Liebe, die den Tod jede Stunde neben dem Liebsten stehen sieht. Es ist leidvoll zu lieben. Aber es ist Leben! Schweres, banges Leben.

Und Isolde lebte nicht!

Leben kann man nur im andern. Sich ganz fühlen kann man nur im andern. Im Zusammenfließen mit einem andern. — Aber wer lebt dann?

Ach — was für ein Schatten sie ist!

Wieder breitet sie die Hände aus, als wäre sie ans Kreuz genagelt. Ihr Gesicht trägt einen bitter wehen Ausdruck.

Welches Unglück ist über sie gekommen!

Ja, davon hat sie doch keine Ahnung gehabt, daß sie so sehr unglücklich war, so ohne Boden für ihre Füße, ohne Halt für ihre Seele — so ein ganz unsäglich verlassenes Geschöpf.

Draußen im Dunkeln das Junge, Neue — Wiedergeborene!

Der Jubel und Atem des Werdens.

Ja — und auch sie will ihren großen Frühling haben!

Und mit ausgebreiteten Armen kniet sie leidenschaftlich, trotzig, verzweifelt.

Mit dem jungen Laubatem, der zur offenen Tür herein-

quoll, kam die heiße, seelenüberquellende Sehnsucht nach einem Kinde über sie mit Frühlingsgewalt.

Sie sehnte sich nach Leben von ihrem Leben, nach dem süßen Körper von ihrem Körper — nach dem Ende der großen Einsamkeit, nach dem Wesen von ihrem Wesen, nach der Verkörperung einer großen Liebe, nach einer so all-einigen Liebe, so eng aneinandergedrängt, so troſtreich — so zwei-eins wie Mutter und Kind sind.

Und da war es ihr, als wenn sie sich ganz in Frühlingstränen auflöste; hingestreckt auf den Teppich, das Gesicht in die Hände vergraben, weinte sie. Und sie wußte von sich nichts mehr, als daß sie weinte — weinte, wie bewußtlos weinte.

Das war ein warmer Regen sondergleichen, der von der Seele barmherzig alles fortspülen und forttauen wollte, ein so junger, mächtiger Regen, der alles verschleiert.

Da war es ihr — o Wunder, als legten sich zwei troſtreiche Arme um ihren bebenden Körper.

Wie denn? Was denn?

Herr Gott! Wer auf der Welt! Wen hatte sie? Wer kam da? — — Ohne Schritte?

Ein Entsetzen durchrann sie.

Ein Schrei stockte ihr in der Kehle.

Ein Schwindeln des Bewußtseins. — Schwindel.

Noch lag sie wie gelähmt, ohne sich regen zu können, das Gesicht in die Hände vergraben. Da fühlte sie sich berührt, so wild, so leidenschaftlich, und jetzt riß es sie in die Höhe.

„Isolde!" Eine erregte Stimme — die sie schon einmal gehört hatte — schon einmal.

Stumm, mit fliegendem Atem, außer sich rang sie mit Henry Mengersen, Auge in Auge, Körper an Körper — wie ineinander verschmelzend.

Waren das Henry Mengersens kühle Augen? diese gierigen Raubtierblicke?

War er irre?

„Isolde, armes, schönes Ding!" keuchte er. „Ich weiß, nach was dich verlangt.

Ein hysterischer, kleiner Anfall — was? Sind wir so weit?

Das ist kein Leben, wie du es führst, so ein Rassetier wie du bist.

Damals — ließ ich dich gehn. — Verzeih! Welch ein Narr ich war!

Herr Gott, was bist du gegen diese Hühner um mich her?

Du Dämon, du kühler, brennender!

Du verstehst dich darauf, Feuer zu schüren, du, mit deinem göttlichen Körper!"

Er hielt sie an sich gedrückt — brutal, heftig, wie ein Opfer.

„Und du liebst mich noch! — Du wirst mich lieben. Du wirst alles genießen, alle Zärtlichkeit der Welt.

Was für ein Leben führst du denn, das dich so auf die Erde wirft, wie eine Bacchantin, und gekreuzigt stehenläßt, wie eine Märtyrin!"

Er drang auf sie ein, unwiderstehlich durch Entsetzen ihre Kräfte lähmend.

„Weißt du auch, was dein Haß bedeutet — weißt du's? Du? Du — du? Du Märtyrerin, sehnsuchtsvolle, du hast geschmachtet! Geschmachtet! Geschmachtet — und dich selbst betrogen. Du hast mich, weil ich dich gehen ließ damals, gehaßt und tausendfach geliebt! — weil ich auf deine Künste nicht hereinfiel — tolles Geschöpf."

Mit einem wilden Ruck hatte sich Isolde ihm entwunden, war auf etwas losgestürzt. „Wie einen Hund!" schrie sie.

Ein scharfer, kurzer Knall — ein schwerer Fall. —

Isolde hatte ihren Schwager Henry Mengersen, den großen Künstler, erschossen.

Tiefe, tiefe Stille lag über der Welt.

Die heilige Stunde, die mit Mensch und Tier nichts zu schaffen hat, nur mit der stummen Erde, die vorweltliche Dämmerstunde, in der die einsame Seele vor der großen Stille erschauert, vor der Stille ohne den Menschen, die Stunde, in der die Erde Ruhe hat vor dem gierigen Volk mit seinem Jagen und Hetzen, und Fressen und Wüten, seinem Weise-tun und Sich-wichtig-machen, seiner Qual und Todesfurcht, seinem Elend, — die heilige Stunde, in der der einsam wache Mensch einmal nicht Herdentier ist, sondern ein großes, jetzt stilles, von Lebensruhe nur noch vibrierendes Stück Natur.

Und in dieser heiligen Stunde steht Isolde erstarrt vor der Leiche ihres Schwagers.

Mörderin!

Das Wort schreckt sie nicht.

Sie ist ruhig.

Der Anblick schreckt sie auch nicht. Ganz wunderlich fühlt sie sich, als wäre sie so gesund wie noch nie.

Sonderbar.

Das ist das hervorstechendste Gefühl.

Gesund, — stark, — ruhig.

Sie hat Gericht gehalten.

Tiefernst ist sie.

Sie empfindet sich nicht als kleines Lebewesen, als ein Tropfen im Nichts.

Sie hat einen großen Künstler, einen Geistesmenschen, einen schöpferischen Menschen brutal getötet.

Das beunruhigt sie nicht.

Sie steht hier als eine, die die Hälfte der Menschheit in sich faßt, die Hälfte der Lebenden und Toten, die Hälfte des Riesenreiches der Toten, in das das kleine Häuflein Lebender unausgesetzt hineinschmilzt.

Sie steht hier als der Begriff des ewig bedrückten Weibes, des geistberaubten, unentwickelten Geschöpfes, dem alles ge-

boten werden darf, das alles hinnimmt, waffenlos und rechtlos jeder Erniedrigung gegenüber. Was sie jetzt getan, wiegt keinen Hauch gegen das, was sie empfindet und überschaut. Es ist nicht der Rede wert, was sie tat.

Ja, so empfindet sie.

Ihre Seele ist ruhig und vornehm und gelassen. Sie überschaut alles, weiß, was sie zu tun hat — ist mit allem einverstanden. Sie will noch einmal der Sonne entgegen wandern und will die Sonne noch einmal aufgehen sehn.

Das denkt sie.

Den kleinen, zierlichen Revolver steckt sie zu sich und verläßt ihr Zimmer, ohne zurückzukommen. Henry Mengersen liegt, wie ein Baum gefällt, der Länge nach im Zimmer. Er liegt auf dem Gesicht, die Arme weit von sich gestreckt.

Er ist sehr schnell gestorben — ein paar heftige Zuckungen, denen Isolde regungslos vor Entsetzen zugesehen hatte.

Ihr Hirn arbeitet jetzt ruhig und sicher. Keine Empörung ist in ihr, kein Sträuben.

Am Garten ihrer Freunde will sie noch einmal vorübergehen. Dahin zieht sie's jetzt unwiderstehlich.

Ein Wunder auch dies! so kommt es ihr vor — da steht Frau Lu am Gartenzaun, mit dem Rücken gegen die stille Waldstraße. Sie steht im langen, weißen Nachtgewand mit bloßen Füßen.

Wie es scheint, blickt sie auf ihre Blütenbäume, die in dieser weißlichen Dämmerung unsäglich feinfarbig sich von der Luft abheben, ganz anders als am Tage, als schliefen auch sie und träumten.

Fledermäuschen schwirren — und lassen hin und wieder sonderbar glucksende Tönchen hören.

Es ist so still — so still — leises Vogelgezwitscher. Das Licht ist gleichmäßig, von keinem Punkte ausgehend.

Eine Ruhe sondergleichen. Isolde bleibt jetzt stehen und blickt auf die weiße, regungslose Gestalt.

„Was hat sie wohl aus dem Schlaf gescheucht? Was tut sie? Was denkt sie? Steht sie hier, um mir Lebwohl zu sagen? Fühlt sie mit? Weiß sie?"

Leise kommt Isolde näher. „Lu", ruft sie. „Weshalb bist du denn schon auf?"

„Isolde, du!"

Ein verweintes, überwachtes Gesicht wendet sich Isolden zu, dann gehen die beiden Frauen eng aneinandergeschmiegt in dem von weißem Dämmerlicht übergossenen Garten auf und nieder. — Lu zaghaft; ihren bloßen Füßen tun die harten, kühlen Kiesel weh.

Wie still ist's auf der Insel der Seligen mit ihren schlafenden Frühlingsblumen, ihren Buchenbäumen und Büschen, die alle das junge Laub wie einen zarten Schleier tragen! Lu flüstert mit von Weinen erstickter Stimme:

„Isolde, bitte Gott, daß du nie einen Menschen liebst."

„Nein", sagte Isolde, „das werd' ich auch nicht."

„Mein ‚Guter' sagt: laß deine Liebe wie Schnee sein; selbst kühl, alles wärmend, was sie berührt. Das ist erlöste Liebe.

Du lieber Gott, da müßte man ganz anders werden. Mich hat heut wieder ein Schrecktraum aus dem Bett getrieben. Die Todesfurcht für ihn. Man lebt doch wie vor einer Hinrichtung."

„Ja", sagt Isolde mit eigentümlicher Betonung.

„Du bist heut so sonderbar", sagt Frau Lu.

„Nein — du. Weshalb gibst du dich dem Schicksal nicht hin? Weshalb sträubst du dich wie ein Tier? Das ist unvornehm von dir — nein — im Ernst, das ist deiner nicht würdig. Du lebst neben diesem großen, guten Menschen und jammerst immer. Und daß sein Werk vielleicht nicht vollendet wird, deshalb quälst du dich. Du bist eitel!

Das Werk ist in ihm vollendet.

Du bist doch noch Herdentier, Lu. Nein, du mußt ganz an-

ders werden. Ja, werde du wie Schnee; gewiß, so sollst du auch lieben. Man kann nicht wie Schnee verliebt sein — aber lieben — und du liebst ja.

Lu, und eins — kümmere dich nicht so viel um ihn — er ist sich ja selbst genug; beunruhige ihn nicht.

Du bist so begabt, eine von den ungeheuer wenigen Frauen, die ihre Begabung kennen."

Isolde schlang leidenschaftlich die Arme um ihre Freundin und drückte sie an sich. „Lu, arbeite! Arbeite dich zu Tode meinetwegen, Lu. Verzehre deine Kräfte in deiner Arbeit, aber nicht in Liebe und Angst. Sei ein geistiges Geschöpf.

Gib mir deine Hand und schwöre mir, die Jahre, die du über die Erde zu gehen hast, willst du ehrlich tun, was du kannst", sagte sie warm.

„Zieh die Liebe in dir nicht so unselig groß. Siehst du, wir Frauen neigen dazu, alles in die Liebe zu legen.

Wir haben die Liebe zu einer Art Untier gezogen, zu einer Bestie. Sie hat unsern Geist gefressen. Wir haben uns an ihr arm und dumm gefüttert.

Gib mir deine Hand und schwöre mir, daß du ehrlich tun willst, was du kannst, mit ganzer Kraft!"

„Ja", sagte Lu — „wie du."

„Ja, wie ich. Ich tue, was ich kann."

Auf ihrem Gesicht lag eine große Ehrlichkeit und Weltentrücktheit. Sie war von einer Schönheit, die Frau Lu ganz eigen berührte.

„Du herrliches Kind", sagte sie.

„Sag das noch einmal", bat Isolde.

„Weshalb?"

„Weil ich mich ganz voll davon trinken will", antwortete Isolde heftig. „Weißt du, und deinem guten Großen gib du einen Kuß, wenn er heut morgen hier hinaus in den schönen Garten kommt, einen Kuß von mir auf seine Stirn und sag ihm: jeder Gedanke von ihm soll gesegnet sein. Und danke

ihm für alles, was er mir gesagt hat und was er an mir getan hat.

Und sag ihm, ich geh jetzt, ganz reingebadet — ganz frei und erlöst, und sehe die Sonne aufgehn!

Ade!"

Frau Lu sah ihr verwundert nach, wie sie mit leichten, fliegenden Schritten den stillen Weg entlang und ihren Blicken entschwand.

Isolde ging in einer wundervollen Ekstase, in einem ihrer Seelenräusche voller Glück, in dem wundervollsten Seelenrausch, den sie je empfunden, durch die weiße Morgenstille.

Jetzt stand sie und lauschte.

Sie lauschte auf die Bewegungen ihrer eigenen Seele.

Es hatte sie ein fremdes unerträgliches Weh durchzittert, ein Weh, wie es der betäubte Todkranke empfindet, wenn er das Messer des Arztes fühlt, den schneidenden Schmerz wie aus der Ferne, durch die Narkose hindurch, fremd und wie mit ihm nicht zusammenhängend.

Wem galt es? Ihr? War's ihr eignes Weh? Und weshalb?

Isolde begann zu laufen.

„Das muß man abschütteln mit aller Kraft, — sonst frißt sich's ein."

Und sie lief einen stillen Wiesenweg entlang, lief und lief.

Das Herz schlug ihr, die Pulse klopften und ihre Seele lief auch durch ungemessne Räume — körperlos.

Also dem Tod lief sie zu?

Ja, und mit ausgebreiteten Armen.

Nein, sie kroch ihm nicht entgegen.

Gottlob! Das fühlt sie mit Jubel, sie kroch nicht!

Dann hatte sie doch etwas im Leben erreicht. Dann war sie doch etwas.

Und da war es wieder, das wunderbare Gefühl. Sie emp-

fand sich wieder als der Begriff des ewig bedrückten Weibes, des geistberaubten Weibes, der Sklavin aller Völker.

Und da brach ein Jubel in ihr auf.

„Und habt ihr eine Welt auf mich geworfen — ich breche durch! Und habt ihr mich verschüttet mit Schutt von Jahrtausenden — ich breche durch!"

Da mußte sie aufschreien im Kraftgefühl.

Dann barg sie ihr Gesicht in einen vollen, jungen Buchenbusch, der am Wege herrlich entfaltet stand, weich und grün, feucht und flaumig.

Sie kühlte ihr junges Gesicht in seinem duftenden Laub. Sie wühlte es ganz darin ein, wie in die Freuden der Erde.

„Wie in die Freuden der Erde!" Das sagte sie weich und innig. Dann warf sie sich nieder und küßte den Boden, auf dem sie stand.

„Ich komme wieder!" rief sie laut. „Ich komme wieder!"

Und wie im Gebet preßte sie die Hände ineinander.

Ja, sie wollte wiederkommen — und sie mußte wiederkommen. Das war ihr fester, großer Wille, ihr heiliger Entschluß.

Es gab hier eine Welt dumpfer, dummer, matter Seelen, Halbtierseelen! Sie wollte einen tiefen Todesschlaf halten, der die Kräfte stählte; dann wollte sie wiederkehren, stark und rein und gut — und mächtig — alles vermögend, mit der Kraft zu erlösen.

So stand sie unerschütterlich, Herrin über Leben und Tod — in der Wonne ihrer großen Kräfte schon entrückt — und wartete auf die Sonne.

In frischem Wasser

Roman

Erstes Kapitel

Ein umständlicher Anfang. Verkäufliche und unverkäufliche Bilder. Personen werden genannt, und man ist mit ihnen wenig zufrieden.

Eine große Gemäldeausstellung in der Reichshauptstadt. In einem schmucklosen Gebäude, auf ödem Platze, Saal an Saal, hängen dicht gedrängt die Werke von Künstlern aus aller Herren Ländern. Seit kurzer Zeit erst ist die Ausstellung eröffnet, und bei unerfreulich regnerischem Wetter strömt allerlei Volk ein und aus; Kunstkenner, Enthusiasten und harmlos Neugierige.

Lange Droschkenreihen stehen vor dem Tore und lange Droschkenreihen fahren an und ab. Den trübseligen Pferden läuft das Wasser aus den Flanelldecken, die über sie gebreitet sind, und den Kutschern sickert es in die weiten blauen Mäntel ein. Alles ist regenglänzend und tropfend.

Die Besucher, die von draußen in das Reich der Kunst eintreten, schütteln die Nässe, so gut es geht, von Schirm und Kleidern, und die nach vollendetem Genuß wieder herauskommen, sehen verdutzt drein; in ihren Köpfen wirbelt es von Effekten von Mondlandschaften, Sonnengluten, Waldesinnern, traulichen Ecken, pathetischen farbenstrahlenden Vorgängen, von allerlei Familienszenen unter Dach und Fach.

Es schwirren ihnen die Sinne vom Anblick historischer Gemälde aus allen Zeiten und Zonen, von ägyptischen, orientalischen Bildern bei Sonnenaufgang und Untergang in Rotfeuer, vom Anblick von Schönheiten aller Art und jeden Geschmackes, es schwirren ihnen die Sinne von all dem, was das Meer der Künste alljährlich an den Strand wirft.

Diejenigen, die aus den Sälen und abermals Sälen, die mit Bildern und Bildern gefüllt und überfüllt sind, heraustreten, erschrecken wahrhaft vor der einfachen grauen Wirklichkeit draußen, die ihnen unbarmherzig ins Gesicht fährt, sie kalt an der Nase packt, an den Kleidern zaust und womöglich den Schirm umstülpt.

Etliche, die obenauf sind, lassen nach ihren Equipagen pfeifen, wiederum etliche winken sich eine Droschke, wenn es ihnen zum besten geht, eine erster Klasse, und andre wieder rufen bescheiden eine zweiter Klasse, machen keinerlei Wesen beim Einsteigen und Öffnen der Tür, so wie es die Equipagenmenschen, und die in erster Klasse fahren, tun. Diese Glücklichen steigen immer für den Beobachter auffallend ein und aus, so, als nähmen sie ihre ganze Vornehmheit, oder Behäbigkeit, oder elegante Gleichgültigkeit wie einen hübschen, weichen, federleichten Pelzmantel, von dem sie wissen, daß er die Blicke auf sich zieht, mit hinein in den Wagen und beim Aussteigen wieder mit heraus.

Diejenigen sind beim Verlassen der Ausstellung noch zu erwähnen und ganz besonders zu erwähnen, denn es sind die meisten, die zu ihrem Fortkommen keinerlei Hilfe in Anspruch nehmen, die ihren Schirm fest fassen, die alles, was an ihnen Neigung zum Davonfliegen haben könnte, zum Schleppen und Schleifen und Flattern, energisch an sich drücken und dann vorwärtstappen durch Nässe, Wind und Regen.

Eine sonderbare Sache ist es mit solch einer Ausstellung! Die tausend und abertausend Bilder hängen da, hübsch geordnet in schönen goldenen Rahmen. Jedes einzelne ist getragen von einer Welt von Hoffnung und Sorge, bis es an seinen Platz gelangt, und ist dann in der Masse verschwunden wie ein Tröpfchen Wasser im Meere, wie eine Schaumblase, in der sich ein Stück Himmel und Erde spiegelt; eine kurze Weile glänzt sie, dann zerstiebt sie, eine kleine Spanne Zeit, und der Wind ist über den Farben zurückstrahlenden Schaum

hingegangen — und von der Herrlichkeit ist nichts zurückgeblieben.

Jetzt eben tritt ein junger Mann aus dem Ausstellungsgebäude. Er hebt den Kragen hoch, spannt den Schirm auf — und sogleich wieder zu, denn der Wind, der um die Ecke kommt, macht geradeswegs Anstalten, den Schirm gefährlich zu packen. Er drückt sich den Hut fest in die Stirn, geht vorwärts und schaut nicht nach rechts noch links.

Ehe er aber noch fest in Gang kommt, hält in seiner Nähe ein eleganter Wagen, und ein älterer, vornehm aussehender Mann beugt sich zum Fenster heraus, versucht die Tür selbst zu öffnen, ehe der Diener noch vom Wagensitz springen kann, und ruft mit lebhafter, frischer Stimme dem Vorübereilenden nach: „Schmidt, Schmidt! Hans L. Schmidt, hören Sie nicht! Sehen Sie nicht! Halten Sie doch!"

Der wie aus Nachdenken erwachende junge Mann blickt erstaunt um sich und gewahrt den Herrn nicht sogleich, der ihm zuwinkt.

Endlich treffen sich beider Augen und Hans Ludwig Schmidt grüßt höflich und tritt auf den Wagen zu.

„Nun, wie geht's, wie steht's? Man sieht Sie ja nie! Kommen Sie mit?" wurde ihm lebhaft entgegengerufen.

„Wohin?"

„In die Ausstellung."

„Aus der komme ich eben."

„Tut nichts, gehen Sie nur mit, ich halte mich nicht lange auf. Wir frühstücken dann miteinander!"

„Wenn es sein muß", sagte Hans Schmidt. Damit folgte er dem Geheimrat in den Wagen, der die beiden noch die kleine Strecke Wegs bis vor das Ausstellungsgebäude rollte.

Beim Eintritt sagte der Geheimrat zu Hans Ludwig Schmidt gewendet: „Ich komme eigentlich, um mich umzusehen, was unser alter Freund Obrist endlich wieder zustande gebracht hat. Es sind ja wohl ihrer sechs, sieben

Jahre, daß er fehlt. Ich bin recht begierig — Sie haben es gesehen — was halten Sie davon?"

Hans Schmidt schien die Frage überhört zu haben, ging, wie wir ihn schon haben gehen sehen, ernst und gedankenvoll neben dem Geheimrat her.

„Schlecht aufgelegt!" sagte dieser und legte die Hand auf Hans Schmidts Schulter — „Sie alter Holsteiner aus echtem Schrot und Korn, was fällt Ihnen ein, kopfhängerisch zu werden — wohl gar nervös und übernächtig?"

Hans Schmidt blickte treuherzig aus den Augen; um seinen hübschen geschwungenen Mund spielte ein Lächeln, wie es kräftigen, gutartigen Personen eigen ist. Er reckte seine feste, gedrungene Gestalt langsam, während er die Türe öffnete, und antwortete: „Das hat bei mir keine Not."

„Wohl Ihnen", sagte der Geheimrat scherzhaft.

Jetzt traten beide ein in den ersten Saal. Gerade vor den Eintretenden hingen Bilder in mächtigsten Dimensionen und hellster Beleuchtung und goldstrotzenden Rahmen und nahmen gleich die ersten Blicke gefangen.

Sie blieben vor diesem und jenem stehen, der Geheimrat blickte bei den Bildern, die von Beschauern am meisten umdrängt waren, den Leuten über die Achseln und sagte: „Zucker — Zucker" bei dem einen, oder „Ja — ja, ja, ja" bei dem andern.

Sie gingen eine Weile miteinander. „Sagen Sie mir nun aber, wo hängt Obrists Bild, Sie haben es doch gewiß schon aufgestöbert — ich habe schon vorhin gefragt, was Sie davon halten?"

„Ich weiß, wo es hängt", sagte Hans Schmidt gleichmütig.

„Und das Ihrige, das kleine Flachlandbild, wo haben sie Ihnen das hingesteckt?"

„Das", sagte Hans Schmidt, „haben wir gleich hier in nächster Nähe, da, hinter Ihnen hängt es — aber das Flachlandbild ist es nicht — es ist ein andres."

Der Geheimrat trat näher hinzu und rief, während auf seinem rötlichen, von grauem kurzen Bart und Haar umrahmten Gesicht eine lebhafte Veränderung vorging — „Hol — dich dieser und jener! Der Viererzug ist's, der Viererzug im Nebel! Prachtkerl! Hans Ludwig Schmidt, das haben Sie gut gemacht!“ Hier faßte der Geheimrat des jungen Künstlers beide Hände und schüttelte sie kräftig.

Darauf trat er wieder auf das kleine Bild zu und betrachtete es schmunzelnd, die Hände auf den Rücken gefaltet.

„Hans Ludwig Schmidt“, sagte er bedächtig, „in Ihrem Bild ist Leben und Poesie und Dampf, es brodelt wahrhaft. Nebel, Vieh und Dungwagen lassen es sich angelegen sein, und der Wind tut sein Teil dazu — es ist eine köstliche Bewegung in dem Bildchen. In der Tat, Hans Schmidt, Sie haben Ihre Sache gut gemacht. Und schlagen Sie ein — das Bildchen ist mein, wenn es Ihnen recht ist?“

Über Hans Ludwig Schmidts Gesicht zog ein zufriedenes Lächeln.

Die beiden schauten noch miteinander das Bild an, der Geheimrat hob dies und jenes hervor und sagte immer wieder von neuem, daß es ein kleines gutes Werk sei, an dem er nichts zu tadeln finde.

„Nun, und noch einmal die Hand darauf, es ist also mein Eigentum?“

„Das ist es, wenn Sie es wollen“, sagte Hans Ludwig Schmidt trocken, aber befriedigt.

Hans Schmidt wußte sehr wohl, daß sein Viererzug nicht zu verachten war und daß er den glücklichen Verkauf nicht als eine Gnade aufzufassen brauchte. Er wiederholte noch einmal ruhig: „Das Bild ist Ihr Eigentum und ich danke Ihnen.“

„Ja, ja, mein Junge“, sagte der Geheimrat freundlich. „Ich will Ihnen eins sagen: Danken Sie mir, daß ich Sie damals vor neun Jahren, als Sie hier ankamen, zu Obrist gewiesen habe und zu keinem andern. Damals schrieb ich

Ihrem Vater, daß Obrist der Mann für Sie sei, er solle mir darin vertrauen, und Sie haben es nicht zu bereuen gehabt. — Er war ein herrlicher Mensch," fuhr er fort, „und Sie haben seine besten Jahre mit ihm durchgemacht. — Schade — schade — jammerschade!"

Der zufriedene Ausdruck in Hans Schmidts ruhigen Zügen entwich und machte wieder dem Ernste von vordem Platz.

Sie gingen weiter.

„Hier — ist sein Bild", sagte Hans Ludwig Schmidt.

„Ja, du allmächtiger Gott! — Was ist denn das?" rief der eifrige Mäzen. „Was fällt ihm denn ein!"

Der Geheimrat rückt sich das Augenglas zurecht, tritt ein paar Schritte vor, ein paar Schritte wieder zurück, schüttelt den Kopf, macht mit seinen beweglichen, schmalen Lippen ein Rüsselchen der Verwunderung und Befremdung, wie das bei überraschenden Gelegenheiten seine Art war, und murmelt wieder und wieder, ganz in den Anblick versunken: „Was ist denn das? — Was ist denn das?" Ja, es war eine sonderbare Sache, die da vor den beiden Beschauern hing, eine Landschaft, unsicher phantastisch, man glaubte über farbenbrennende ausgedehnte Herbstwaldungen zu sehen. Felsen von schroffen, wilden Formen, ein düster blaues Meer schlug an die farbenreichen Gestade — aber — man glaubte dies alles zu sehen; alles tauchte auf wie aus einem Nebel von Unbestimmtheit. Über dem Ganzen aber lag schwer ein düsteres Wolkengebilde wie eine dunkle, menschliche, ringende Gestalt, und der Schatten davon zog über die geheimnisvolle Landschaft.

Das Bild hatte etwas Erschreckendes. In der Ausführung etwas Ungezügeltes, Unerfreuliches. Man spürte dem Ganzen an, daß, nachdem die Idee ausgedrückt, die Ausführung gleichgültig, ohne Hingebung betrieben worden war.

„Und daran", sagte der Geheimrat, „hat er volle fünf Jahre gemalt!"

Der Geheimrat betrachtete von neuem kopfschüttelnd das Bild.

„Man sollte meinen, das Machwerk stamme von einem alten, abgelebten Menschen, und nicht von einem, der in vollster Lebenskraft stehen müßte und der ein so geschüttelt und gerütteltes Maß von Begabung mitbekommen hat wie Obrist. Aber es ist kein Verlaß auf euch Künstler!“

„Er ist krank“, erwiderte Hans Schmidt kurz, der sich bis dahin vollkommen schweigend verhalten hatte.

„Die Obrist ist eine vortreffliche Frau“, sagte der Geheimrat. — „Weshalb aber hat der Mensch geheiratet? — Ich kenne ihn vor der Heirat.

Da steckt er in seinem Atelier von früh bis abends. Er ist ein Mensch, aus lauter Stimmung zusammengesetzt. Er kommt eines Tages, am Vormittag, ganz verstört zu mir und ich frage: ‚Nun, Obrist, was ist Ihnen?‘

‚Mir?‘

Darauf Schweigen.

Schließlich sagt er mir, daß er in der Arbeit gestört worden sei, er habe eine neue Wirtschafterin und diese Person hatte ihn zweimal danach gefragt, was er zu essen wünsche.

Nun frage ich Sie, wie konnte ein solcher Mensch, der sein Talent behüten muß wie ein Ei ohne Schale, sich in das Durcheinander der Ehe stürzen? Ein Mensch mit Vernunft!

Und zudem ausgerechnet die Anna Howart! Er lernte sie sogar bei uns kennen. Hier drüben, gleich uns gegenüber, hängt auch ein Bild von ihr. Sehen Sie: verkauft.“

Man trat näher. Es war eine Art Stilleben, ein roter Samtvorhang, ein Korb mit Eiern in Stroh, ein Käfig mit Rotkehlchen und zerbrochene Resedatöpfe, ein tolles Durcheinander, plastisch und reizvoll in den Farben, durchaus nicht ohne Begabung gemacht, als Bild — oder Ofenschirm — und verkauft.

„So ein Mädel, wie die Anna Howart war, jammerschade um sie!

Eine so lebenslustige, prächtige Frau, die ihren Kindern eine gute Mutter ist, die nebenbei durch ihre Kunst kein geringes Stück Geld verdient, — was sag ich, die nicht nur ihren Kindern eine gute Mutter ist, auch noch den fremden Kindern, die sie bei sich aufgenommen hat. Wenn ich nicht irre, die drei Rangen ihres verstorbenen Bruders."

„Jawohl", sagte Hans Schmidt, „drei Rangen."

„Eine Glückseligkeit in allen Ecken", fuhr der Geheimrat fort, „alle Augenblicke ein Familienfest, ein Geburtstag, ein Ausflug, da führen sie auf, Gott weiß was! Es ist immer etwas los. Sie haben auch Landwirtschaft im Hause.

Sie malt in seinem Atelier und pfeift dazu und gibt Haushaltungsbefehle durch die Türe, ruft von der Staffelei aus oder läßt sich fünfundachtzigmal von diesem und jenem etwas fragen — ist immer obenauf und arbeitslustig. Alles singt und lärmt und freut sich im Hause. Nur schade, daß die ganze singende, lärmende Wirtschaft über einen feinen, feinen Kerl hingeht.

Weshalb hat er übrigens nur so kurze Zeit das Atelier außer dem Hause behalten? Das war doch das einzig richtige."

„Muß doch nicht gewesen sein", erwiderte Hans Schmidt.

Jetzt hatte der Geheimrat sich wieder zu Obrists Bild gewendet. — „Um den ist's ewig schade!"

Und während er dies noch sprach oder kaum ausgesprochen hatte und ein eigentümlich weicher Zug seinen Mund umspielte, stand Hans Schmidt an seiner Seite und sagte murmelnd, flüsternd, so daß es niemand außer ihm hören konnte, auf eine befangene, fast ungeschickte Weise seine Hand auf die des Geheimrats legend: „Herr Geheimrat, helfen Sie ihm doch — helfen Sie!"

„Das ist leicht gesagt! Aber wie hier helfen?" Die beiden traten abseits von der Gruppe zu einem andern Bilde.

„Mit Geld ist hier nichts getan, mein guter Freund!"

„Nicht mit Geld, nicht mit Geld", flüsterte Hans Ludwig Schmidt. „Es ist so eine Willenslosigkeit in den Menschen gekommen — dazu treibt er Philosophie — es ist nicht mit ihm zu reden. Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, was es ist. Ich weiß es selbst nicht. Ich bin eine andre Natur als er. Ich habe ihn auch lange nicht oder nur hin und wieder gesehen. Er hat nicht nach mir verlangt und ich fühle mich von ihm zurückgestoßen, so sind es jetzt an die zwei Jahre, daß wir außer Verkehr stehen. Ich kann sagen: er hat sich verloren. Seine Arbeiten sind nicht mehr seine Arbeiten. Und nun trete ich heute morgen vor das Bild — zum ersten Male. An seine Staffelei läßt er keine Menschenseele. Sagen Sie selbst, welche Unsicherheit in allem und jedem, welche Überreizung! Das ist Obrist nicht mehr! — Und er ist es schon lange nicht mehr!"

„Das, was helfen kann, bester Junge, muß aus ihm selbst kommen!"

„Wie soll aus einem kranken, willenlosen Menschen der Entschluß, energisch zu sein, kommen?"

„Ja, was ist aber zu tun?"

„Laden Sie ihn ein, Geheimrat, fürs erste nur das."

„Einladen? Was soll das helfen? Zudem kommt er doch nicht."

„Er kommt, dafür lassen Sie mich sorgen."

„Nun und dann?"

„Dann wollen wir einen Abend aus alter Zeit zusammen verleben. Laden Sie doch noch die Gwendolen ein. Er kann sich dann seine alten Bilder bei Ihnen ansehen. Er soll sie sich ansehen."

„Sie sagten mir, daß Obrist seit Jahren draußen in Schöneberg sitze," begann der Geheimrat, „und außer seiner Familie niemand sehe. Sie sagten auch, daß er schwer nervenkrank sei, also wenn Sie ihn auch durch Ihre Mittel bestimmen,

den Abend zu uns zu kommen, wir sind uns, nebenbei gesagt, vollkommen fremd geworden, wie stellen Sie sich vor, daß es auf ihn wirken soll? Ein Mensch, der sich verloren hat, der zurückgegangen ist wie Obrist, der schwer nervenkrank und ohne Glauben an sich selbst ist, was denken Sie, welchen Eindruck auf ihn ein solcher Abend machen würde, wie der, den Sie beabsichtigen? Meines Erachtens, wenn Obrist mit klaren Blicken wieder vor seinen Bildern sitzt, sieht, was er war und was er jetzt ist — ich möchte die Verantwortung nicht auf mich nehmen."

„Meine Ansicht ist", sagte Hans Schmidt ruhig, „daß ein Mensch, der Künstler ist, nur noch mit dem Schicksal, das auf seine Kunst sich bezieht, zu rechnen hat. Ein andres gibt es für ihn nicht mehr. Geht der Künstler zugrunde, mag es der Mensch auch tun."

Der Geheimrat erwiderte nichts — ging im Saale auf und nieder, beschaute dies und jenes Bild und trat nach einiger Zeit wieder auf Hans Schmidt zu. „Sagen Sie's ihm nur. Welchen Tag denken Sie?"

„Ja, welchen Tag! Wenn ich ihn losgeeist habe, werde ich Ihnen den Tag sagen."

„Gut, versuchen Sie es und jetzt machen wir uns auf, unser Frühstück verlangt nach uns."

Zweites Kapitel

Hans Ludwig Schmidt frägt die Anna Obrist, wie es ihrem Mann gehe, und erhält die Antwort, daß er sich wohl befinde. Junge Hühner kriechen aus. Ein Fisch außer Wasser. Hans Schmidt ist erstaunt, daß er eine vernünftige Rede da nicht anbringen kann, wo sie seines Erachtens wohl angebracht wäre. Hans Schmidt wird in die Schulter gestochen. Ein hübsches Kind tritt in das Atelier.

Hans Schmidt fuhr an einem der letzten Märztage in den Nachmittagsstunden durch die Potsdamer Straße. Er stand vorn auf dem Pferdebahnwagen. Die mächtigen Tiere zogen kräftig, die klare, sonnendurchleuchtete Luft strich an ihm vorüber, in den Linden über ihm schimmerte es schon wie keimendes Leben. Es war, als läge ein grünrötlicher Hauch über den Bäumen. So fährt es sich prächtig die Potsdamer Straße hinab. Vor den Blumenläden ist die schöne Ware aufgestellt, ganze Beete von Tulpen, Hyazinthen, Tazetten, von Bienen umschwärmt. In den Lindenspitzen sitzen die Stare, die wandelnde eilige Menschenmasse zieht auf und nieder, reiche Equipagen, Omnibusse, Frachtwagen sausen und rasseln. Alles lebt, alles eilt; aber viele lustwandeln auch, denn die Potsdamer Straße hat nicht das geschäftsmäßige ernste Ansehen sonstiger Straßen. In ihr weht eine besondere Luft, wie in keiner andern; einen lebhaften Verkehr, schöne Läden, schöne Bäume findet man sonst kaum vereinigt wie hier.

Die Straße führt von einem Hauptpunkte der Weltstadt geradeswegs hinaus ins Freie.

Zuerst eine gute Strecke ist sie großstädtisch vornehm lärmend unmerklich mischt sich etwas Ländliches, Heimliches

wohltätig mit ein! Es wird stiller, die Riesengebäude verschwinden, die Häuser werden freundlicher, einfacher, bis hin und wieder zwischen Villen unter Grün und Laub das alte märkische Bauernhaus vor uns steht mit seinem langen, hohen Dach, seinen niedrigen Mauern und seiner Reihe kleiner Fenster und seinem Gärtchen davor, und wir sind — in Schöneberg. Dahin führte auch Hans Schmidt der Weg unter den noch unbelaubten Bäumen hin, durch deren Zweige der Märzwind strich.

In Schöneberg steigt er aus und geht den aufwärts führenden Weg entlang, biegt in eine Seitenstraße ein und steht vor einem ländlich gebauten Hause, das am Ende eines Gartens liegt. Er tritt durch eine eiserne Gittertür ein, die diesen Garten von der Straße abschließt.

Gänge, mit den noch kahlen Ranken wilden Weins überwachsen, führen rings um den Garten hin. Die Büsche und jungen Bäumchen sind alle frisch beschnitten und die Schnittflächen glänzen golden und rötlich feucht von dem frischen Lebenssaft, der in den Zweigen aufstieg. Die langen Beete sind zum Teil schon umgegraben, Werkzeuge liegen umher, dabei Gartenhüte der ursprünglichsten Form und stark mitgenommen; der eine ohne Krempe, der andre ziemlich ohne Kopf, wieder ein andrer zerschlissen auf irgendeine interessante Art.

Hans Schmidt bleibt vor einem davon stehen, wendete ihn gedankenvoll mit der Spitze seines Schirmes um und scheint ihn genau zu besehen. Er schüttelt den Kopf langsam und bedächtig. Ein großer Schubkarren mit Dünger und Stroh steht in nächster Nähe und wird auch einer Betrachtung unterworfen. Auf allen Wegen ist Stroh verstreut und Teile jener segensreichen Erdnahrung. In einem der Laubengänge ist eine rohgezimmerte Kegelbahn angebracht. Kegel und Kugeln liegen, als hätte man sich ihrer eben bedient, umher. Hans Schmidt geht auch dahin und betrachtete

sich die Kegelbahn. Er betrachtet wie gesagt alles und befühlt und untersucht es mit der Spitze seines Regenschirms.

Zwei Ziegen sind auf einem Rasenplatz angepflockt. Hans Schmidt geht und besieht sich auch die Ziegen. —

Er tut dies alles ruhig und ernst.

Ein großer Hund kam aus dem Haus gestürmt, stutzte, als er einen Fremden sah, stemmte sich auf die Vorderpfoten und fing an zu bellen. Von diesem Lärm angelockt kam, von hinter dem Hause her, ein Cochinchinahuhn mit nackten langen Beinen und langem Hals herbeigelaufen, und als es dem Vorgang, wie es schien, wenig Interesse abgewinnen konnte, stolzierte es gravitätisch den Weg entlang und zu der Gartentür hinaus, die Hans Schmidt offen gelassen hatte. Hans Schmidt blickte ihm nach, schüttelte wieder den Kopf und murmelte: „Wo sie wohl alle stecken, sie müssen eben noch hier hantiert haben."

In dem Augenblick drang ein vielstimmiges Rufen und Lachen aus dem Hause. Wie aus dreißig Kehlen rief es: „Das Huhn ist aus dem Garten, das Huhn ist hinaus, der Gockel ist vor der Tür!" so schrie und rief es durcheinander, und aus der Tür stürzten zuerst zwei Buben mit roten Köpfen, dicken blonden Locken und vor Jagdlust gierigen Augen, ihnen nach ein vielleicht fünfzehnjähriges Mädel und noch ein Mädel und noch ein Mädel, das kleinste vierjährig, ein braunes festes Dingelchen; das jauchzte und schrie vor Lebenslust, darauf ein unternehmender Junge, der einen langen Strick irgendwo in der Eile hatte mitgehen heißen und jetzt bemüht war, im Laufen eine Schlinge zu knüpfen, jedenfalls in der Absicht, das gelbe Huhn mit einer Art Lasso zu fangen. Im Laufen griffen einige Glieder des wilden Heeres nach einem Rechen, einer Schaufel, die mitten im Wege lag, und nahmen sie mit und schrien und lärmten in vollster Glückseligkeit.

Ihnen nach, nachdem eins nach dem andern aus der Tür gesprungen war, wie die Apostel aus der großen Uhr zu Bern,

kam lebhaft, eilig die Stufen herab, die von der Haustür zum Garten führten, eine hübsche, kräftige, blonde Frau, die einen sonderbaren blauen, faltigen Leinwandkittel trug, der zu ihrem frischen Gesicht gut stand und auch zu ihrem blonden Haar, das sie in einen Zopf geflochten ungekünstelt sich um den Kopf gelegt hatte.

„Ums Himmels willen, Kinder!" rief sie. „Macht keinen solch gräßlichen Lärm, so fangt ihr ja die Henne nimmermehr! Heinz, Gottlieb, ihr infamen Jungens, wollt ihr wohl!"

Sie lief den beiden Lockenköpfen nach, die zuerst aus der Tür gestürzt waren und jetzt mit Steinwürfen die Cochinchinahenne in die Enge treiben wollten. Und im Nu war die junge Frau draußen auf der ländlichen Straße, hatte die Jungen erreicht, stand mitten unter der schreienden, jubelnden Gesellschaft, hielt einem Schlingel, der in seiner Lebensfreude brüllte, mit der einen Hand den Mund zu, so daß das Bürschchen zappelte und sich sträubte, und mit der andern Hand lockte sie währenddem die Henne, die vor Angst blind und dumm mit dem Kopf vor einem Lattenzaun anrannte, vielleicht in der unwahrscheinlichen Annahme, daß sie ihren knochigen, derben Körper, wenn sie nur wollte, auch durch ein Nadelöhr zwingen könne.

Niemand von allen hatte unsern Freund Hans Ludwig Schmidt bemerkt, der nahe an der Haustür gestanden und die verschiedenen Personen an sich vorüber laufen gesehen hatte. Auch zwei ältliche, große, hagere Damen beachteten ihn nicht, die eben noch, den andern nach, aus der Tür eilten. Die eine, wie es schien, die jüngere, sprang lebhaft die Stufen hinab, sie trug einen zusammengewickelten Strickstrumpf, die fünfte Nadel aber stand ihr aufrecht wie ein Spieß in einem dünnen schwarzen Zöpfchen, das sie zu einer kleinen Schnecke zusammengesteckt hatte. Sie lief jugendlich behende der lustigen Gesellschaft zu. Die andre Dame kam würdig nachgegangen.

Die beiden alten Damen hatten sehr faltige schwarze Kleider an, die sie beide, trotz ihrer Hagerkeit, auffallend breit erscheinen ließen. „Aber so sind sie!" murmelte Hans Schmidt. „Und alle beisammen, die Frau, die Kinder, die Neffen, die Nichten, die Mädchen, die Jungen, die Tanten!" Hans Schmidt wiederholte sich etwas in seiner Aufzählung. „Ich wollte, sie liefen alle miteinander bis ans Weltende!" brummte er, machte sich jetzt auch auf und ging den Weg entlang der Gesellschaft zu.

Jetzt standen sie mit ausgebreiteten Kleidern und kehrten ihm den Rücken. Sie schienen die Henne in der Mitte zu haben. Die beiden Tanten, wie schwarze, spanische Wände, hatten die Röcke auseinander gezogen. Die lebhafte blonde Frau hielt auch ihren blauen Kittel der Henne entgegen und lachte aus vollem Halse so ausdrucksvoll, so lebendig, so ganz Eifer, Lachen und Jubeln der Buben und Mädchen fast übertönend, daß Hans Ludwig Schmidt nicht anders konnte, er mußte mit einstimmen.

Da schauten sich alle um, die Arme sanken herab, die Tanten standen in ihrem gewöhnlichen Umfang da, die Henne flatterte in diesem günstigen Augenblick, wo sie sich von den breiten Phantomen nicht mehr umstellt sah, auf und lief spornstreichs wieder der offenen Tür zu. Die Kinder, die Tanten, die Frau schrien, lachten wieder, als sie dies bemerkten; jetzt erst wurde Hans Schmidt begrüßt. Die hübsche blonde Frau steckte sich den Zopf fest, strich sich das Haar aus dem erhitzten lebensfrohen Gesicht und reichte unserm Freund die Hand.

„Wie geht es Obrist?" fragte er und blickte sie an, wie es schien, voller Bewunderung.

Sie sah in dem Augenblicke, wo alles an ihr von Leben durchbebt war, wo um ihren Mund noch das unschuldsvolle Lachen spielte, prächtig aus.

„Heinrich? Dem geht es gottlob ganz gut", sagte sie und

blickte in das goldige Schimmern und Gewoge der Abendsonne, die in den ersten Frühlingsmonaten die Luft zu durchsichtigem Golde wandeln kann.

„Es geht ihm gut?“ wiederholte Hans Schmidt. —

„Nun, so wie immer, nicht ganz gut“, war die Antwort, die sie ruhig und heiter gab.

„Sie kommen doch natürlich mit hinauf? Kommen Sie nur, es ist gut, wenn Heinrich einmal einen vernünftigen Menschen sieht. Sie waren auch lange genug nicht da — wie ist denn das? Eine Ewigkeit nicht! Seit Jahr und Tag nicht!“

„Mangelt's ihm an vernünftigen Leuten?“ fragte Hans Schmidt lachend.

„Freilich“, dabei überblickte sie die ganze Gesellschaft, „uns kann man gottlob nicht dazu rechnen — und sonst sieht er niemand.“

„Das sollten Sie doch nicht zulassen, Frau Obrist.“

„Zulassen oder nicht, jeder Mensch bleibt, wie er ist. Wollt ihr wohl die Tür schließen, ihr Schlingel, soll denn die Henne wieder hinaus!“ unterbrach sie die Antwort auf Hans Schmidts Frage.

„Hier“, rief sie weiter, „nehmt eure Hüte und den Schubkarren fort! Damit laßt es nur heute abend sein; ihr macht mir sonst Dummheiten!“

„Wir haben eine ganz hübsche Landwirtschaft beisammen“, sagte sie, zu Hans Schmidt gewendet. „Ich kann es nicht leiden, wenn die Kinder vor lauter Lernen der Natur fremd werden. Bei meinen soll das nicht der Fall sein; aber man hat eine heillose Mühe dadurch, und ich weiß manchmal nicht, woher die Zeit nehmen!“

Jetzt gingen sie miteinander die Treppe hinauf, die Tanten und ein Teil der Kinder folgten.

„Er ist im Atelier“, sagte die Frau.

„Bitte“, erwiderte Herr Schmidt, „da wollen wir ihn doch nicht stören.“

„Wir stören nicht, kommen Sie nur!"

Sie öffnete die Tür zum Atelier. Die älteste Tante trat zuerst als Respektsperson ein. Die andre folgte, die Kinder folgten, die Frau und Hans Schmidt als die letzten. Da waren sie alle im Atelier, einem großen Raum mit einem einzigen hohen und breiten Fenster. Es war schon dämmerig, denn das Fenster hatte man zum Teil verhängt und die Sonne war am Untergehen.

„Heinz", rief die Frau, ehe Hans Schmidt eingetreten war, „hier kommt Besuch."

Von einem mit Teppichen belegten Lager erhob sich eine Gestalt, ein Mann von über vierzig Jahren mit dunklem, lockigem Haar und nachlässig gekleidet, ganz erregt und verwirrt, wie aus dem Schlaf geweckt.

„Was denn? wer denn?" fragte er flüsternd und hastig. „Weshalb sagst du's nicht eher?"

„Weshalb denn, Heinz? Da ist er ja schon. Es ist der Hans Ludwig Schmidt."

„Gleich, gleich", flüsterte der aus seiner Ruhe Aufgestörte. „Gib mir meinen Rock."

„Wo ist er denn?" fragte sie.

„Wart einmal", sagte er nachdenklich. „Ich weiß schon, laß nur. Laß ihn doch nicht warten", sagte Heinrich Obrist hastig, mit der Unruhe, die einem zurückgezogen lebenden Menschen eigen ist, wenn ein unverhoffter Besuch sich melden läßt.

In demselben Augenblick trat Hans Schmidt über die Schwelle.

„Treten Sie die Küchel nicht tot!" rief Frau Anna lebhaft und lachend und hielt mit einem schnellen Griff Hans Schmidt an der Schulter zurück, ehe dieser noch Obrist die Hand gereicht hatte.

Und jetzt bemerkte dieser, daß um das Lager, auf dem sein Freund gelegen, kleine gelbe Hühnchen krabbelten und piep-

ten, Dinger wie gelbe Flocken, eben aus dem Ei gekrochen. Über einem Nachtlichte, in einem Gefäß mit Watte gefüllt, lagen Eier, aus denen noch Hühnchen kriechen sollten. Eins war schon angepickt und ein Krällchen schaute heraus und das Tier im Ei zappelte und rückte, um die Schale vollends zu zersprengen.

„Eine ganze Brutanstalt!“ sagte Hans Schmidt trocken.

Heinrich Obrist lachte verlegen laut auf, schob einen Stuhl zurecht und bat Hans Schmidt, sich zu setzen. — „Nun, kommst du einmal?“ sagte er.

„Sonderbare Frage!“ erwiderte Hans Schmidt ruhig.

Inzwischen hatten sich die Tanten, die Frau und die Kinder um die beiden Maler gruppiert, einige saßen, andre standen, die Tanten strickten und ein paar Kinder machten sich flüsternd und kichernd mit den jungen Hühnchen zu schaffen, sonst war Stille im Zimmer. Niemand schien den Anfang zu einer regelrechten Unterhaltung zu finden.

Endlich unterbrach die älteste Tante würdig und zierlich das Schweigen, indem sie sagte: „Ich glaube zu erraten, was Sie zu uns führt. Sie haben jedenfalls auch von dem glücklichen Verkauf auf der Ausstellung gehört.“

„Von welchem Verkauf — was denn?“ fragte Hans Schmidt augenblicklich verwirrt.

„Nun, Annas Bild“, erläuterte die Sprecherin verwundert.

„Gewiß,“ sagte er, „das sind wir ja schon längst gewohnt.“

Frau Anna schaute lachend auf und sagte: „Daß es verkauft ist, ist das Gute daran, je unsinniger, je besser glückt's! Wenn Sie wüßten, wie ich das Ding — na!“ Und wieder lachte die Frau, und die Kinder fielen mit Lachen ein, und die Tanten lächelten beide wohlgefällig.

„Nun, wie denn?“ fragte Hans Schmidt.

„Erzähle es nur“, sagte Heinrich Obrist, „damit er vor deinem Glücke Respekt bekommt.“

„Also, wollen Sie's hören?“ Sie sprach immer lachend,

wenigstens mit lachenden Augen, schob bald den einen Buben, bald den andern, der sich an sie drängte, zurück, beobachtete die übrigen, die sich mit den Hühnern zu schaffen machten, und erzählte zwischendurch: „Ich laufe eines Tages hier im Atelier umher, mit der Palette in der Hand, die Leinwand ist schon aufgespannt, ein neues Bild soll angefangen werden — aber wie ich auch alles in mir umwende und dreh', es fehlt mir das Beste, die Idee. Es reimt sich, hört ihr's, Kinder, ein ganz hübscher Vers, merkt's euch!"

Eben wollten die Kinder, wie es schien, den Vers im Chorus nachsprechen, da erhob sie den Arm, fuhr mit der Hand dem Bürschchen, das ihr am nächsten stand, übers Gesicht und rief: „Pst — ruhig — da!"

„Also ich gehe hin und her und mache Heinrich den Kopf warm; bei mir wird nun einmal nie ein Bild ohne Skandal begonnen und zu Ende gebracht. Im Anfang macht er immer Einwendungen gegen meinen Plan, und ich bin verzweifelt und außer mir, bis ich jedesmal sehe, daß er recht hat — und zu Ende, wenn ich denke, daß alles fertig und lange gut ist, da setzt er mich wieder hin, damit ich tausend Änderungen mache, natürlich gibt es dann immer erst recht Streit, bis ich mich wirklich dazu entschließe, wieder umzuwerfen und zu ändern. — Und wissen Sie," rief Frau Anna lebhaft und stand auf, „wie ich auf diesen Menschen, den Obrist eifersüchtig bin! Ich könnte ihn manchmal umbringen, wenn ich sehe, wie er mit einem Strich und ohne Mühe das macht, wobei ich mich halb zugrunde richten muß — oder vielmehr — er ist der abscheulichste, eigensinnigste Mensch und tut nichts — rührt nichts an. Ach, Herr Hans Ludwig Schmidt!" rief sie.

Heinrich Obrist blickte lächelnd, in einer eigentümlichen Weise lächelnd, auf die blonde Frau. Diese fuhr, ohne auf ihn zu achten, fort: „Ich gehe also an jenem Morgen verzweifelt auf und ab und frage Obrist hin und her, was ich

malen soll, was ich anfangen soll. Es ist aber nichts aus ihm herauszubringen."

„Und das alles war am Morgen!" warf Hans Schmidt dazwischen.

„O, da war noch viel mehr!" sagte Obrist trocken. „Erinnerst du dich noch, Anna?"

„Wie sollt ich? Bei dem ewigen Trafik!" sagte sie und ihr silberhelles Lachen hüpfte wie eine Quelle über ihre Lippen.

„Nein, das war, dächte ich, ein besonderer, oder scheint es mir nur so", sagte Obrist. „Zuerst, wenn ich nicht irre, kamen die Tanten mit Babys Badewanne, weil es im Kinderzimmer zu kalt war, ins Atelier. Darauf wurde gebadet — und darauf warfen sie die Badewanne miteinander um."

„Aber, bester Heinz", riefen die Tanten mit hohen Stimmen, „wie können Sie das sagen, die Wanne schwappte etwas."

„Das mag ein andermal gewesen sein, aber an dem Morgen fiel die Wanne wirklich um. Dann wurde gründlich gewischt, bei der Gelegenheit gleich einmal ordentlich gestäubt, dazwischen kamen Gottlieb, Peter — und noch einer, damit Anna ihnen die lateinischen Aufgaben abhörte — darauf weiß ich nicht, was weiter geschah — aber es geschah allerlei, entweder kündigte das Mädchen, oder Gott weiß, es ereignete sich irgend etwas Fürchterliches. Danach kam Annas Verzweiflung."

„Siehst du!" rief sie, „jetzt sagst du's selbst."

Er unterbrach sie mit einer abwehrenden Handbewegung. „Ich will auch erzählen", fuhr er lächelnd fort, „was weiter geschah: Eine Zeitlang steht sie gedankenvoll vor der Staffelei, zieht langsam ihren blauen Kittel über und ruft mit einemmal mit einer Stimme, als brennte es, nach den Kindern. Die kommen von allen Seiten hereingestürmt, und sie sagt ihnen: ‚Geht, lauft und holt mir, was ihr finden könnt,

ich will alles nehmen, was ihr bringt; aber nicht dummes Zeug, jeder bringt, was er zum Malen am schönsten findet. Ich will dann sehen, wer der Gescheitste ist.' Höchst originell, dachte ich, und sah der Sache zu, wie sie sich entwickeln würde. Da kam Dickchen und brachte Resedastöcke, und wie sie damit soweit angelangt war, fielen sie ihr vor die Füße und zerbrachen. Das Kind weinte, aber mein tolles Ding von Frau schrie auf vor Entzücken ,da haben wir eine neue Idee' und stand ganz glückselig vor den Scherben. — Dickchen wollte sie aufheben. ,Unglückskind, willst du gleich alles liegen lassen, das ist ja herrlich, wie es ist.'"

„Übrigens", unterbrach er sein lebhaftes Sprechen und sagte langsam: „Wo ist denn Dickchen? Geh, ruf' sie, sie soll nicht so lange in der Abendluft bleiben."

Anna stand auf und rief dem Kind durch das Atelierfenster zu, heraufzukommen.

„So ist alles nach und nach zustande gebracht", fuhr er fort, „der eine schleppte das, der andre jenes herbei. Sie kennen ja das Ganze. So macht sie's. Und ich muß selbst sagen: es ist nicht übel, es ist Reiz darin. — Nun, wohl ihr!" —

In dem Augenblick trat das etwa fünfzehnjährige schlanke Mädchen ein; ihr dunkles Haar war einfach gescheitelt, die Augen hielt sie niedergeschlagen. Und jedem, der darauf achtete, mußte auffallen, was sie für wunderbar schöne Augenlider hatte. Sie gaben dem Gesicht einen ganz merkwürdigen Ausdruck von Abgeschlossenheit und Frieden. Die Stirn des Kindes war ruhig und heiter.

„Dickchen, wo hast du denn gesteckt?" rief Heinrich Obrist und streckte dem Kinde die Arme entgegen. Sie trat näher, reichte dem Gaste die Hand, und im Augenblick darauf lehnte sie ruhig und friedlich an der Schulter ihres Vaters und hielt ihn umschlungen. Obrist strich dem Mädchen über das Haar und blickte mit einem zärtlichen, milden Ausdruck auf sie, mit

einem Ausdruck, wie er schwerkranken Menschen, denen eine Freude zuteil wird, eigen ist.

Hans Schmidt ließ ihn indessen nicht aus den Augen und beobachtete ihn forschend.

„Ich habe dein Bild jetzt in der Ausstellung gesehen", begann Hans Schmidt, zu Obrist gewendet.

„Ah, mein Junge", sagte dieser lächelnd, „schweigen wir davon, der alte Schmarren, ich weiß kaum, welcher Esel ihn gemalt hat, lassen wir das. Die Frauenzimmer haben es mir über Hals und Kopf weg hingeschickt."

„Hm", sagte Hans Ludwig Schmidt und blickte auf die Spitzen seiner Stiefel.

„Nicht wahr, Herr Schmidt", rief die älteste Tante eifrig „es war erforderlich, daß unser Heinz wieder einmal ausstellte, wenn es ja auch nach unsrer Einsicht nicht ganz pastos gemalt war."

Hans Schmidt aber blickte erstaunt auf, ungefähr so, wie er es in dem Fall tun würde, wenn das Cochinchinahuhn unten im Hof plötzlich seine Meinung über Heinrich Obrists Bilder geäußert haben würde.

„Ja", fuhr die alte Dame fort, „es war erforderlich in jeder Hinsicht, was sollte man von ihm denken. Er hat damit, daß er das Bild einsendete, seinen Pflichten als Familienvater genügt. Sei es auch, wie es wolle, die Pflicht geht über die Kunst."

Während dieses weisen Ausspruchs faßte die Dame ihren Strickstrumpf energischer, klappte mit den Nadeln und warf Hans Schmidt einen Blick zu, der Einverständnis ausdrücken sollte und soviel heißen mochte als: das hat gesessen, siehst du, mach es auch so, schieß los, rüttle ihn auf!

Obrist lächelte vor sich hin und spielte mit Dickchens Hand. Ein allgemeines Schweigen lag über der Gesellschaft, nur die Tanten klappten immer heftiger mit den Nadeln.

Dickchen schlang beide Arme um den Hals ihres Vaters und legte ihre Wange an die seinige.

„Sag einmal, Heinrich, wie geht es dir jetzt eigentlich?" fragte Hans Schmidt unvermittelt.

„Ganz vortrefflich", erwiderte dieser.

„Wieso denn vortrefflich? Arbeitest du?"

„Nein — daher eben vortrefflich."

„Ah was, du solltest arbeiten, der kränkste Mensch kann arbeiten, wenn er will."

„Weshalb?" war die ruhige Antwort, worauf eine der Tanten die Zähne zusammenbiß, die Augen gen Himmel wendete und mit dem einen Fuß, den sie über den andern geschlagen hatte, ungeduldig schnickte.

„Nun, haben wir nicht zu leben?" fragte Obrist, indem er mit größter Gemütsruhe den schnickenden Fuß der Tante betrachtete.

„Freilich, Heinz", sagte Frau Anna zärtlich, „es wäre nur gar zu gut, um deinetwillen, wenn du dich ein wenig aufraffen wolltest, du könntest es, ich weiß es gewiß."

„Ja, mein Kind, nehmen wir an, ich könnte es; aber was wäre damit erreicht? — Ich habe so meine Gedanken. Stell dir einen großmächtigen Käse vor. Tust du das? Gut, auf dem leben Millionen Maden, hübsche kleine Maden, alles kribbelt. Es haben schon Generationen von Maden, Millionen und Millionen und Millionen vor ihnen den Käse bewohnt. Gut. — Nun stell dir vor, jede von den Maden ist ungeheuer geschäftig, jede glaubt die Hauptmade zu sein, jede bohrt auf eine ganz besondere Manier, um sich das Leben zu fristen. Da ist vielleicht eine, die hat sonderbare Ideen im Kopf, hört aus irgendwelchem Grund auf zu bohren, sie rollt sich zusammen und denkt: Es geht auch ohne mich. Da sagen ihre Verwandten und Freunde: Welcher Jammer! Welche Kraft hat unser Käse gerade an dieser Made verloren! Man redet von ihren Talenten, von ihrer Eigenart, ihrer einst so glücklichen Beanlagung zum Bohren. Wenn du nun diese Unterhaltung zwischen den Maden,

die auf dem Käse geführt wird, belauschen könntest, würde sie dir sehr unsinnig erscheinen und du würdest nicht begreifen, wie die Maden mit solcher Blindheit geschlagen sind, daß sie von einer lumpigen ihresgleichen und deren Fähigkeiten so viel Aufhebens machen können, daß sie nicht besser ihre eigentliche Bedeutung erkennen. Du würdest lachen, wenn zum Beispiel eine Made ohne die andre nicht leben könnte und sich auf das jammervollste gebärdete, wenn bei dem Ableben eines Würmchens ungeheure Bestürzung herrschte, und wenn eins aus dem Ei kriecht, ungemeine Freude. Du würdest auch zwischen einer intelligenten, berühmten Made, von deren Bewunderung der ganze Käse überströmt, und einer ganz obskuren durchaus keinen Unterschied entdecken können und so weiter und so weiter."

„Was soll das, was willst du wieder damit?" fragte Frau Anna, und ein Schatten zog über ihr sonniges Gesicht. „Geh, ich weiß, was du willst, du bist ganz abscheulich, du sollst vor den Kindern nicht solches Zeug reden", sagte sie bittend.

„Gewiß, du hast recht", erwiderte Obrist.

„Verstehst du, Hans Schmidt", sagte Obrist nach einer Weile, „es kann einer am Schnupfen erkranken, nicht wahr, oder am Fieber, an der Schwindsucht, Cholera, Typhus — oder auch an überweltlicher Anschauung, — kosmischer Anschauung, wenn du mich so besser begreifst, und dann steht es schlecht um ihn. Was der Kerl auch denkt und tut, er steht darüber. Die gewohnte Wertschätzung der Dinge, bei der man sich wohl fühlt, verschiebt sich. Alles schrumpft und verliert seine Bedeutung. Das Selbstbewußtsein hat keinen Grund und Boden mehr. Es ist eine miserable Krankheit, es verzehrt das innerste Lebensmark."

„Nun, Dickchen", sagte er zu dem Kinde gewendet, „was soll man mit so einem Menschen tun?"

Und wieder schmiegte sich das Kind innig, fast leidenschaftlich an seinen Vater.

„Heinrich“, sagte Hans Ludwig Schmidt, „du bist ganz gehörig nervös, dächte ich.“

„So? Dächtest du? — Ich denk es auch“, sagte Obrist und lachte laut auf.

„Anna, zeig deine neuen Skizzen“, unterbrach er sich, „Hans Schmidt kann sein Urteil abgeben.“

„Nein, nein“, antwortete die Frau lebhaft, „erst zeigen wir deine neueste Arbeit — warte nur, wir schaffen sie her, komm mit, Dickchen!“

Anna stand auf, das Töchterchen folgte ihr. Sie gingen beide zur Tür hinaus, und nicht lange währte es, da kamen sie und brachten eine Kinderbettstelle angeschleppt, die auffallend in der Form war; das Kopfende war gemalt. Die ziemlich breite und hohe Fläche stellte einen Wiesenabhang dar, eine Überfülle von bunten Blüten, saftige goldgelbe Blumen, üppige, krautige Büschel wuchsen an dem Grase, inmitten saß ein Nymphchen, eine nackte Kindergestalt, nur in ein blaues Schleierchen eingehüllt, Vögel flatterten in ihrer Nähe, alle übrigen Teile des Bettchens blühten wahrhaft von Wald- und Feldblumen, Moosblumen, Kampanulasträußen, Schmetterlingen, Eidechsen, eine kleine Welt von Poesie.

Hans Schmidt stand auf und nahm das Wunderwerk in Augenschein und rückte es ins letzte Abendlicht; die Kinder umdrängten ihn.

„Das hat Heinrich zu malen begonnen, als unser Jüngstes geboren war, das wird im Mai vier Jahr, und jetzt hat er es mir endlich fertig gemalt. Nicht wahr, es ist ein reizendes Ding?“ fragte Anna eindringlich.

„Gewiß“, erwiderte Hans Schmidt.

Heinrich Obrist hatte sich inzwischen wieder auf das Lager, von dem er vorhin aufgestanden war, ausgestreckt.

„Obrist, du sollst nicht so viel liegen“, sagte Hans Schmidt kurz.

Dickchen trat zu ihm und sagte ihm etwas ins Ohr.

Darauf lächelte Obrist, und das Kind stellte sich ans Fenster und sah hinaus.

„Was hat sie denn gesagt?“ fragte Anna.

„Sie hat mich an mein letztes Bild erinnert.“

„Und nicht mit Unrecht“, sagte Hans Schmidt, „die Idee ist famos.“

„Aber die Ausführung, mein Junge“, unterbrach ihn Obrist, „greisenhaft.“

„Wie bist du nur heute?“ unterbrach Anna einigermaßen ungeduldig.

„Frag Hans Schmidt, wie ich bin“, erwiderte Obrist, „der wird dir's sagen.“

„Willst du vielleicht allein mit ihm reden?“ fragte Anna.

„Wie soll ich darauf antworten?“ Er lächelte. „Wir haben uns nichts zu vertrauen, das ich wüßte.“

Anna erhob sich und sagte: „Wir aber haben allerlei vorzubereiten für heute abend; Sie bleiben doch unser Gast, Hans Schmidt, ich bin den Kindern ein Fest schuldig für den glücklichen Verkauf. Ich habe es ihnen versprochen und Kindern muß man Wort halten.“ Während sie noch sprach, war in dem mit Watte gefüllten Gefäß auf dem Nachtlicht weiteres Leben entstanden und das eine Hühnchen hatte sich vollkommen aus der Schale gepickt. Ein anderes machte eben wieder Anstalten dazu. Beide piepten.

Anna, die Kinder, alle kauerten im Nu auf dem Erdboden, und es entstand wieder das lustigste schreiende Durcheinander, ein grenzenloser Jubel.

Obrist legte sich vollends zurück, wie es schien, ungeduldig, erregt; Anna nahm das Hühnchen und gab es ihm in die Hand und Dickchen und er beschauten es miteinander.

Der Jubel, das Schreien und Toben der Kinder nahmen kein Ende.

Die Tanten mit den Strickstrümpfen standen wie schwarze Säulen inmitten der bewegten Wellen. Und eine davon,

ganz versunken in den Anblick, wollte Hans Schmidt, neben dem sie stand, darauf aufmerksam machen und stach ihn zu diesem Zweck mit der fünften Nadel, die sie eben abgestrickt hatte, energisch durch den Rock in die Schulter; sie hatte sich in der Kraft ihrer Bewegung etwas getäuscht.

Hans Schmidt fuhr bei der unerwarteten Attacke zusammen, und die Tante sagte gerührt, ohne dem Unglücksfall irgendwelche Wichtigkeit beizulegen: „Welch glückliches Familienbild!“

Hans Ludwig Schmidt rieb sich die Schulter und blickte ganz erstaunt um sich her.

Obrist lachte laut auf. „Aber, beste Tante“, sagte er, „was fällt Ihnen ein, Hans Ludwig Schmidt zu stechen?“

Ein Blick höchster Unzufriedenheit traf ihn aus den Augen der würdigen Dame, die sich stolz und ruhig und in ihrem mitfühlenden Herzen gekränkt auf den Weg machte, um aus dem Zimmer zu gehen.

„Tante“, rief Anna, „vergessen Sie nicht, sogleich nach der Sülze zu sehen, und nehmen Sie sich in acht, daß das Wasser nicht hineinläuft. Wir kommen gleich nach.“

„Nehmt die Hühner fort“, sagte Obrist.

„Ach laß sie doch hier, die Tierchen stören nicht und ich weiß im Augenblick wirklich nicht, wohin damit.“

„Gut, gut, laßt's nur“, war die etwas hastige Antwort.

Jetzt, nachdem sie sich noch eine Weile mit den Hühnern zu schaffen gemacht hatten, zog eines nach dem andern aus der Tür, zuletzt Frau Anna, und als die Tür hinter ihr zufiel, setzte sie sogleich mit einem frischen, glockenreinen Liedchen ein, und man hörte sie durchs ganze Haus singen und rufen.

Drittes Kapitel

Es werden alte Geschichten erzählt

Die beiden Maler saßen sich schweigend gegenüber. Hans Schmidt trommelte mit den Fingern auf beiden Armlehnen seines Stuhles, und Obrist blies seine Rauchwölkchen vor sich hin. Beide schwiegen.

„Weshalb hast du die Tanten im Haus?" fragte Schmidt nach einer Weile.

„Sie sind nützliches Inventar, glaube ich", war die Erwiderung. „Anna kann ohne sie nicht fertig werden. Bedenke unsern Haushalt."

„Mein Gott, weshalb hast du ihn so anwachsen lassen? Das ist ja erschreckend, diese fremden Kinder, die Tiere alle, die Tanten! Ist dir denn das recht?"

„Komische Frage!" Obrist blickte lächelnd auf Hans Ludwig Schmidt. „Frägt das Schicksal, ob dies oder jenes uns recht ist? Ich dächte nicht."

„Sonderbar, was die Menschen alles Schicksal zu benennen lieben! Ihre Schwachheit, ihre Gedankenlosigkeit, alles ist Schicksal!" sagte Hans Schmidt hastig.

„Ist es das nicht?" fragte Obrist ruhig.

Obrist sprach matt und ausdruckslos: „Wir haben uns sehr lange Zeit nicht recht gesehen — du wurdest ungeduldig über mich und meine Art und bliebst weg — jetzt findest du mich genau so wieder — doch nicht genau so — es hat sich etwas verändert." Obrist schwieg.

„Nun sage mir das eine", fragte Hans Schmidt, „wie es gekommen, daß ihr die Kinder alle aufgenommen habt."

„Sehr einfach. Annas Bruder starb, nachdem er zwei Jahre vordem die Frau verloren hatte — die Kinder, ohne Verwandte, ohne Geld, was sollte aus ihnen werden? Es

war wohl vollkommen natürlich, daß die Schwester den Wunsch hatte, diese Kinder aufzunehmen, sie kamen zu uns, das war selbstverständlich. Welche Berechtigung hatte ich, Anna das zu verwehren! Wir sind nicht so wohlhabend, daß wir die armen Geschöpfe anderwärts unterbringen konnten. Nun sind sie da! Anna versorgt sie musterhaft, Anna ist glücklich, die Kinder gedeihen, die beiden schwarzen Tanten tun ihre Pflicht und Schuldigkeit, es ist alles in Ordnung. Vortrefflich, wie die eine dich vorhin stach! Übrigens, das sage ich dir, trotzdem du ein energischer junger Kerl bist, überlege es dir mit einer Heirat — zehnmal und dann sieh zu, daß du es nicht tust. Das unbekannteste Land auf Erden ist für jeden Sterblichen die Ehe. Du denkst, du seist Individualität und werdest sie bis an dein seliges Ende bleiben, gut. Du heiratest und neben dir auf Schritt und Tritt steht eine andre Individualität, die auch vorhat, sich selbst treu zu bleiben. Vom ersten Augenblick an, und wäre die Liebe und Glückseligkeit göttergleich, beginnt ein Kampf, der schwerlich damit enden mag, daß beide Teile vollkommen, wie die Natur sie wollte, daraus hervorgehen. Ein Mann, beanlagt wie ich zum Beispiel, hat sonderbares Zeug zu durchleben. Sagen wir zuerst ein närrisches Gefühl von Unfreiheit, das sich in alles eindrängt.

Es kommt aus allen Ecken! Die Ereignisse quellen wahrhaft. Denke man sich, hier im Hause sind eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn — ich glaube, elf, zwölf Leben, das Tiervolk nicht mitgerechnet. Jedes hat sein Schicksal, jedes seine Ansprüche, jedes seine Eigentümlichkeiten, jedes seine Unarten, seine Leiden und Unannehmlichkeiten, jedes seine Freuden und Liebenswürdigkeiten, jedes seine Art zu lärmen und zu fordern. Und nun denke man sich einen Kerl dazwischen, der empfindlich geworden ist bis zur Tollheit, dem alles über den Kopf gewachsen ist!"

„Aber ums Himmels willen auch, Obrist, weshalb gibst

du jedem nach, weshalb hältst du die Hand nicht fester auf allen und läßt sie zu dir heran! Es liegt an deiner Willenlosigkeit. Wie dürfen sie es wagen, hier alle im Atelier zu sitzen?"

„Ja, mein Junge", sagte Obrist — „wie dürfen sie es wagen! Sie sehen es ja alle, sie stören mich in nichts — seit Jahren in nichts. Weshalb sollen sie nicht hereinkommen? Und ich, der ich nicht arbeiten kann, nicht lebe, der ich keinerlei Berechtigung habe, soll ich ihnen den Spaß verderben, hier zu sein, wenn sie hier sein wollen?"

Hans Schmidt blickte ihn kopfschüttelnd an und sagte: „Obrist, glaube mir, der Genius stirbt nicht, raffe dich auf!"

„Ich habe dir immer gesagt, du sollst mir mit den Gemeinplätzen vom Halse bleiben", sagte Obrist und zündete sich wieder eine Zigarette an.

Hans Schmidt blieb vollkommen ruhig. „Ein Elend, wie du dein Leben vergeudest! Geh aus; schließ dich ein und arbeite, und du wirst gesund."

Obrist blickte ihn ernst an und sagte: „Das Beste in mir ist tot, die Nerven sind an seine Statt getreten, da ist es aus mit dem Menschen, mit dem anständigen Menschen."

„Versteht dich deine Frau?" unterbrach Hans Schmidt.

„Wer versteht den andern?" fragte Obrist. „Sieh dir das prächtige lebhafte Geschöpf an, das jeden Augenblick des Tages bei voller Kraft ist und voller Liebe und voller hübschen Ideen und immer bester Laune und immer seelenvergnügt und wie sie in ihrem Eifer wie ein Kind lebt. Sie hat sich daran gewöhnt, einen kranken Mann zu haben."

„Du bist vielleicht nicht krank?"

„Ich denke doch; aber genug davon, es ist unerfreulich."

„Hast du einen Arzt gefragt? Einen vernünftigen Menschen?"

„Sie haben mir einen auf den Hals geschickt. Herabgestimmte Lebenskräfte — was mach ich damit! Ich bitte dich, lassen wir es nun ernstlich. Ich bin auf dem Weg, voll-

kommen zufrieden zu sein. — Wo sind sie denn alle hin?" Obrist stand auf und ging lässig nach der Tür.

„So laß sie doch", sagte Hans Schmidt, „es ist dir ja viel besser, du bist einmal eine Zeitlang in Ruhe."

„Du hast recht."

Nicht lange aber und er erhob sich wieder und ging unstät im Zimmer auf und nieder.

Mit einemmal blieb er stehen und fuhr mit der Fußspitze unter einen Schrank und schärfte ein Blatt, ein Stück Malerleinwand hervor, bückte sich danach, hob es auf und reichte es im Vorübergehen Hans Schmidt hin: „Eine wunderschöne Skizze."

Hans Schmidt blickte darauf und sagte: „Was fällt dir ein, so verrücktes Zeug!" Die Skizze stellte einen Mann vor, dem ein diensteifriges Gerippe zu Bette leuchtete, die Decke vom Lager hob und ihn verbindlich einlud, sich niederzulegen.

„Dummes Zeug!" wiederholte Obrist, „das ist die Personifikation meiner Krankheit, meiner Unzulänglichkeit, immer bei der Hand, immer gegenwärtig — komm, gib her." Er nahm dem Freunde die Skizze aus der Hand und schob sie wieder unter den Schrank. „Die Kinder sollen es nicht sehen." Darauf ließ er sich wie ermattet wieder nieder. Beide Freunde schwiegen, eine gleichgültige, abgerissene Unterhaltung spann sich hin und wieder von neuem an.

Im Nebenzimmer rief, lief und lachte es fortwährend.

„Dickchen" schlich sich ins Atelier, Obrist zog sie zu sich heran. Sie schmiegte sich wieder an ihn an, die Augen niedergeschlagen, die Arme um den Hals des Vaters geschlungen mit einer rührenden Innigkeit und, wie es schien, in Verlegenheit vor dem Freunde. Hans Schmidt fiel das Benehmen des Kindes auf. Wie ein ängstlicher Vogel hatte sie sich angedrückt. Jetzt flüsterte sie dem Vater ins Ohr, leidenschaftlich, als machte sie ihm ein Geständnis, was sie tief erregte und was ihr schwer über die Lippen kam.

„Dein Bild liebe ich!" flüsterte sie.

„Ja, mein Herz, ich weiß es."

„Er ist wieder am Himmel zu sehen. Sieh ihn." Sie löste ihre Arme von Obrist. „Komm", sagte sie und ging ihm voraus zum Fenster hin, er folgte. Sie zog den Vorhang zurück. Große Wolkenbilder jagte der Wind schattenhaft über den Himmel hin.

Obrist hing sich, weil er sich vor der Zugluft zu fürchten schien, die durch das breite, wenn auch geschlossene Fenster eindrang, einen Mantel um, legte die Hand auf Dickchens Schulter und beide blickten schweigend durch die Dämmerung in die Wolken.

„Er ist vergangen," sagte Dickchen; „aber er war da."

„Ja wohl, mein Dickchen", wiederholte Obrist gedankenvoll.

Hans Schmidt war es, seit er in das Atelier getreten war, beklommen zumute, und dies Zwiegespräch machte einen schmerzlichen, wehmütigen Eindruck auf ihn.

Die beiden standen noch eine ganze Weile und sahen miteinander in die Wolken.

„Dickchen?" fragte Hans Schmidt, um mit dem Kinde in ein Gespräch zu kommen, als man sich wieder gegenübersaß: „Du hast deinem Vater und deiner Mutter wohl auch schon etwas abgesehen und malst mit ihnen?"

„Ich? Nein — nein", sagte das Kind kurz und blickte zu seinem Vater auf.

„Das Dickchen ist eine kleine Tausendkünstlerin; ich würde sie gern bei mir zeichnen lassen, aber sie ist nicht dazu zu bewegen. Nicht wahr, Dickchen? Aber laß nur, wir verstehen uns", sagte Obrist, zog das Kind fest zu sich heran und küßte es auf die braunen Haare.

Jetzt öffnete sich die Tür vom Nebenzimmer, Anna trat herein, und einige der Kinder drängten nach.

„Es ist alles fertig!" rief sie. „Rasch nun zum Essen, Heinz,

du ißt heute natürlich mit uns. Wir werden uns ganz still verhalten." Sie trat zu ihm heran, nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, sah ihm strahlend in die Augen und sagte auf eine eigentümlich lebhafte, doch innige Weise: „Ach du dummer, alter Heinz!"

Obrist wehrte die guten, freundlichen Hände von sich ab, nicht unliebenswürdig, aber verlegen.

Hans Schmidt blickte die Frau an. Kein Zug der Kränkung oder Mißstimmung über diese zurückgewiesene Zärtlichkeit war an ihr zu beobachten. Hans Schmidt berührte das seltsam. Er hatte, wenn er an Anna Obrist dachte, immer ein Gefühl der Empörung, beinahe des Widerwillens in sich empfunden. In diesem Augenblick dachte er: Eigentlich ist sie ein harmloses, armes Geschöpf. Harmlos sind wir alle — aber wir sind Teufel.

Der Besuch im Atelier fing an stark auf ihn zu wirken. Er war hergekommen, seinen Freund Obrist, dem er fast fremd geworden war, aufzurütteln. Er hatte sich dies und jenes zu sagen vorgenommen, er hatte sich einen Erfolg berechnet; in Unschuld, Gutmütigkeit und Feuereifer war ihm die Sache immerhin einfach erschienen. Er wollte mit einem Nervenkranken einmal ein ernstes Wort reden, ihm vor Augen stellen, wie sein Talent im Trubel der Familie untergehe, und wie er stark und kräftig entgegenstehen müsse. Aus tiefstem Herzen hatte er ihm sagen wollen, wie die Kunst allein über jedem und allem stehe, wie man ihr Anstrengungen zum Opfer bringen müsse, wie Krankheit, Schwäche weichen müssen vor einem ernsten Willen.

Er hatte wahr und warm und überzeugend zu reden gedacht, ehrlich wie er es meinte. Und nun war er wie in ein Gewebe hineingeraten, das ihn umsponnen hielt.

So empfand es jetzt Hans Schmidt. Er sah seinen Freund krank, abgemattet, willenlos. Er nahm sein Mitgefühl in Anspruch wie keines Menschen auf Erden sonst; doch aus dem

Personenkreis, der den Freund unheilvoll umgab, traten Gestalten vor, die Hans Schmidts Interesse im hohen Maße erregten. Anna Obrist, deren Wesen und Aussehen ihn fesselte, die er mit Teilnahme betrachtete, die Frau, die er im innersten Herzen verwünschte, die ihm in ihrer Blindheit verächtlich erschienen war und der sein Herz sich dennoch zuneigte. Da war Dickchen, das innige Kind!

Hans Schmidts Denken wurde von dem Freunde abgelenkt und verteilte sich so auch über die andern Glieder der Familie; seine Hauptgefühle aber blieben sorgenvoll, unschlüssig mit dem Freund beschäftigt, doch konnte sich Hans Schmidt nicht entschließen, die Einladung des Geheimrats anzubringen, derentwegen er hergekommen war.

Frau Anna hatte immer von neuem Obrist zugeredet, mit ihnen zu Abend zu essen, und er hatte ihr jedesmal geantwortet: „Bringe mir meinen Teller hierher, ich fühle mich nicht wohl — laß die Tür auf, ich sehe euch dann."

Anna aber hatte nicht aufgehört, in ihn zu dringen, die Kinder hatten ihr beigestanden, und so zog denn die ganze Gesellschaft seelenvergnügt, Obrist in ihrer Mitte, von den Kindern glücklich umringt, ins Nebenzimmer, wo das Essen schon aufgetragen stand.

Der Tisch sah festlich aus; mit einem Kranz von Märzenblumen hatten die Kinder die Teller von Vater und Mutter geschmückt. Es war auch schon allerlei zu sehen, was sie im Garten im Glasbeet gezogen hatten, junger Salat und allerlei Krautwerk. Die Kinder, in Stolz und Freude, griffen nach den Schüsseln und liefen damit jubelnd dem Vater entgegen. Hans Schmidt erschrak, als Obrist in das helle Lampenlicht trat, über das zergrämte und kranke Gesicht seines Freundes; um ihn her dies frische, sprudelnde Leben, und er selbst so vernichtet und zerfallen mit sich!

Man setzte sich zu Tisch. Anna trug immer noch ihren blauen Kittel. Die Kinder hatten ihr ein Sträußchen mit

Märzenblumen vor die Brust gesteckt. Sie sah jung und mütterlich zugleich aus, und frisch wie das Leben.

Obrist blickte sie lange an, und Hans Schmidt beobachtete ihn währenddem.

„Du kannst dich heute beim lieben Herrgott bedanken, Anna", sagte Obrist, „du bist schön heute."

Über Annas Züge ging ein glückliches Lächeln. Die Kinder jubelten, sprangen von ihren Sitzen auf, hingen sich der Mutter an den Hals, die fremden, die eigenen im fröhlichsten Durcheinander.

Die beiden Buben, die Lockenköpfe, teilten sich gegenseitig derbe Püffe aus, weil jeder der Mutter am nächsten sein wollte, und waren ganz begeistert von dem Lob, das ihre gute Kameradin bekommen hatte.

Die Tanten blickten aus der kühlen Atmosphäre ihrer geringen Reize und ihres würdigen Alters anerkennenswert wohlgesinnt auf die hübsche Gruppe.

„Siehst du", sagte Anna, „so geht es, wenn du deine alte Frau lobst, das kommt den Kindern ganz närrisch vor. Die finden gar nicht, daß sich das gehört! Die haben sich heute auch schon über mich beklagt."

„Nein, nein", schrien die Knaben, „wir haben nur einmal gesagt, wir sind die einzigen in der Schule, die eine Mutter in einem Kittel haben. Einige haben dich neulich im Garten so gesehen, aber sie beneiden uns!"

Anna lachte hell auf, die Tanten schüttelten ganz vergnügt die Köpfe, Obrist lächelte und Hans Schmidt blickte mit einem seltsamen Ausdruck, der nicht recht zu definieren war, auf Anna.

Es verschwanden an diesem Abend vor den Augen der Anwesenden die verschiedensten gehäuften Gerichte und allerlei Naturprodukte in der unglaublichsten Schnelligkeit, ohne daß man begreifen konnte, wohin all die Herrlichkeiten gekommen waren.

Obrist hatte eine Zeitlang unter den andern gesessen und war dann nach seinem Atelier zurückgegangen.

Hans Schmidts Blicke waren ihm besorglich gefolgt.

Sein Verschwinden wurde von den andern zuerst gar nicht bemerkt.

„Der Vater ist fort“, rief Anna, ihr Lachen unterbrechend, als sie den Stuhl leer sah. Sie erhob sich sogleich, um ihm eine Lampe zu bringen. „Es ist nicht gut, wenn er so lange im Dunkeln sitzt“, sagte sie zu Hans Schmidt gewendet.

Im Atelier fand sie Obrist auf seinem Lager ausgestreckt, und Dickchen saß still an seiner Seite und hielt seine Hand auf ihren Knien. Zwischen Vater und Tochter hatte sich eben etwas abgespielt.

Wie sie so miteinander im dämmrigen Atelier gesessen hatten, wie die vom Mond durchleuchteten Wolken am Himmel hinzogen und durch das hohe, breite Fenster matte Schatten und mattes Licht einströmte, hatte Obrist gesagt: „Dickchen, du weißt gar nicht, was für einen elenden Vater du hast.“

Da war Dickchen über ihn hingesunken, und er fühlte ihre warmen Thränen auf seine Wangen tropfen.

„Mein armes Dickchen“, flüsterte er und hatte die rührende Gestalt gestreichelt.

„Du liegst. Ist dir nicht wohl?“ fragte Anna, als sie eingetreten war.

„Ganz wohl“, erwiderte er.

„Du möchtest wohl nicht, daß wir zu dir hereinkämen?“

„Kommt nur.“

„Gut“, sagte Anna. — „Kinder,“ rief sie, „wir setzen uns nachher ins Atelier, und damit ihr mir kein Geschrei macht, werde ich euch etwas erzählen.“

Da war, wie es schien, alle Wonne auf ihrem Höhepunkt angelangt. Ein durchdringendes Freudengeschrei brach los.

„Pst — pst“, rief Anna, „wollt ihr wohl, ihr miserables Gesindel, Papa wird uns jagen!“

Hans Schmidt war währenddem zu Obrist eingetreten, hatte sich neben Dickchen gesetzt und blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Schade", sagte Obrist, „schade, daß sie solch einen kranken trübseligen Narren bei sich haben."

Hans Schmidt erwiderte nichts, fuhr sich mit der Hand durch das dicke, feste Haar.

„Sollen wir jetzt kommen?" riefen die Kinder aus dem andern Zimmer herein.

„Kommt!" sagte Obrist.

Und herein strömte es. Anna kam nach einer Weile, die Kinder umringten sie, zogen sie auf einen Stuhl nieder, und nun ging es an das Drängen, mit dem Erzählen zu beginnen.

„Also seid stille", sagte Anna, und mit einemmal lag atemloses Schweigen über der ganzen Gesellschaft, und die Augen richteten sich gespannt auf die reizende Mutter.

„Es lebte in der Welt einmal ein rüstiges Alterchen, das Alterchen war Küster und war sehr schlau, so daß jedermann wußte, groß und klein, daß mit ihm nicht gut Kirschen zu essen waren.

Das ist aber alles schon sehr lange her, und das, was kommt, geschah weit von hier und ist eine Geschichte, die sich schon viel Leute erzählt haben.

Da kam eines schönen Tages das Alterchen zu einem Nachbar gegangen und sagte: ‚Hör einmal, du könntest mir einen kleinen Kessel borgen, ich will mir eine Grütze kochen.'

Der Nachbar gab ihm einen Kessel und sagte: ‚Daß du ihn mir aber auch wiederbringst!'

‚Freilich', sagte das Alterchen.

Es verging aber eine hübsche Zeit, und der Kessel kam nicht wieder. Endlich aber brachte ihn das Alterchen und brachte noch ein kleines, winziges Kesselchen dazu.

‚Und was soll denn das Kesselchen?‘ fragte der Nachbar.

‚Ja,‘ sagte das Alterchen, ‚der Kessel hat gejungt, er hat ein Kleines bekommen.‘

Das ließ sich der Meister sehr wohl gefallen und behielt die beiden Kessel, den großen und den kleinen.

Nun dauerte es gar nicht lange, da kam der Küster wieder und sagte: ‚Du könntest mir noch einmal zwei solche große Kessel borgen, wie ich schon einen habe.‘

Das war der Nachbar sehr zufrieden, denn er dachte an die jungen Kessel.

Und richtig, es währte gar nicht lange, da brachte das Alterchen die beiden Kessel zurück und zwei junge dazu.

Und wieder ließ der Nachbar sich das gar wohl gefallen.

Da kam das Alterchen sehr bald zum drittenmal und sagte: ‚Nun könntest du mir drei recht große, schöne Kessel borgen.‘

‚Ei gewiß‘, sagte der Nachbar ganz erfreut und half sie ihm mit hinübertragen.

Aber es verging eine lange, lange Zeit, und der Nachbar hörte nichts von seinen Kesseln. Da machte er sich endlich selbst auf den Weg, um nachzuschauen.

‚Ich wollte mich einmal nach meinen Kesseln umsehen‘, sagte er, als er zu dem Alterchen kam.

‚Da habe ich dir heute eine recht betrübende Nachricht zu sagen,‘ antwortete das Alterchen, ‚deine Kessel sind gestorben. Sie sind alle tot.‘

‚Ei, was redest du,‘ sagte der Nachbar, ‚wie können Kessel sterben!‘

‚Wenn du geglaubt hast,‘ sagte das Alterchen, ‚daß Kessel Junge bekommen können, mußt du auch glauben, daß Kessel sterben können. Deine Kessel sind tot.‘

Und es half alles nichts, der Nachbar mußte abziehen.“

Die kräftige, muntere Art, mit der Anna die kleine Ge-

schichte vortrug, wirkte auf alle, und Hans Schmidt lachte mit den Kindern um die Wette.

„Weiter mit dem Männchen!" riefen einige aus dem Nest mit glückseligen Stimmen.

„Zu demselben Küster", fuhr Anna fort, kam einmal ein Nachbar und fragte: ‚Wie wär es, wenn du mir heut einmal deinen Esel borgen wolltest, ich will Gemüse zu Markte bringen.'

‚Ei,' sagte das Alterchen, ‚das tut mir aber sehr leid, mein Esel ist selbst schon zu Markte gegangen.'

Wie der Nachbar so wieder davongehen wollte, hörte er des Küsters Esel im Stalle J-a! schreien.

‚Was ist denn das?' fragte er, ‚du sagst mir, dein Esel sei zu Markte gegangen, und jetzt höre ich ihn im Stalle schreien?'

Da sagte das Alterchen: ‚Ho, ho, Nachbar, glaubst du denn meinem Esel mehr als mir?'"

„Sagen Sie, Frau Anna", fragte Hans Schmidt, angeregt und von dem Anblick der frischen, harmlosen Frau ganz benommen, die lebensfroh mitten unter den fremden und eigenen Kindern saß, „sagen Sie, wie kommen Sie dazu, die Kinder so sonderbare Moral zu lehren?"

„Ja wohl", lachte Anna. „Was man so gewöhnlich Moral nennt, macht dumm. Was denken Sie, es ist eine große Mühe, Kinder zu drillen, daher ist alles, was bestimmt ist, ihnen erzählt zu werden, alles, was sie lernen sollen, nur erfunden, sie unschädlich zu machen; das heißt, sie gar nicht zum Denken kommen zu lassen. Ich bin mit meinen Kindern so ehrlich, wie die Füchsin mit ihren Jungen. Ich mache ihnen nichts vor."

Während Anna das sagte, blickte sie unschuldsvoll treuherzig zu Hans Schmidt ihn. „Ein guter Witz", sagte sie, „ist klüger als zwei Wahrheiten, zehn Grobheiten und sechsunddreißig Weisheiten und hilft besser durch die Welt."

„Nun will ich noch eins erzählen", fuhr Anna fort, „dann ist's für heute zu Ende.

Vor langer Zeit lebte einmal ein frommer, alter Abt in einem Kloster und war als Wächter für eine heilige Kapelle gesetzt, zu der viel Wallfahrer alljährlich kamen, um zu beten, denn sie umschloß die Gebeine eines großen Heiligen.

Der alte Abt aber hatte einen Schüler, dem er sehr zugetan war.

Als die beiden nun jahrelang miteinander im Kloster gehaust hatten und der Schüler zu Jahren gekommen war, sagte der heilige Vater: ‚Mein Sohn, es ist nun an der Zeit, daß du dich aufmachst und auf eignen Füßen stehen lernst. Gehe hinaus in die Welt und schaue dich um.'

Das war dem jungen Schüler gar nicht recht, denn es behagte ihm im Kloster, in dem es sich gut leben ließ, und bei dem alten Abte.

Der Abt aber gab ihm einen Esel mit auf den Weg und seinen Segen, und so zog er denn von dannen.

Zuerst ging es ganz wohl, er hatte in seinem Rucksack Brot die Hülle und Fülle mitgenommen und auch Wein für den Durst, und der Esel fand Gras und Kraut unterwegs.

Der Winter brach aber herein und Schneefall, und der Esel und sein Herr mußten durch eine große Einöde ziehen.

Der Vorrat des Klosterbruders war längst zur Neige gegangen, und er ließ sein altes Eselein Tag und Nacht traben, um zu menschlichen Wohnstätten zu gelangen, und konnte ihm nichts geben, was seine Kräfte aufgefrischt hätte. Wohin er auch sah, deckte Schnee das ganze Land, und er fühlte, wie das Eselein immer langsamer und verdrossener seinen Weg machte.

Schon längst war er abgestiegen, und sie trotteten nebeneinander her.

Mit einemmal sah er eine Stadt vor sich liegen, Mauern, Türme und Dächer; da schwang er sich auf seinen Esel, trieb ihn an und dachte: ‚Das Stückchen wird ihm nicht schaden.‘ Ehe er aber die Tore der Stadt erreicht hatte, brach der Esel zusammen und verendete.

Da jammerte der arme Klosterbruder und rief: ‚Ach du armes Vieh, du armes Vieh, wäre ich doch nicht aufgestiegen! Was soll ich nun beginnen!‘

Aber der Esel war und blieb tot.

Da grub der Klosterbruder ein Grab, legte den Esel hinein, setzte sich auf den Hügel und weinte.

Und so saß er noch, als Leute des Weges daherkamen und fragten, was er da sitze und weine.

Der Klosterbruder aber schämte sich zu sagen, daß er wegen eines Esels weine, und schwieg.

Da sagten die Leute: ‚Du sitzest wohl gar auf einem Grab?‘

Da nickte der Klosterschüler.

‚Dir ist wohl dein Gefährte unterwegs gestorben und du hast ihn begraben?‘

Da nickte der Klosterbruder wieder.

‚Das muß ein heiliger und frommer Mann gewesen sein, daß ein Klosterbruder so sehr um ihn weint.‘

‚Ja‘, sagte der Klosterbruder, der sich nun erst recht schämte, die Wahrheit zu gestehen.

‚So ein frommer, heiliger Mann‘, sagten die Leute, ‚wie dein Freund war, soll nicht hier auf freiem Feld liegen, wir wollen eine Grabkapelle über ihn bauen, und du komm mit uns und erwärme dich.‘

Der arme Klosterbruder ging mit und dachte: ‚Wie wird es mir ergehen, wenn sie den Esel ausgraben!‘

Aber sie gruben den Esel nicht aus, sondern bauten über seiner Grube eine schöne Grabkapelle und störten seine Ruhe nicht; und da die Stadt gerade keinen Heiligen in der Nähe hatte, an dessen Grab man beten konnte, so zogen gar viele Leute hinaus in die Kapelle des Esels und verrichteten ihre Andacht. Es kamen auch Arme und Krüppel und hofften, daß sie am Grabe des heiligen Mannes gesund werden würden.

Nach Jahr und Tag bauten sie um die Kapelle her ein Kloster und der arme Klosterbruder wurde Abt darin. Er lebte nun im besten Wohlergehen; aber es war ihm doch nie ganz frei ums Herz, wenn er daran dachte, wer hier begraben lag.

Eines Tages steht er vor seiner Klostertür und sieht einen alten Mann auf einem stattlichen Pferde des Weges daherkommen. Der schaut sich das Kloster aufmerksam an, reitet darauf zu und da erkennt ihn der Klosterbruder. Es ist sein alter Abt, der erkennt auch seinen früheren Schüler und freut sich, daß es ihm so wohl ergeht. Der neue Abt führt ihn in das Kloster, bewirtet ihn und geht dann schweren Herzens mit ihm in die Kapelle.

Denn er hat sich entschlossen, seinem alten Meister zu beichten, welche Bewandtnis es mit dem Heiligen auf sich habe.

Und als sie miteinander in der Kapelle stehen, da gesteht er es unter Angst und Zittern und Seufzen und Stöhnen.

‚Beruhige dich, mein Sohn,‘ sagte darauf der alte Abt und legt ihm die Hand auf die Schulter, ‚in meiner Kapelle da liegt der Vater von deinem Esel.‘

So, und nun geht zu Bette, eins, zwei, drei“, kommandierte Anna.

Es entspann sich nun noch zwischen Mutter und Kindern die herzlichste Abschiedsszene mit einem Überfluß von Küssen und es wäre einem Beobachter schwer gewesen, Annas eigne von den fremden Kindern zu unterscheiden.

Anna ging hinaus mit der ganzen Herde, und draußen auf dem Wege nach den Schlafzimmern fingen sie noch ein wehmütiges Volkslied im Chor an zu singen, das sonderbar beweglich in das stille, dämmrige Atelier eindrang; auf Obrist schien es wie mit breiten, dunklen Flügeln zuzukommen, er preßte die Hände vors Gesicht und sagte hastig: „Geh, Dickchen, geh." Das Kind, das nicht von seiner Seite gewichen war, erhob sich sachte, strich dem Vater weich über die Hände, sagte Hans Schmidt leise Gute Nacht und ging hinaus.

„Sonderbar", begann Obrist, als die beiden Freunde wieder allein sich gegenüber saßen, „sonderbar, daß du gerade jetzt zu mir zurückkommen mußtest, wo es bei mir den Höhepunkt erreicht zu haben scheint. Sage mir, was bleibt einem Wahnsinnigen von dem übrig, was er war! Glaube es mir, es ist eine dumme Redensart, wenn die Leute sagen, der Genius stirbt nicht —.

Gott weiß, ob es bei mir jetzt auch körperlich vollends zugrunde geht." Obrist stand auf und ging hastig im Zimmer auf und nieder.

„Anna sagte, der Mensch fängt gottlob nicht erst beim Geheimrat an. — Beim Künstler leider weiß man nicht, was Mensch, was Künstler ist, da bleibt, wenn der Künstler hin ist, nicht einmal so viel Mensch übrig, um eine leidliche Verbindung von Mensch und Schuster oder Schreiber zustande zu bringen.

Und was tut das alles", sagte er gleichgültig. „Es ist albern, ein Wort darüber zu verlieren. Für den, der zwischen den Maden auf unserm Käse Halbgötter zu sehen glaubt,

gewaltige Beanlagungen, für den mag es schmerzlich sein! Aber von einem gewissen Standpunkte aus, von dem aus alles sich löst und auseinanderfällt, den man weise oder krankhaft nennt — gleichviel wie — erscheint das Erhabene, Vollendete unter uns Menschenvolk erbärmlich genug. Was für sonderbare, blindtappende, dünkelhafte Geschöpfe sind aber auch die Gewaltigsten unter uns, die Weitsichtigsten, die man mit Ehrfurcht nennt — ein Plato — Kant, die uns glauben machen wollen, daß sie das schwere, dunkle Gewölbe, unter dem wir leben, durch ihre Geisteskraft durchbrochen haben. Was aber sind sie! Was haben sie erreicht! Und sie sind die Ersten unter uns!"

Hans Schmidt brachte es wieder nicht weiter, als sich durch die festen, dichten Haare zu fahren, was ihn aber nicht verhinderte, sein Teil zu denken. Er sah auf seinen Freund, rieb sich die Stirn und sagte kurz und trocken: „Ich komme wieder."

Er stand auf, preßte Obrist die Hand kräftig und erregt, ging zur Tür, kehrte zurück und sagte noch einmal: „Auf Wiedersehen!"

Viertes Kapitel

Hans Schmidt befürchtet einen ihm unbehaglichen Herzenszustand. Er ißt mit einem vortrefflichen Menschen zu Abend. Eine ausländische Briefmarke.

So geht er also zugrunde!" murmelte Hans Schmidt, als er von Obrist die Treppe hinab durch den dunklen Garten getappt war und nun im Ostwind ging, der den Staub ihm entgegenwirbelte. „So geht er zugrunde, im Trübsinn, in elender Nervensucht? — Pfui Teufel!" Hans Ludwig Schmidt war mit dem Fuß an einen Stein gestoßen, der im Wege lag, und stieß diesen von sich.

„Als ob es nicht genug wäre, daß alles, was Körper ist, hier verwesen muß, daß das Beste hier unten auch so abscheulich zu Ende gehen kann." Er drückte sich den Hut fester in die Stirn, der Wind blies heftig; die Scheiben der Laternen klirrten, der einzige Ton in der einsamen Nacht.

„Ein tolles Durcheinander", murmelte er wieder, „dies köstliche Weib, dies prächtige Geschöpf, dieser Vampyr. Es ist nicht gut, wenn ein Mensch neben dem andern allzusehr gedeiht und sich entwickelt.

Es ist ihm nicht zu helfen, er sitzt fest."

Aber diese köstliche Person, jede Bewegung ist Grazie! Vor Hans Ludwig Schmidts Augen bewegte sich die Gestalt Annas, ihr kleiner, fester blonder Kopf entzückte ihn, die lebensfrohen Augen verfolgten ihn, und der schlanke, volle, lebendige Körper in dem sonderbaren blauen Kittel erschien ihm so unschuldig urwüchsig. Er dachte nach, um sie mit irgendeinem Weibe zu vergleichen. Sie war nicht frauenhaft, es war nichts in ihr, was ihn an die trockene Sicherheit der meisten Frauen erinnerte, auch nichts von jenem Selbstbewußtsein und Befriedigtsein. Sie war Mutter von

ganzer Seele und zugleich Kind und Mädchen und toller Bube.

Nichts schien die Kraft zu haben, ihr den reizvollen Hauch von Unschuld nehmen zu können, der mit ihr geboren war.

Hans Schmidt fühlte sich im innersten Herzen von ihrem Bild berührt. Und wieder umgaben seine Gedanken den Freund — und wieder drängte sich das Bild der schönen, heiteren Frau dazwischen und überströmte ihn wahrhaft wie warme, volle Frühlingsluft.

In der Dumpfheit unbewußter Gefühle war es ihm, als ginge all dies Empfinden von Sonne, Heiterkeit, Frühlingshauch und Duft, goldnem Blond, silbernem Lachen, von jenem Strauß Märzblumen aus, den Anna diesen Abend an der Brust getragen hatte.

Mit einemmal blieb Hans Ludwig Schmidt stehen und sagte auf eine merkwürdig mürrische Weise, die ihm eigen war: „Kurz und gut, da hab' ich mich in diesen Unglücksvogel faßt verliebt. — Meinetwegen! — Macht nichts!“

Mit dieser Kritik seines Herzens trabte er weiter und wurde jetzt von dem Bild der schönen, lebendigen Frau weniger beunruhigt, denn eine aufkeimende Liebe will ihre gute Ruhe haben, Dämmerung und Unnahbarkeit, und will nicht gleich so angeschnauzt werden, wie Hans Ludwig Schmidt es tat. Er hatte sie ja auch schon manch liebes Mal gesehen und erinnerte sich, jedesmal einen ähnlichen Sturm seiner Gefühle durchlebt zu haben. Seine Gedanken beschäftigten sich schließlich mit seinem unglücklichen Freund. Er grübelte, wie ihm zu helfen sei, und ob die Einladung des Geheimrats irgendwelchen Nutzen haben könnte, ob er sie morgen noch anbringen sollte, oder ob es besser wäre, sie beiseite zu lassen und nach etwas andrem auszusehen.

So in Gedanken vertieft, ging er durch die Potsdamer Straße, kam aus der Stille immer mehr ins Leben hinein.

Es leuchtete, rasselte, trabte, schlenderte, eilte um ihn her und an ihm vorüber.

Er begegnete einem Bekannten, einem jungen, vielbeschäftigten Ärzte, der ihn ansprach, und mit dem er weiterging.

„Wo kommen Sie denn von da draußen her?" fragte dieser.

Hans Schmidt sagte ihm, daß er in Schöneberg gewesen war, und beide traten miteinander in ein Restaurant ein, wo sie sich an manchem Abend zusammengefunden hatten.

Als sie sich niedergesetzt hatten, sagte Hans Ludwig Schmidts Begleiter: „Wer ein gutes Werk, wie Sie, hinter sich hat, der kann es sich besten Gewissens wohl sein lassen! Sie waren draußen bei Obrist in Schöneberg. Sie verkehren ja wohl miteinander? Auch einer, der auf dem Aussterbeetat steht. Ich habe den Menschen vor kurzer Zeit getroffen; wenn da nichts Energisches geschieht, ist es wohl nur eine Frage der nächsten Zeit, bis bei ihm Entscheidendes ausbricht. Die Kunst ist eine Art Pest, bei der die wenigsten durchkommen. Sie scheint mit Vorliebe nervöse Konstitutionen zu befallen. Einmal ‚Beefsteak aux champignons!'" fuhr er fort und wendete sich zu einem wartenden Kellner. „Von den meisten meiner jungen Künstlerbekanntschaften könnte ich Ihnen sagen, was mit der Zeit aus jedem einzelnen wird."

„Sehr interessant", sagte Hans Ludwig Schmidt kühl.

„Im vollsten Ernste", erwiderte der schneidige Arzt eifrig.

„Gewiß", antwortete Hans Schmidt und blätterte in einer Zeitung, die vor ihm lag. „Sie sollten ein Auskunftsbüreau dafür errichten."

„Nein, im vollsten Ernste, die unheilvollste Nervenkrankheit ist verletzte Eitelkeit, glauben Sie mir, und daran gehen sie fast alle zu Grunde; Obrist auch; es ist eben eine fatale Erfahrung, sich in seinen Fähigkeiten getäuscht zu haben."

„Eine sehr unangenehme Erfahrung", sagte Hans Schmidt und blätterte in seiner Zeitung weiter. „Ich dächte aber,

wir wären nicht die einzigen, die davon heimgesucht werden.“ Hans Schmidt drehte sich eine Zigarette.

„Es tritt noch mancherlei hinzu“, sagte der Arzt, „was bei dem Künstler die Verletzung der Eitelkeit gefährlicher werden läßt. Wie gesagt, die nervöse Konstitution, die Arbeit mit der Phantasie, die für den geistigen Zustand unvorteilhaft ist.“

„Es gibt nur sehr wenig Künstler“, sagte Hans Schmidt.

„Nun, ich dächte, wir hätten keinen Mangel daran!“

„Doch, ich dächte“, meinte Hans Schmidt.

„Sagen Sie einmal, sind Sie Markensammler?“ frug der Arzt, „interessiert Sie die Marke?“ Vor ihm lag ein Brief im Kuvert, den er zufällig neben sich gelegt hatte, ein Brief mit einer fremden Marke. Hans Schmidt blickt gedankenlos darauf hin.

„Was hat Ihnen denn die Briefmarke getan,“ frug der Arzt wieder eifrig nervös, „haben Sie noch keine solche gesehen? Es ist eine simple türkische, es ist eine türkische Briefmarke.“

„So!“ sagte Hans Schmidt, dessen Gedanken sich umhertrieben.

Nirgends herrscht die Gerechtigkeit so schön und unbestritten, als da, wo zwei sich von ihren Angelegenheiten unterhalten. Zuerst spricht der eine von seiner Sache, da faselt und träumt der andere, dann ist der zweite daran und es ist die Reihe an den ersten gekommen, nach Herzenslust unachtsam zu sein.

„Seit wann führen Sie so auswärtige Korrespondenzen?“

„Ein Ausnahmefall“, erwiderte der Doktor. „Übrigens ein Ausnahmefall in jeder Beziehung. Wenn es Sie interessiert, lesen Sie den Brief. Hier“, der Doktor zog ihn aus dem Kuvert. „Eine Person, die sich durchs Leben geschlagen hat und der es wirklich sonderbar ergangen ist, ein ganz interessantes Frauenzimmer. Da, lesen Sie. Es ist eine Art Kusine von mir, eine rabiate Person. Die sitzt seit so sieb-

zehn bis achtzehn Jahren in einem Nest bei Konstantinopel. Da, lesen Sie!"

Hans Schmidt wußte nicht recht, wie er zu dieser Auszeichnung kam. Er nahm den Brief zur Hand. „Ich soll ihn lesen?" fragte er.

„Wenn Sie wollen?"

Hans Schmidt begann mit der Lektüre und der Doktor sagte:

„Sehen Sie, das ist noch eine Natur, die ich mir gefallen lasse, an der ist nichts Krankes. Für solche habe ich nun einmal Interesse, Leute wie Ihr Obrist sind mir widerwärtig. Ich bin eben zum Arzt verdorben."

Hans Ludwig Schmidt las wie folgt:

Konstantinopel.

Geehrter Vetter!

Ich habe mich nicht in Dir getäuscht und bedanke mich herzlichst und ganz ergebenst. Für habgierig wirst Du mich ja wohl nicht halten, sondern hast mich verstanden, daß ich diejenige, die ich meine Tochter nenne, nach allen Seiten sicher stellen will und daß sie durch mich jeden Vorteil, der in meiner Macht steht, erlangen soll. Du hast mir altem Weibe sehr freundlich geantwortet und hast mehr als Deine Schuldigkeit getan. Ferdös bedankt sich durch mich bei Dir, die kleine Erbschaft wird zu ihrer Aussteuer verwendet werden. Es mag ja nicht mehr lange währen, da werde ich daran denken, sie zu verheiraten. Ebenso bedankt sich unser Iskender, der allerbeste Diener und Freund, bei Dir. Wir haben ihm von der Erbschaft, die wir durch Deine Verwendung für uns erhielten, einen kleinen Teil für seine alten Tage ausgesetzt.

Bei uns steht und geht alles ganz wohl. Mir ist's zugute gekommen, daß ihr Franken, ihr Deutschen, ihr Europäer, wie soll ich euch nennen, daß ihr solche Barbaren seid, wie ihr seid!

Wäre ich damals nicht gegangen und hätte mich und das Kind vor eurer Torheit und Grausamkeit in Sicherheit gebracht, möchte ich wissen, wie es jetzt um mich stände! So gesund und frei und gutartig wäre ich schwerlich geblieben und einen so herrlichen Garten, wie ich ihn habe, hätte ich sicher nicht. Einen Garten, in dem dichte Feigenbäume stehen, Granaten, Lorbeer, Wein, Oleander und Rosen, in dem wir Gemüsearten ziehen, die ihr dem Namen nach nicht kennt, die aber teilweise gar wohl bei euch eingeführt werden könnten, wenn euch an gutem Gemüse gelegen sein würde und wenn ihr nicht so schreckliche Fleischfresser wäret. Und so ein hübsches, lustiges Haus hätte ich sicher auch nicht, sondern steckte Gott weiß wo, erbärmlich bis an mein Ende beargwöhnt und ausgestoßen.

Wir sind hier glücklich und gesund. Das Meer leuchtet mir blau zum Fenster herein, während ich schreibe. Im Garten arbeiten meine Leute. Es ist ein gutes, schönes Land hier. Gott sei dafür gedankt! — Es ist das beste Land auf Erden. Noch einmal, Gott segne es.

Laß Dir es auch wohlergehen, Herr Vetter, und sei gegrüßt von Lore Brunquell.

„Wie es scheint, eine zufriedene Seele", sagte Hans Schmidt, als er zu Ende gelesen hatte und den Brief dem Doktor zusammengefaltet wieder zurückgab. „Es liegt für mich etwas Eigenartiges in diesem Schreiben. Nach dem Schicksal der Kusine braucht man nicht zu fragen. Sie spricht es selber aus."

„Ja", sagte der Doktor und zog seine Uhr, „aber man schließt falsch, das Kind, von dem die Rede war, ist nicht ihr eignes Kind."

„Nicht?" fragte Hans Schmidt.

„Nein. Es ist schon spät geworden, ich habe noch einen Besuch zu machen", fuhr der Doktor fort. „Wie war es,

wollten Sie die Marke?" Er schob eben den Brief seinen Tabellen nach in die Tasche und hielt damit, indem er fragte, inne. —

„Nein, durchaus nicht, behalten Sie Ihre Marke."

„Gut." Der Arzt erhob sich, klopfte sich auf die stramm gefüllte Brusttasche und nahm seinen Hut. Hans Schmidt machte sich auch zum Gehen bereit, und so brachen sie miteinander auf und trennten sich vor der Tür, der eine ging dahin, der andere dorthin.

Hans Ludwig Schmidt wandelte noch eine Zeitlang in der Potsdamer Straße auf und nieder, das Bild seines Freundes Obrist tauchte wieder in ihm auf und zwar nach der Unterhaltung mit dem Arzte doppelt erbarmungswürdig. Es war ihm, als wäre Obrist auf das elendeste beleidigt und entehrt worden, seit der Arzt von ihm gesprochen hatte, ungefähr beiseite geschoben wie ein nutzloses, krankes Tier, das sein Futter nicht mehr wert ist. Der Schmerz um diesen Freund, dem er, wie er fühlte, unendlich viel verdankte, den er hochgestellt hatte wie keinen andern Menschen, dem er sich untergeordnet hatte, schüttelte Hans Schmidt förmlich. Er lief in Sturmesschritten durch die Straßen.

„Ich lasse dich nicht zugrunde gehen, rechne auf mich, Obrist, und morgen kommst du mit mir zum Geheimrat, du magst wollen oder nicht!"

Fünftes Kapitel

Im Hause des Geheimrats sind Leute versammelt, die inniger zueinander stehen, als es gewöhnlich im Leben der Fall ist. Obrist hört ein altes Lied

Bei dem Geheimrat war alles bereit, Gäste zu empfangen. Die Zimmer hatte man heiter erhellt, die mit Gewächsen bestandene Treppe, die klar erleuchtet, mit einem dunkelfarbigen Teppich belegt war, schien den Ankommenden auf Behagen, Reichtum, Gastlichkeit vorzubereiten.

In den wohnlichen, reich ausgestatteten Räumen waren vier Personen anwesend: der Geheimrat, dessen Frau, eine würdige, noch lebensfrische Erscheinung, außerdem Mrs. Gwendolen Brown, eine Schottin, die auf den ersten Blick die Aufmerksamkeit gefesselt hielt, eine vornehme, zarte Gestalt, noch jugendlich reizvoll, das reiche Haar frühzeitig schneeweiß gebleicht.

Sie trug es, wie wir es auf altfranzösischen Bildern zu sehen gewohnt sind. Und das Außergewöhnliche, womit die Natur diese Frau ausgezeichnet hatte, schien von Einfluß auf ihr ganzes Wesen geworden zu sein.

Ihr sechzehnjähriger Sohn hatte sie zu dem Geheimrat begleitet, ein schöner, schlanker Junge. Beide, Mutter und Sohn, hatten merkwürdig schimmernde tiefe, blaue Augen und glichen sich auch sonst auffallend. Das starke Haar des Sohnes fiel ihm bei jeder lebhaften Bewegung wie eine braune Mähne über Stirn und Augen. Es war noch etwas Kindliches in seinem Ausdruck und seinem ganzen Benehmen. Nichts war an ihm zu spüren von dem Früherwachsensein unserer bedrückten Jünglinge, die wie sorgenvolle, arbeitsüberdrüssige Ehrenmänner in die Kreise der Erwachsenen eintreten.

Mrs. Gwendolen Brown lebte von ihrem Manne getrennt und hatte ihr volles Interesse auf ihren einzigen Sohn William gelenkt, der mit einem guten musikalischen Talent begabt war, dessen Ausbildung die Mutter als ihre einzige Lebensaufgabe zu betrachten schien. Sie war in der glücklichen Lage, diesen Sohn im Hause unterrichten lassen zu können, wodurch sie ihm die geisttötende Langsamkeit der Schule ersparte und Zeit gewann, ihn für seinen Beruf vorzubereiten.

Sie glaubte an das Talent ihres Knaben, und wenn man ihr Vorwürfe machte über das willkürliche Abweichen von dem gebräuchlichen Wege und ihr über die trügerische Begabung der jüngsten Jahre Sorgen einflößen wollte, hatte sie nur ein Lächeln für diese Ermahnungen. „Mein Knabe hat Begabung", pflegte sie dann zu erwidern, „und wir lieben beide den Fleiß. Er weiß, worauf es ankommt. Wir sind nicht in Deutschland, um das Gift mit dem Guten zugleich einzuziehen. Wir sind wie die Bienen, was wir nicht gebrauchen, lassen wir beiseite, wollen von den Deutschen die Musik lernen, aber wollen nicht von ihnen gequält werden! O — nein."

Mrs. Gwendolen Brown war vor Jahren Obrists Schülerin gewesen, und sie hatten damals manchen heitern, von Musik belebten Abend bei dem Geheimrat verlebt.

Man sagte, daß sie zu jener Zeit ein tiefes Interesse für den gefeierten Künstler gefaßt habe, gerade zu der Zeit, als Obrists Wahl auf die lebenslustige Anna Howart gefallen war.

„Beste Mrs. Gwendolen, seit wann haben Sie also Ihren Freund Obrist nicht wiedergesehen?" fragte der Geheimrat.

„Hier bei Ihnen sah ich ihn zum letztenmal, hier bei Ihnen, mit seiner Frau."

„Nun, ich bin neugierig, ob wir ihn diesen Abend bei uns haben werden. Ich muß gestehen, es ist mir eine sonderbares Gefühl, ihn nach so viel Jahren, so als einen ganz

anderen wieder zu empfangen." Der Geheimrat ging nachdenklich auf und nieder.

„Leider als einen andern", sagte Mrs. Gwendolen mit einem unbestimmbaren Ausdruck.

„Es ist heute gerade ein Tag, an dem ich ihn lieber nicht hier sehen würde", fuhr der Geheimrat fort. „Ich las am Morgen eine Besprechung, mit der ich leider nur allzusehr übereinstimmen muß." Mrs. Gwendolen trat in ein Nebenzimmer, in dem Obrists Bilder hingen. Ihr Sohn folgte ihr, und beide blieben Hand in Hand vor jedem der Gemälde stehen. Der Geheimrat und seine Frau traten auch hinzu.

Es war vollkommen ungestörte Stille in dem Zimmer. Jeder schien sich selbst und dem Eindruck, den die Kunstwerke auf ihn machten, zu überlassen. Endlich brach William das Schweigen und sagte auf eine bescheidene, doch tiefempfundene Weise zu seiner Mutter: „Er muß ein herrlicher Mensch gewesen sein."

„Er ist es noch", sagte Mrs. Gwendolen.

Kurze Zeit darauf meldete der Diener unsere beiden Freunde, Obrist und Hans Ludwig Schmidt. Der Geheimrat ging beiden entgegen und begrüßte Obrist auf das zuvorkommendste. Es fiel kein Wort über die lange Pause, die zwischen dem letzten Empfang in des Geheimrats Haus lag und diesem ersten. Obrist begrüßte alle lebhaft, erregt. Das Gebrochene, Haltlose in seiner Erscheinung schien verschwunden zu sein, und er bewegte sich mit einer allerdings etwas hastigen Leichtigkeit.

Nachdem er sich mit Mrs. Gwendolen begrüßt hatte, trat er auf deren Sohn zu, der ihn ehrerbietig anblickte.

„Mein Gott", sagte Obrist und schüttelte dem Knaben beide Hände: „Wie sind wir gewachsen, und wie haben wir uns verändert!"

Es entspann sich jetzt eine wechselseitige Unterhaltung, während Obrist sich lebhaft zeigte und prächtig aussah.

„Nun sagen Sie einmal," der Geheimrat hatte Hans Ludwig Schmidt beiseite genommen, „was fällt Ihnen denn ein, solchen Lärm zu schlagen! Was wollen Sie, der ist ja vollkommen obenauf, lebhafter, als ich ihn je kannte!

Sie sind mir ein sonderbarer Holsteiner — ganz aus der Art geschlagen. Was fällt Ihnen denn ein?"

Währenddem sprach Obrist mit Mrs. Gwendolen und der Frau des Hauses. Er erkundigte sich, womit Mrs. Gwendolen sich jetzt beschäftigte, ob sie ihre Studien fortgesetzt habe.

„Sie meinen meine Malstudien?" Sie lächelte. „Nachdem mein Lehrer mich verlassen hatte, sind sie mir halbwegs liegengeblieben. Und dann, mein Hauptstudium, mein Freund", sie nickte lächelnd William zu, „er nahm mich zu sehr in Anspruch. Ich sage Ihnen," begann sie lebhaft, „es ist eine schreckliche Sache damit, daß ein Mensch, der irgendein bestimmtes Ziel verfolgt, notwendig alles, was ihn umgibt, sich unterordnen muß, sonst erreicht er nichts und wird unausgesetzt gehindert. Ich habe William zum Egoisten erzogen, aus diesem Grunde."

Der Knabe blickte sie sonderbar hastig an, als wollte er etwas erwidern, wagte es aber nicht.

Mrs. Gwendolen bemerkte diesen Blick und sagte: „Ich habe mir die Unbequemlichkeit auferlegt, ihn zum Egoisten zu erziehen, — aber" — sie lächelte auf das liebenswürdigste — „zu einem dankbaren Egoisten, was ein ganz besonderes Kunststück ist."

Mrs. Gwendolen hatte sich in den bequemen Lehnstuhl, in dem sie saß, hineingeschmiegt, wie nur sie es konnte. Die ungemeine Weichheit ihrer Formen, die Biegsamkeit ihrer Gestalt, das silberweiße Haar, das rosige, zarte und doch energische Gesicht, die schönen, scharf beobachtenden Augen, alles hatte etwas eigentümlich Anziehendes.

Während Obrist sprach, blickte sie ihn forschend und lächelnd

zugleich an, zugleich auch gedankenlos und höchst aufmerksam. Der Reiz mancher Persönlichkeiten liegt darin, daß ihre Gefühle nicht bieder und klar zutage treten. In ihrem Benehmen schimmern alle Gegensätze; wie schon gesagt, sie sind gedankenlos und zu gleicher Zeit scharf aufmerkend, liebevoll und zu gleicher Zeit grausam und gleichgültig, sorgenvoll und leichtsinnig, streng und frivol, wahr und unwahr.

„Wenn ich nicht irre“, sagte Mrs. Gwendolen, „habe ich es Ihnen vor Jahren schon einmal ausgesprochen, daß ich meinen Sohn zum Egoisten erziehen würde. Ich habe Ihnen damals gesagt, daß man Egoist sein muß. Ich glaube, daß ich auch sagte: Die Deutschen sind ungeschickte Egoisten. Sie mischen Sentimentalität in den Egoismus und machen ihn dadurch ungesund und ungenießbar. Ach, Sie wissen gar nicht, was für eine weise Schülerin Sie hatten — und es ist nicht recht, daß Sie mich so viele Jahre ganz vergessen haben.“

Das sagte sie und streckte ihm, während sie sprach, ihre durchsichtige, volle Hand hin, die er ergriff und lächelnd mit den Lippen berührte.

„Unsere teuere Freundin Mrs. Gwendolen“, unterbrach der Geheimrat, „schwärmt etwas, gelinde gesagt, und ich muß mich Williams, den sie uns durchaus als Egoisten vorstellen will, annehmen; nicht wahr, Mister Brown, so schlimm sind wir nicht?“ Der Geheimrat klopfte dem prächtigen Knaben auf die Schulter. „Im Gegenteil, Mrs. Gwendolen hat sich den gehorsamsten, rücksichtsvollsten Sohn erzogen, der sich denken läßt.“

„Ja, ja, das sind Geheimnisse, die wir beide untereinander haben!“ lächelte die schöne Frau. Im selben Augenblick war William neben ihr und ließ sich von ihr die Stirne küssen.

„Wir wissen es, nicht wahr, mein Junge?“

„Gewiß“, lachte der schlanke, vornehm kräftige Bursche.

Man plauderte weiter, Obrist zeigte sich ununterbrochen lebhaft. Sein Freund Hans Ludwig Schmidt beobachtete ihn verwundert; und der junge William, der auf der Armlehne seines Sessels saß, die Ellbogen auf die Knie gestützt hatte, verschlang ihn fast mit den Blicken. Obrist schien für ihn eine Persönlichkeit zu sein, die sein Interesse in hohem Grade in Anspruch nahm. Zwischendurch ging der Knabe ins Nebenzimmer und beschaute sich in Muße Obrists Gemälde, kehrte zurück und flüsterte seiner Mutter ins Ohr, dasselbe, was er schon einmal gesagt hatte: „Er ist ein herrlicher Mensch!"

Als eine Pause im Gespräch eintrat, sagte der Knabe auf eine liebenswürdige, bescheidene Weise mit befangener Stimme zu Obrist gewendet: „Wir haben einige Lieder von Ihnen komponiert, die Sie meiner Mama vor Jahren gegeben haben —"

„Welche Lieder?"

„Wir haben sie vorigen Winter miteinander komponiert. Das heißt, William komponierte sie unter meiner, in diesem Falle sehr strengen Oberaufsicht. — Die Lieder sind schön und mir unendlich sympathisch, so sollte es auch die Musik sein. Wollen Sie die Lieder wieder kennen lernen."

„Ich freue mich, Ihre Stimme wieder zu hören", sagte Obrist, „und zu erfahren, wes Geistes Kind William ist. Am ersten, von allen Künsten, verrät doch die Musik das Herz. Ihr Gesang, Mrs. Gwendolen, das wissen Sie, ha mir zu meinen glücklichsten Stunden verholfen", sagte Obrist langsam.

„Nun sehen Sie!" rief die schöne Frau leicht und beugte sich vor, „ich habe es von jeher für unverantwortlich gehalten, daß Sie mich so ganz vernachlässigt haben — nicht meinetwegen", sie sank wieder langsam zurück. „Ihretwegen. Ich habe mich gefragt, ob Sie blind sind, daß Sie nicht sehen, wie leer die Welt ist. Einen Menschen, der für

uns eine angenehme Stimme hat, sollte man wie ein Instrument behüten, das man auch nicht achtlos beiseite stellt. In der Welt des Zufalls kann ein Lebensschicksal, ein Kunstwerk, alles, was bedeutend ist, von einem glücklichen Ton, der anregt oder beschwichtigt, abhängen. Sie sind ein Verschwender. Ich habe lange Jahre mit Ihnen gezürnt."

„Verehrte Frau", sagte Obrist, „für uns Künstler verfliegt die Zeit schneller als für andere Leute; mir ist's, als hätte ich sie gestern zum letztenmal gesehen, als läge nichts zwischen unserm Abschied und unserm Wiedersehen." Das sagte er auf eine frische Weise.

Hans Ludwig Schmidt wendete sich zu dem Geheimrat und bemerkte trocken, wieder wie vordem: „Ich traue dem Frieden nicht."

Die Unterhaltung ging ruhig und ungestört ihren Lauf. Man tauschte Erinnerungen aus mit Mrs. Gwendolen, die alles und jedes heiter und anmutig auffaßte.

Nach einiger Zeit setzte man sich zu Tische in dem behaglichen, reichausgestatteten Speisesaal des Geheimrats.

Die Gerichte, die Getränke, alles reich und angenehm vor Augen geführt.

Der Geheimrat brachte die Rede auf das Bild, das er von Hans Ludwig Schmidt erworben hatte. Er tat dies, wie es schien, in Weinlaune, in der er nicht recht bedachte, wie leicht das Gespräch sich für Obrist gefährlich wenden könnte.

Aber auch dies ging vorüber. Obrist ließ sich das Bild auf das genaueste vom Geheimrat beschreiben und war alles Lobes voll.

Hans Ludwig Schmidt aber entging diesen ganzen Abend ein merkwürdig gespannter Zug in dem Gesicht seines Freundes nicht.

Beim Champagner ergriff der Geheimrat das Glas und sagte, durch das ruhige und vertrauenerweckende Benehmen Obrists ermutigt:

„So ist es nun! Nach jahrelangem Vermissen sehen wir einen alten Freund wieder unter uns. Ich will nicht untersuchen, welche Gründe ihn veranlaßt haben, uns und noch manche andere aus dem Kreise seiner Freunde zu streichen — genug, daß er wieder hier ist — unverändert, wie er uns verließ — daß er allzu besorgliche Freunde Lügen straft." Hier erhielt Hans Ludwig Schmidt von dem Geheimrat einen humoristisch gehaltenen Seitenblick. „Also," fuhr er fort, „unser geschätzter guter Kamerad soll leben!"

Der Geheimrat stieß mit allen kräftig an, fand aber, daß nach seiner Rede, zu der er sich etwas eilfertig entschlossen hatte, eine schwüle, gedrückte Stimmung in dem Zimmer herrschte.

Mrs. Gwendolen reichte Obrist über den Tisch herüber eine wundervoll entwickelte Teerose, die wie ein Goldtropfen zwischen mattgrünen Zweigen hing und die ihr der Geheimrat „als einer Verehrerin alles vollendet Schönen" auf den Teller gelegt hatte.

„Ich darf Ihnen diese Rose schenken", sagte die anmutige Frau, „solche wundervollen Rosen blühen zu jeder Zeit, in böser und in guter, im Sommer und im Winter — auch in Gefangenschaft — ganz wie die Kunst es auch tun soll!"

Obrist verbeugte sich dankend und wollte die Rose, deren Blüte auf der perlmutterfarbenen Hand Mrs. Gwendolens lag, entgegennehmen.

„Halt!" rief Hans Ludwig Schmidt, ehe Obrist das schöne Geschenk fassen konnte, „das ist köstlich! Diese Farben! Mrs. Gwendolen, ich bitte Sie, halten Sie die Hand noch so — so halb im Schatten — so!"

Mrs. Gwendolen lächelte und ließ dennoch die Rose in Obrists Hand gleiten.

„Das wäre mir ein Geschenk", sagte sie, „von dem ein jeder das Beste hinwegsehen könnte, bevor es der Empfänger erhielt."

Obrist schien von dem Anblick und dem Wesen Mrs. Gwendolens wie von einer weichen, träumerischen Melodie, die seinen zerrissenen Nerven wohltat, sanft aus der Zeit entrückt zu sein.

Hans Ludwig Schmidt aber sah unverändert den friedlosen, kranken Zug auf seinem Freunde liegen; für Hans Schmidt, der ihn so elend, so gar nicht mehr als ihn selbst gesehen hatte, konnte dies scheinbare Leben, dies scheinbar Alltägliche im Wesen seines Freundes keine Täuschung bringen.

Jetzt erhob sich Obrist, um zu reden. Hans Schmidt setzte auffallend heftig sein Glas, das er zum Munde führen wollte, wieder nieder.

Obrist sagte ruhig und gemessen: „Ich bin dem Herrn Geheimrat sehr verbunden für die freundlichen Worte, die er gesprochen hat — und ich entsinne mich sehr wohl eines Menschen, der früher hier in Ihrem Hause verkehrte, eines närrischen Kerls, dem es wohl ging, der seine Tage hatte, an denen er sich wie ein Schöpfer lustig und aufgelegt fühlte — dem die Welt mitunter ganz glückselig erschien. Dieser Mensch ist fort — ist nicht mehr da, an seiner Stelle sitzt ein trauriger Gesell, krank bis ins Mark, ein armer Hund, der nichts mehr will — vielleicht will er noch — aber er kann nicht mehr. Die Hand versagt ihm den Dienst, und das Herz und der Kopf; — es ist aus mit ihm. Jede Kraft ist von ihm gewichen und jede Lust, und jede Lust am Schaffen und am Leben. — Lassen wir den!"

Der Geheimrat erhob sich, stand auf, klopfte Obrist auf die Schulter und sagte ärgerlich gutmütig: „Was fällt Ihnen ein, bester Freund, seien Sie guten Mutes. Zum Teufel mit solchen Torheiten!"

„Bester Geheimrat", erwiderte Obrist, „ich bitte, meine Worte ganz so harmlos aufzunehmen, wie sie gesprochen wurden, was liegt viel daran?" Obrists Art zu reden war vollkommen ruhig und heiter.

„Sagen Sie, Herr Obrist", begann Mrs. Gwendolen in augenscheinlicher Erregung, wie es schien, um abzulenken, „entsinnen Sie sich noch, daß ich eine schlimme Atheistin bin, die vom ewigen Leben nichts hält? William und ich, wir sind zwei wunderliche Leute und plaudern hin und wieder davon. William ist nicht meiner Ansicht. Bitte, sagen Sie ihm, daß er sich meinetwegen keine Sorgen machen soll. Er hat die schreckliche Idee gefaßt, mich zu überzeugen, und langweilt mich oft ganz ungeheuer — und das habe ich in keiner Weise um ihn verdient."

Sie lehnte sich lächelnd zurück.

„Ja", sagte William leise in seiner angenehmen Art, „Mamas Ansichten sind den meinigen entgegengesetzt."

„Und Sie wollen Ihre Frau Mama bekehren?" fragte Obrist liebenswürdig.

„Ja, ich tät es gerne", erwiderte der Knabe.

„Lieber William", sagte Obrist, „wir strömen alle einem Meer zu, sehend und blind, wollend und nichtwollend."

„Er stellt mir vor", unterbrach Mrs. Gwendolen, „wie angenehm ich leben könnte, wenn ich mich unter dem Schutze einer Vorsehung befände, und wenn ich dieses Leben nur als Vorbereitung zu einem künftigen ansähe. Und ich meinerseits antworte ihm, daß mir dies, wenn ich ein Knabe wäre, nicht besonders gefallen würde. Diese Ideen führen vom eigentlichen Leben ab und schwächen unseren Willen, und die heiße Kraft, die uns am Leben hält, kühlen sie ab. Er soll an die Griechen denken, die wußten nichts vom Lohn im Jenseits für anständige Taten, sie wären nicht das, was sie gewesen sind, als Christen geworden. Überhaupt, unsere Religion und die ihr ähneln, machen nervös — finden Sie nicht? Alle Kraft, die uns wurde, sei hier ins Leben gebannt!" sagte Mrs. Gwendolen energisch und mit Wärme. „Was hat es geholfen, daß dem Tode der Stachel genommen wurde? Gerade unter denen, die sein Bild als ein erlösendes, zum

wahren Leben führendes anzusehen meinen, ist er zum abscheulichen, schadenfrohen Gerippe geworden, zu einer schlechten Schreckgestalt. — Ein schöner Führer ins Himmelreich! O, wir sind Barbaren! Ich lobe mir die Griechen, die dem Tode klar entgegen sahen, ihn schön und ruhig darstellten, nichts Sicheres verlangten und hofften von einem künftigen Leben und mit voller Kraft im Dasein standen. Ich begreife nicht, weshalb William mich bei jeder Gelegenheit mit Bekehrungsversuchen quält — da ich mich sehr wohl befinde. Bitte, stellen Sie ihm das vor!" Mrs. Gwendolen blickte zu Obrist auf.

„Ich habe Herrn Obrist ganz wohl verstanden; und ich wußte nicht, daß ich Mama quälte", sagte William ruhig. Eine schwere Stimmung lag über der Gesellschaft und es wollte sich keine Unterhaltung mehr entspinnen.

Mrs. Gwendolen wandte sich an den Geheimrat und sagte: „Sie erlauben uns beiden, William und mir, daß wir unser Versprechen, das wir Herrn Obrist gegeben haben, jetzt halten. Nicht wahr, William darf den Flügel öffnen?"

„Gewiß, meine Gnädigste". der Geheimrat reichte Mrs. Gwendolen den Arm, und man erhob sich, um in das Zimmer zu gehen, wo sich das Instrument befand.

Diesen Raum hatte der kunstliebende Geheimrat für seine begabten Gäste und deren Zuhörer harmonisch und erfreulich herrichten lassen. An den mit sanft violetter Seide bekleideten Wänden hingen die Gemälde Obrists, kein anderes Bild befand sich hier, ein weicher zartfarbiger Teppich bedeckte den Fußboden. Blumen und schöne Blattpflanzen belebten das heitere, der Kunst geweihte Zimmer.

Man ließ sich hier nieder; Obrist saß abseits von den andern vor einer Fensternische.

Mrs. Gwendolen und William traten miteinander an den Flügel. William faltete die Noten bedächtig auseinander und Mutter und Sohn blätterten darin und beratschlagten

miteinander halb flüsternd. William hielt währenddem den Arm um die Schulter seiner Mutter gelegt, und es war ein reizvoller Anblick, das weiße graziöse Haar Mrs. Gwendolens, ihr rosiges Gesicht, die weichen, seidnen pfirsichfarbenen Falten, die sie umgaben, und der hochaufgeschossene Knabe mit seiner braunen Haarfülle, seinen großen Füßen und Händen, wie sich diese beiden Gestalten in dem schönen Raume, ganz versunken in ihr Vorhaben, umschlungen hielten. Zwischen beiden aber entspann sich, während sie blätterten, folgendes Gespräch, im leisesten Tone gehalten. William flüsterte: „Lovely Mama, weshalb brachtest du das Gespräch vorhin gerade auf ein solches Thema, wie du es tatest? Ist es dir so unangenehm, daß wir manchmal davon reden?"

„Ah — bestes Kind, wo sind meine Gedanken?" sagte Mrs. Gwendolen und faßte Williams Hand. „Wenn du wüßtest, wie es mein Herz zerreißt, ihn so zu sehen! — Wenn du wüßtest, wie alt er geworden ist! — Wenn du wüßtest, wie er war!" Mrs. Gwendolens Stimme zitterte.

„Dearest boy", erwiderte sie, mit ihrer zarten Grazie, „liebe du nie jemand, wie ich diesen Mann geliebt habe."

Beide schwiegen. Der Knabe fuhr mit dem Finger an einer Zeile hin, die zwischen den Noten, die sie durchblätterten, geschrieben stand:

„Melodien allen Stürmen!
Melodien jeder Qual!"

Dann sagte er weich: „Singe dies."

Mrs. Gwendolen blickte darauf hin, strich ihrem Sohn über das Haar, sah ihn lang tief an. „Mein Knabe, wie oft habe ich dir schon dankbar sein müssen!" sagte sie weich.

„Melodien allen Stürmen. Wissen Sie, von wem dies Lied ist?" fragte die in diesem Augenblick überirdisch schöne Frau, zu Obrist gewendet.

Mrs. Gwendolen erhob sich.

William begann einige Noten anzuschlagen — präludierte, und die eigentümlich aus dem Herzen dringende, geheimnisvolle Stimme Mrs. Gwendolens vermischte sich mit den vollen, weichen Tönen des Flügels. In dem Gesang, den sie vortrug, lag eine unsagbare Lebensglut, ein Sichanklammern an das Dasein, an das Schöne, mit allen Kräften, aller Liebe, allem Wollen:

„Ob mir auch Hoffnung die Liebe lüge,
Ob mich auch Herz und Auge trüge —
Melodien allen Stürmen!
Melodien jedem Wahn!

Ob mich auch Glaube und Treue verlassen,
Ob auch Verzweiflung und Angst mich fassen —
Melodien allen Stürmen!
Melodien jeder Qual!"

Die Art, mit der sie dieses, Kraft und Willen atmende Lied vortrug, hatte etwas zur Begeisterung Hinreißendes. Das Gesicht in die Hände gepreßt, daß das dunkle, gelockte Haar wirr über die magern Finger fiel, saß Heinrich Obrist vorgebeugt während des Gesanges.

„Noch einmal", wiederholte er ernst.

Mrs. Gwendolen blickte durchdringend auf ihn, strich sich über die Stirn, als wollte sie Gedanken fortwischen, und begann Obrists Lied von neuem, mit einer Stimme, deren sie selbst nicht Herr war, die von übermächtigen Gefühlen zitterte.

Sie wurde unterbrochen und wendete sich langsam um.

Obrist war mit der Stirn auf den Tisch, der vor ihm stand, gesunken, und seine ganze Gestalt war erschüttert, er schien mit Tränen, die gewaltsam hervorbrechen wollten, zu ringen.

Eine ängstliche Stille herrschte im Zimmer.

Hans Ludwig Schmidt war unwillkürlich aufgesprungen

und ein paar Schritte näher zu Obrist getreten, halbwegs aber unschlüssig stehengeblieben.

Mrs. Gwendolen war unhörbar zu ihm getreten, legte ihm die Hand auf die Schulter und beugte sich über ihn. „Sie werden gesunden", sagte sie leise. —

Obrist aber hörte nicht auf sie. Sein Körper war wie von einem Starrkrampf gepackt — er schien unsagbar zu leiden.

Mrs. Gwendolen blieb ruhig neben ihm. Ihre Hand strich ihm sanft über das Haar. Ihr Benehmen war so einfach und liebevoll, wie es zu einem kranken Kinde hätte sein können.

„Einen Tropfen Geist — einen Funken Erregung — einen Augenblick leben wollen — vergessen wollen ist Gift für das elende Hirn, das nichts mehr ertragen kann! Mein Kopf ist krank bis in den letzten Nerv!" stieß Obrist hastig hervor.

Mrs. Gwendolen kniete zu ihm nieder, sanft und leicht. Sie tat es in so vollendeter Anmut, daß es jedermann natürlich erschien.

„Hören Sie mich, bitte", begann sie leise, kaum für Obrists Ohr bestimmt. „Es gibt Menschen, denen von andern Neigung im reichsten Maße entgegengebracht wird, die gar nicht wissen, wie sie zu aller Liebe kommen für die Treue, Verehrung, Freundschaft, Hingebung, Güte — an allen Ecken und Enden lebt, — sie wissen kaum davon. — Aber all diese Herzen, die ihm ihre Gefühle zuneigen, machen Ansprüche, er soll ihrer Verehrung und Liebe sich wert zeigen. — Ich kenne eine sehr törichte Frau, die, ohne daß sie darum befragt wurde, ihr ganzes Fühlen, Lieben einem Menschen schenkte, alles, was Glaube und Lebensglut in ihr war. Er hat es wohl kaum geahnt — und sie sah es als eine Unmöglichkeit an, daß er einer andern sich zuneigte. Sie war ein verwöhntes Kind des Lebens — und als dies Unmögliche dennoch geschah, gab ihr das Schicksal das Geschenk, daß ihre

Liebe zu diesem Manne, der ihre Gefühle nicht erwidert hatte, so groß war wie ihre Liebe zur Schönheit. Kein Hauch von Bitterkeit, Ungerechtigkeit hat sie ihr je entstellt. Jetzt kniet diese unkluge Frau vor Ihnen, Obrist, die jahrelang Sie mit ihren Gedanken umgeben hat, und fleht Sie an: Retten Sie sich! Dulden Sie es nicht, daß Sie zugrunde gehen!"

Obrist hatte den Kopf erhoben und in die Hand gestützt. Er hatte gespannt auf die kaum hörbaren Worte Mrs. Gwendolens gelauscht und blickte sie wie aus einem Traum erwacht an.

„Mrs. Gwendolen", sagte er tonlos, „Sie wissen nicht, wie groß Sie denken! Sie wollen einen elenden Menschen retten und ihm helfen. Ich verstehe Sie — aber es ist zu spät. Er ist schon aufgelöst in Nichts — und nicht mehr zurückzurufen — und das ist geschehen, nicht durch unerträgliches Unglück, nicht durch zerstörende Leidenschaft, aber ganz allmählich, zuerst ein wenig Lärm und Unruhe, die ihn kaum merklich an den Nerven riß, dann immer wieder Lärm, Unruhe, Störung, Unterbrechung. Der Faden, der die geistige Arbeit webte, riß und riß und riß."

Sie hatte sich, während Obrist sprach, von den Knien erhoben, stand neben ihm und sagte innig: „Sei es, wie es sei; aber leben Sie so nicht weiter!"

„Lassen wir ihn", erwiderte Obrist matt.

Man hatte Obrist und Mrs. Gwendolen ruhig miteinander sprechen lassen, als ginge nichts Auffälliges zwischen ihnen vor; die übrigen waren scheinbar in eine Unterhaltung vertieft.

Mrs. Gwendolen sprach auf eine ruhige, liebevolle Weise weiter.

Obrist erwiderte ihr erregt und düster. Nach einer Weile erhob er sich, schob den Stuhl zurück, drückte Mrs. Gwendolen die Hand, verabschiedete sich bei dem Geheimrat und der Hausfrau, wieder auf die leichte, lebhafte Weise, die

alle bei seinem Kommen erstaunt hatte. Hans Ludwig Schmidt reichte er auch die Hand und wehrte ihm ab, als dieser sich anschickte, mit ihm zu gehen.

Niemand machte eine Bemerkung; niemand fragte. Wie ein Bann lag es über allen, und einige harmlose Abschiedsworte ließen den Druck, unter dem die Gäste sich befanden, in dem heiteren, erfreulichen Raum noch schwerer erscheinen. „Man muß keine kranken, grillenhaften Leute einladen", sagte Obrist lächelnd, und zu Hans Ludwig Schmidt gewendet, fügte er weich hinzu: „Lieber Freund, mit Narren sich beladen" ..... Er sprach nicht aus: „Du weißt." Er blickte mit einem unbeschreiblich ernsten Blick auf seine Bilder, die in ihrer tiefen geheimnisvollen Farbengebung von den Wänden herableuchteten und ging zur Tür hinaus. Hans Schmidt stand schon auf dem Sprung, und kaum, daß Obrist die Treppe hinabgegangen sein mochte, so drückte er dem Geheimrat stumm die Hand und eilte dem Freunde nach.

Sechstes Kapitel

Einem müden Gesellen wird die Ruhe nicht gegönnt. Anna sieht mit verschlafenen Augen, wie ihr schöner Garten zugrunde gerichtet ist. Ein Vogel flattert von Herzen zu Herzen

Hans Schmidt traf Obrist vor der Haustür und ging schweigend mit ihm die Straße entlang unter den Bäumen hin, in deren Kronen der Frühlingswind wehte.

Obrist blieb stehen, reichte Hans Ludwig Schmidt die Hand zum Abschiede und sagte vollkommen ruhig: „Laß mich — ich habe etwas zu tun — zu denken — laß mich!"

„Wie du willst —" Hans Schmidt blieb zurück und ließ ihn allein gehen. — Bei flackerndem, bewegtem Laternenschein blickte er ihm nach.

„Wohin geht er, was will er?" Hans Ludwig Schmidt trat auf die andere Seite der Straße und folgte ihm.

Frühlingsstimmung in Luft und Wind. Wolken jagten feucht und schwer über den Himmel, ließen hin und wieder den Mond frei und verhüllten ihn wieder im Vorüberziehen, so daß von dem Lichte, das sie von der Erde zurückhielten, ihre Ränder fahl erleuchtet waren.

Hans Ludwig Schmidt bemerkte, daß im Anfange Obrist sich ein paarmal umwendete. „Ja, ja, geh du nur!" hatte Hans Schmidt in sich hineingemurmelt und war im tiefen Schatten der Häuser weitergeschritten.

Obrist eilte rasch vorwärts, von Straße zu Straße, blickte nicht mehr um sich, nicht mehr hinter sich. Hans Schmidt mußte sich anstrengen, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Er trat aus der um diese Zeit nicht mehr belebten Potsdamer Straße. Das Rasseln, Toben der Wagen hatte sich gelegt, statt dessen hörte man das Rauschen des Windes in den alten

Bäumen. Vom Leipziger Platz aus strahlte das kalte elektrische Licht — unbehaglich hell. Um diese späte Nachtstunde machte die strahlend helle Beleuchtung eine fast gespenstische Wirkung.

Obrist ging über den Platz, hastig und eilig, der Wind trieb ihn vorwärts. Hans Ludwig Schmidt folgte behutsam. Und immer weiter ging Obrist, mäßigte seine Schritte nicht, beschleunigte sie nicht. Er wanderte durch leere, düstere Straßen, die nach der eben durchschrittenen Helligkeit doppelt dunkel erschienen. An den hohen, starren Häusern strich der Sturm voll und mächtig hin.

Hans Ludwig Schmidt sah seinen Freund unaufhaltsam vor sich her gehen.

Hier und da leuchtete trübes Licht aus einem Keller, verworrene Stimmen trafen das Ohr, dann ging es wieder in Stille weiter. Ungewöhnlich öde dehnte sich die Straße aus. Trübselig stand eine Reihe verwitterter Droschken im Scheine einer Laterne. Aus den langen dunkeln Gebäuden eines Güterbahnhofs schimmerte Licht durch die Spalten geschlossener Läden, das freudloser, nächtlicher Arbeit leuchtete. Schwerfällig fuhr ein Frachtwagen vorüber. Das Klappern der Pferdehufe hörte man noch lange nachhallen durch die Öde und Dunkelheit. Eine elende, niederdrückende Stimmung lag in der Luft, der Umgebung, den Tönen, die wesenlos aus dem Gewirr der Straßen, von den Bahnhöfen ans Ohr schlugen, eine Stimmung, die Hans Ludwig Schmidt, der im Schatten der Häuser seinem vorwärtsstrebenden Freund wie ein Dieb nachschlich und -schlüpfte, ganz miserabel erschien, ganz unwürdig, daß ein vernünftiger Mensch in solcher widerwärtigen Nacht durch diese gottverlassenen, traurigen Straßen spazierte und zwar so ein armer, kranker Narr wie Obrist.

In Hans Schmidts Herzen stieg ein sonderbar unheimliches Gefühl auf, eine Angst, ein Erbarmen mit dem unglücklichen

Menschen, der da vor ihm herschritt zu dieser ungesunden Stunde, in der alle lebenabgewandten Empfindungen gediehen wie Pilze in einem dumpfen Mauerloch.

Während er so vorwärtsschritt im Zweifel, wie dieser geheimnisvolle Wettlauf enden, wohin er führen würde, tauchte wie eine sonnige Erinnerung der Brief jener heiter kräftigen Person in seinen Gedanken auf. Der Garten, den sie beschrieben hatte, stand vor seiner Seele, Oleander, Feigen, Rosen, Granaten, Reben, das sonnige Meer „Herrliche Gemüse, die ihr dem Namen nach nicht kennt, die aber wohl bei euch einzuführen wären, wenn euch nur daran gelegen sein würde, ihr Fleischfresser."

Dieser Passus in jenem Brief zeigte ihm eine ungeahnte Fülle, er wußte selbst nicht, welcher Zauber ihn ergriff. Beete von duftenden Kräutern, herrliches Grün, saftige Stengel, Knollen, Früchte, Wurzeln, Stauden, alles im besten Gedeihen, hervorgerufen, gepflegt, gewartet durch die Tätigkeit einer alten, angenehmen Frau.

Wie ihm das alles wohltat. Er ging träumend befangen, hörte nicht auf das Dröhnen, Rollen und Pfeifen, das dumpfe Rufen auf dem Güterbahnhofe, auf dem schwerfällig träge Wagen rangierten. Zwischen den Gedankenspielen, die ihm seinen Weg verkürzten, stiegen die unheimlichen Besorgnisse, die durch das energische, zielbewußte Vorwärtsschreiten seines unglücklichen Freundes in ihm erregt wurden, auf.

Nicht die geringste Veränderung hatte er in Obrists Schritten wahrgenommen. Sie waren von Anfang an gleichmäßig sicher, fest und schnell gewesen. Er war in die verschiedenen Straßen eingebogen wie jemand, der sich seines Weges vollkommen bewußt ist.

Hans Ludwig Schmidt ging gedankenlos und dennoch von dumpfen Ahnungen gepeinigt. Er wollte nicht denken, nicht vermuten, wozu? er wollte nur nahe sein, jederzeit bereit, Obrist zu beweisen, daß dieser einen guten Freund auf Erden habe.

Sie traten jetzt aus der Straße. Der Wind wehte mächtiger, wuchtiger. Die hohen Häuser standen nicht mehr in Reih und Glied, sondern einzeln, auf unerfreulich kahlem Felde; formlos hoben sie sich dunkel von dem wolkenbezogenen, monddurchleuchteten Himmel ab. Hier an der Grenze der gewaltigen Stadt war das Unbehagen heimisch.

Was sich von lebendiger Natur der sich immer weiter ausbreitenden Häusermasse aufdrängen wollte, war dem Untergange bestimmt. Was hier noch lebte, noch grünen wollte, den Frühling erwartete, führte eine Art unerquickliches Scheinleben, denn die Häuserkolosse, die starren Straßen rückten unbarmherzig, alles Leben ertötend, vor. Jeder Baum, jedes grüne Stückchen Land trug schon das Zeichen der Vertilgung an sich. Wie schwere Schatten, die aus den Boden aufgestiegen schienen, sahen die halbfertigen Gebäude aus, deren Fensterhöhlen mit Latten verschlagen waren. In den bewohnten einzelnen Häusern brannte hin und wieder ein spätes Licht bei mühselig Arbeitenden oder Kranken.

Obrists Schritte beschleunigten sich; Hans Ludwig Schmidt hatte Mühe, ihm zu folgen.

Er sah im Mondschein, wie der Mantel seines Freundes, den dieser sonst immer ängstlich fest um sich geschlagen hatte, im Wind flatterte. Er sah auch, daß Obrist im bloßen Kopf ging und den Hut in der Hand trug. Es sind oft kleine Anzeichen, die Entscheidendes verkünden.

Solange ein Mensch sich vor Kälte und Wärme schützt, so lange will er noch leben. Sie waren schon geraume Zeit an einem Eisenbahnwalle hingegangen. In den Telegraphenstangen dröhnte und zitterte der dumpf orgelhafte Klang, die ganze Welt schien zu klingen. Sie gingen im Schatten des Walles. Hans Ludwig Schmidt näherte sich seinem Freunde mehr und mehr. Der starke Wind ließ das Geräusch der Schritte nicht bis zu Obrists Ohren dringen.

Er sah, wie sein Freund mit ein paar Sätzen den Wall

hinanklomm, wie er oben stand, wie er sich gegen den von glänzenden, leichten Wolken bedeckten Himmel groß und dunkel abhob und wie er auf dem kleinen Wege, der neben den Schienen hinführte, weiterging.

„Geh nur — geh nur", murmelte Hans Schmidt mit einem Ausdruck, wie er ihm wohl nie noch über die Lippen gekommen war, und folgte Obrist im Schatten des Walles.

So wanderten sie weiter und weiter, die Stadt und deren nächtliches Leben hinter sich lassend.

In der Ferne tauchte ein Doppellicht auf, leises Rollen dröhnte: der Zug, der auf seinem Geleise dahersauste, kaum merklich sich näherte, mit einemmal hörbar wurde, brauste und rollte und, einen weiten Bogen beschreibend, wie hergeschleudert mit seinen runden Feueraugen auf die dunkle Gestalt, die sich langsam niedergelegt hatte, zustürmte. Hans Schmidt sah das, sah alles — und dachte: „Wer hat das Recht, einen Menschen, der den Tod sucht, zu hindern? Er allein weiß, was er tut." — Im selben Augenblick aber war er auf seinen Freund zugestürzt, hatte wie mit verdoppelten Kräften ihn aus seiner fürchterlichen Ruhe gerissen, von den Schienen geschleudert — und eine Sekunde darauf ging der Zug dröhnend, daß die Erde zitterte, über die Schienen hin, auf denen ein Mensch unter großer Lebensqual gelegen hatte. Es dröhnte an Hans Ludwig Schmidt vorüber, der sich schützend über einen schweren, regungslosen Körper gebeugt hatte.

Hans Ludwig Schmidt legte den Kopf seines Freundes sich auf die Knie und wartete, bis Obrist wieder erwachen würde.

Ringsumher tiefe Stille, nur der Wind sauste in den Drähten und in den Telegraphenstangen. Unheimlich mächtige Töne, klagend, heulend. Hans Schmidt blickte auf die starr ruhigen Züge seines Freundes. Er strich ihm mit der Hand über die Stirn.

„Was meinst du", sagte er, „es ist auf Erden nichts hoffnungslos, solang ein Mensch noch einen guten Freund hat!"

Er tat nichts, um Obrist aus dem bewußtlosen Zustande, in den er verfallen war, zu wecken. Als dieser aber die Augen aufschlug, sagte Hans Ludwig Schmidt ruhig, als wäre nichts geschehen: „Ich dächte, wir könnten nun nach Hause gehen."

Hans Schmidt half Obrist sich erheben, der wankte, als sie den Wall miteinander hinabgingen; aber Hans Schmidt unterstützte ihn nicht. „Geh du nur", murmelte er. Dieselben Worte, die ihm vordem mit einem angstvoll erschütterten Ausdruck über die Lippen gekommen waren, hatten jetzt einen unschuldigen Klang, in dem ein gut Teil treuherziger Trockenheit voll Freundschaft und Fürsorge lag.

Schweigend wanderten die beiden nebeneinander her. Als aber Hans Schmidt sah, wie schwer und zitternd sein Freund ging, legte er, ohne ein Wort zu reden, dessen Arm in den seinigen und führte ihn. Nachdem lange Zeit verstrichen war, sagte Hans Schmidt: „Mich soll der Teufel holen, wenn ich das, was ich dir getan habe, nicht wieder gut mache!", erhielt aber keine Antwort; und so blieb dies das einzige, was auf dem langen Wege bis zum Hause Obrists in der stillen Straße von Schöneberg geredet worden war.

Sie gingen miteinander durch den Garten. Hans Schmidt zog die Schelle an der Haustür.

Es währte lange Zeit, bis geöffnet wurde. Obrist lehnte mit dem Kopf an dem Türpfosten. Ein Lichtschein fiel durch die Glasscheiben über der Tür, das Schloß drehte sich, und Anna öffnete. Das Licht, das sie in der Hand hielt, beschien ihr rosiges Gesicht, und sie blickte aus kleinen, verschlafenen Augen.

„Heinrich, du bist lange geblieben!" sagte sie in die Dunkelheit hinaus und gewahrte in dem Augenblick Hans Ludwig

Schmidt, der sie durchdringend anblickte, als hätte er sie auf einer schlimmen Tat ertappt.

„Was ist denn, was will er denn?" fuhr es ihr durch den Kopf. „Was hat denn dieser Hans Ludwig Schmidt?" Sie hüllte sich fester in das Tuch, das sie leicht um die Schulter geschlagen hatte.

In dem Augenblick trat Obrist ein, sprach kein Wort, schritt an Anna vorüber der Treppe zu, Hans Ludwig Schmidt folgte ihm. Anna blickte erstaunt und beunruhigt, schloß die Türe, sprach auch nicht, fragte nichts und ging den beiden die Treppe hinauf nach.

Sie traten alle drei in das Atelier. Das Licht, das Anna in der Hand trug, erhellte es dämmerig flackernd. Obrist warf sich auf sein Ruhebett. Er lag da wie völlig bewußtlos. Anna bog sich angstvoll über ihn. „Um Gottes willen," flüsterte sie, „was ist das? Was fehlt ihm?"

Ihre Augen waren auf Hans Ludwig Schmidt gerichtet. Der blickte scharf und ruhig auf die Frau, die rosig und immer noch in Verschlafenheit, die wie ein weicher Schleier ihre Bewegungen, ihren Ausdruck umhüllte, jetzt vor Obrist kniete.

„Lassen Sie ihn", sagte Hans Schmidt. „Lassen Sie ihn." Leise, unmerklich war Dickchen durch die Türe geschlüpft und stand neben ihrem Vater, ergriff seine Hand und streichelte sie leise und zaghaft. Das Kind sah blaß aus. Die kleine Hand, mit der sie die ihres Vaters liebkoste, zitterte. Sie blickte weder fragend auf Hans Schmidt noch auf ihre Mutter. Das ganze Leben und Fühlen dieser Gestalt, die in Angst und Eile in ein verwaschenes rosa Morgenkittelchen gekrochen war, war auf ihren Vater gerichtet. Man sah es dem Kinde an, daß ein Übermaß von Sorge und Liebe ihm das Herz zerriß. In keiner Bewegung aber verriet sie ihre Empfindung. Auf der reinen, jungen Stirn stand das einfache Wort geschrieben, das wohl wenige für so bedeutungsvoll halten werden: „Das einzige auf Erden ist, gut miteinander zu sein."

Hans Schmidt trat leise auf Dickchen zu und flüsterte ihr ins Ohr: „Ruhig, — es wird vielleicht noch alles gut! — Bleiben Sie jetzt bei ihm.“

„Sagen Sie mir,“ fragte Anna leidenschaftlich, „was ist geschehen?“

„Ja, was ist geschehen?“ wiederholte Hans Ludwig Schmidt kalt.

Anna sah ihn mit einem Blick an, in dem alle Erregbarkeiten ihrer Natur, wie Wellen auf einem schönen kleinen See sich kräuselten. Sie erhielt keine Antwort.

Hans Ludwig Schmidt stand und blickte sie unverwandt forschend an.

Anna brannte ein zweites Licht an, ging ins Nebenzimmer und veranlaßte Hans Ludwig Schmidt ihr zu folgen.

„Sagen Sie mir“, begann sie, als sie miteinander eingetreten waren, „was ist geschehen? Was um Himmels willen ist geschehen?“

Hans Ludwig Schmidt ging im Zimmer auf und nieder, ohne ein Wort zu sprechen, und blieb dann vor Anna stehen, die mit dem Licht in der Hand in Ungeduld und Erstaunen über das merkwürdige Benehmen des Freundes ihres Mannes nicht wußte, was sie tun und lassen sollte. In ihre Wangen war das Blut gestiegen; das Tuch war ihr von den Schultern geglitten, sie stand in ihrem weißen Nachthemd, über das sie einen leichten Rock geworfen hatte, ganz in Ungeduld, Angst und Sorge verloren, vor ihm. Wie ein Sonnenstrahl fuhr es über Hans Schmidts Gesicht.

„Wie Sie schön sind!“ sagte er langsam auf die treuherzige einfache Weise, wie allein Hans Ludwig Schmidt in einer so sonderbaren Situation dergleichen aussprechen konnte. Anna setzte das Licht auf den Tisch, hob das Tuch auf und hüllte sich darin ein.

„Was ist mit meinem Mann geschehen?“ fragte sie hastig.

„Er ist nicht mehr Ihr Mann", sagte Hans Ludwig Schmidt langsam und bedächtig.

Anna schaute ihn an, wie man jemand anblicken mag, der im Fieber spricht, halb lächelnd, halb besorgt.

Hans Ludwig Schmidt sagte ruhig: „Im heiligen Ernst, Sie gehören nicht mehr zueinander."

Es lag etwas in Hans Schmidts Art und Weise, dies auszusprechen, das Frau Anna wie ein böser Traum auf der Seele drückte. Sie stand gebannt. Sie wußte und ahnte nichts, worauf sich die sinnlosen Worte Hans Schmidts beziehen konnten, und dennoch lag es wie Unglück über ihr.

„Sagen Sie mir", begann Hans Ludwig, „als Sie Obrist heirateten, war er ein Mensch, dem das Leben offen stand. Wie ist es gekommen, daß er sich heute auf den Schienen das Leben nehmen wollte?" Das sagte Hans Schmidt unbeweglich. Anna schrie auf, faßte mit beiden Händen die Arme dessen, der mit seiner ganzen Unerschütterlichkeit vor ihr stand. Sie starrte ihn an, als wäre sie eben aus einer anderen Welt herabgefallen.

Kein Wort kam über ihre Lippen.

„Sagen Sie", fragte Schmidt, „was hat er für ein Leben geführt bis zu diesem abscheulichen Schritt?" Annas Atem stockte. Sie wurde bleich und wieder rot. In ihrem Blicke lag etwas Ratloses, Sinnloses. Wie ein getroffenes Tier seinen Feind erwürgen möchte, so stand sie ihm gegenüber, zitternd, beleidigt und verzweifelt.

„Das ist nicht wahr!" flüsterte sie hastig und tonlos.

Hans Ludwig Schmidt hatte recht, als er sagte: Jeder, der ein festes Ziel vor Augen hat, ist für die andern dämonisch. Hans Ludwig Schmidt war genau so stämmig wie vordem, genau so blond und gesund wie vordem. Seine blauen, festblickenden Augen hatten die Ruhe und den Ernst und die Treuherzigkeit wie vordem; dennoch lag etwas Vordringendes, Unnahbares in ihm.

Er stand aufgerichtet vor Frau Anna und erzählte die Ereignisse des heutigen Abends, ohne die geringste Erregung zu zeigen.

Anna hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen, und die Arme hingen ihr schlaff an den Seiten herab. Sie hörte zu, ohne ein Wort zu erwidern; aber in den blauen Augen lag etwas, als sähe sie zu, wie ihr wunderhübscher Garten, in dem alles in voller Hoffnung Blüte und Früchte ansetzte, von einem Hagelwetter zerknickt und zerschlagen wurde, alles, was ihr das erste Frühjahr versprochen, und der Sommer schon erfüllt hatte, das ganze wunderschöne Gedeihen. Sie fuhr sich, während Hans Ludwig Schmidt unerschütterlich weitererzählte, mit beiden Händen nach den Schläfen.

„Wie haben Sie es nur ertragen können, ihn so hinsterben zu sehen?" fragte Hans Ludwig Schmidt.

Sie antwortete nichts.

„Wie kann eine stolze Frau es dulden, von dem Manne als Last empfunden zu werden? Wie kann sie es nur eine Stunde lang dulden — eine Frau wie Sie?"

Anna erhob sich. Sie war bis in die Lippen bleich geworden. Fest aufgerichtet stand sie vor ihm. „Sie vergessen sich", erwiderte sie kalt, sank aber gleich darauf wie gebrochen auf ihren Stuhl zurück und sagte aus der ganzen Fülle ihrer unschuldigen Natur heraus, in der nur ein kleines Pflänzchen des selbstbewußten Stolzes gediehen sein mochte: „Reden Sie nur!"

„Solange noch ein Funken Leben in ihm ist, versuchen Sie ihn zu retten", sagte Hans Schmidt unerschütterlich, „geben Sie ihn frei!"

Anna blickte ihn mit verzweifelten Augen an und sagte tonlos: „Was wollen Sie nur?" Dann schwieg sie. Auch Hans Schmidt schwieg. Nach einer Weile begann sie wie im Traum: „Es war so hübsch bei uns. Die Kinder gediehen und alles war, wie ich mir's nicht schöner wünschen

konnte! Ich arbeitete, jeder Blutstropfen in mir lebte und war wohlauf. — Und Heinrich war so gut — so himmlisch gut. — Ich dachte von Tag zu Tag, es müßte ihm besser werden —" Hans Schmidt ging im Zimmer auf und nieder.

„Allmächtiger Gott — und alles ist wie ausgelöscht!" rief die Frau und verbarg ihren Kopf in die Hände.

„Wie ausgelöscht — wie ausgelöscht — wie ausgelöscht!" flüsterte sie kaum hörbar.

Sie erhob sich, ging langsam vorwärts, blieb in der offenen Tür, die zum Atelier führte, stehen und blickte starr und wie gedankenlos in den dämmerigen Raum.

Die brennende Lampe stand auf der Diele. Anna hatte sie in der Verwirrung da niedergesetzt. Jetzt sah sie wie gebannt in den hellen Lichtkreis, der um die Lampe her auf den Teppich leuchtete. Kein Laut war in beiden Zimmern zu hören. Hans Ludwig Schmidt lehnte mit der Stirn am Fensterkreuz und blickte in die Dunkelheit hinaus.

Dickchen, die rosa Gestalt, saß auf dem Sessel neben ihres Vaters Lager, der teilnahmlos ausgestreckt dalag.

Sie hielt die Hände gefaltet, die Augen fest auf den Vater gerichtet; keine Bewegung war an ihr zu spüren.

„Du Armer!" flüsterte Anna mit gepreßter Stimme schluchzend, als ihre Blicke sich endlich von dem grellen Lampenlicht, das wie betäubend auf sie gewirkt haben mochte, losgerissen hatten.

Ein Ausdruck von Angst und Verwirrung flog über ihre Züge. Sie breitete die Arme aus mit solcher Innigkeit, als wollte sie die schöne harmlose Heiterkeit halten, fassen, zurücklocken, die in ihrem Herzen wie ein lustiger Singvogel gewohnt hatte und die ihr jetzt davonflog — unerbittlich, unaufhaltsam.

Ein Schrei, ein tiefer Seufzer entfuhr ihren Lippen, dann sank sie in die Knie, den Kopf an den Türpfosten gestützt, und

weinte und schluchzte in der ganzen Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit ihrer Natur.

Im selben Augenblicke kauerte Dickchen neben ihr und schlang die Arme um sie. „Muttchen — ach mein Muttchen!" sagte das Kind ruhig und dennoch aufs äußerste erregt. Sie sagte es kühl; aber ihre Stimme zitterte, als wollte dem Kinde das Herz vor Angst, Liebe und Hingebung brechen. Während sie ihre Mutter umarmte, blickte sie mit den sanften Augen zu ihrem Vater hin, — so, als möchte sie im selben Augenblicke zugleich auch bei ihm sein, als könne er ihr währenddem auf Nimmerwiedersehen entschwinden.

„Liebe Mama!" und sie fügte sich fester an ihre Mutter „ach weine nicht so!"

Anna konnte sich nicht fassen, konnte sich nicht regen, es war, als wollte sie sich in Tränen auflösen.

Dickchen stand wieder auf, schlich leise zum Vater, faßte vorsichtig seine Hand, strich ihm über die Stirn.

Dann kam sie zur Mutter zurück und sagte: „Seine Hand glüht und seine Stirn glüht."

Hans Ludwig Schmidt schritt leise an Mutter und Tochter vorüber und ließ sich auf den Sessel neben seinem Freunde nieder.

Dickchen hielt wieder ihre Mutter umschlungen, die von Tränen und Schluchzen durchbebt war.

„Ach, mein Muttchen", sagte Dickchen, „er ist unglücklich, er wird sterben! Ich habe so oft nicht geschlafen, wenn ich an ihn dachte, wie er immer dasitzt — immer dasitzt und nicht arbeitet und nicht froh und nicht gesund ist. Und vor ein paar Wochen habe ich geträumt, die Tanten ständen im Atelier und zankten sich, — die eine hatte das schreckliche, traurige Bild, das unter dem Studienschranke liegt, in der Hand und machte im Eifer eine Rolle daraus und zerdrückte es. Ah, du kennst es nicht!" flüsterte Dickchen hastig und Tränen traten ihr zum erstenmal an diesem Abend in die

Augen. „Ich kenne es", setzte sie wieder fest, aber kaum hörbar leise hinzu. — „Das Bild hielt die eine Tante in der Hand und hob es mit einem Male mit beiden Armen ausgebreitet hoch in die Luft und rief: „Wie abgeschmackt!" Und Papa lag auf seinem Sofa und hörte zu, wie sie zankten, und sah die Tante an, wie sie das Bild hochhielt, so wie er es immer tut, wenn die Tanten im Atelier ihre Geschichten machen.

„Ich war wohl auch dabei, denn mit einem Male tat er mir so leid, sein Gesicht sah so elend aus und um ihn her war Unruhe und Lärm. — Es liefen eine Masse Leute durch die Stube und schleppten Kisten und alles mögliche Zeug, und Hunde kamen und sprangen und rissen alles um. Ein ganzer Haufen alter Stühle wurde hereingeschleppt, mir wurde himmelangst, was aus all dem werden sollte. Ein abscheulicher Staub war im Zimmer und alle Türen standen sprungweit auf — und Papa lag immer ganz ruhig ohne sich zu verwundern. Einmal nahm er meine Hand und streichelte sie, da fing ich an zu weinen und lief nach dem Fenster und öffnete es — und draußen war ganz klarer frischer Morgen, da bekam ich eine solche Sehnsucht, eine solche Sehnsucht!" Dickchen preßte die Hand auf ihr Herz.

„Und wie ich mich umsehe, steht Papa in dem großen offenen Fenster — und ich will schreien und kann nicht — und er ist hinausgesprungen — und es kommt so viel Sonne ins Fenster herein, daß ich gar nichts sehen konnte. Auf einmal aber bemerke ich, wie Papa auf der Straße geht — und um die Ecke ist er — und fort ist er. Das habe ich geträumt." Dickchen schmiegte sich an Mama fest an, die, nicht fähig, ihre Erregung zu bemeistern, kaum gehört, keine Bewegung und kein Wort für das Kind hatte. „Ich habe es nur geträumt", flüsterte Dickchen angstvoll. Das gute Geschöpf umschlang hastig die Schultern der Mutter.

Hans Schmidt trat zu der fassungslosen Frau. Vor-

sichtig, mit einer ruhigen freundlichen Zartheit half er ihr sich erheben.

„Er muß Ruhe haben", sagte er. „Sie müssen Ruhe geben. Das Leben geht nicht immer die glatte Straße. Man muß über dem Leben stehen, das ist der einzige Standpunkt für einen Menschen, der Gutes tun will. Und Sie müssen ihm helfen; Sie müssen es und werden es."

Er geleitete Anna ins Nebenzimmer. Dort setzte sie sich, stützte den Kopf aufs Fensterbrett und blieb so stumm und regungslos. Was half es, daß die Sonne gedeihlich geschienen hatte, daß das Jahr reich und fruchtbar zu werden versprach, daß taufrische Morgen, heiße Mittage, kühle Abende lebenbringend über die Gegend gezogen waren.

Jetzt war alles ein Wasserguß, eine Zerstörung, eine graue wogende Wüste und was vordem gewesen, war ausgelöscht.

Dickchen stand eine Weile auf der Türschwelle und sah ruhig vor sich hin. Es hatte den Anschein, als wäre sie ruhig. Die kindlichen braunen Hände hielt sie krampfhaft ineinandergepreßt.

Scheu sah sie nach ihrer Mutter hin, hastig, als täte sie einen unerlaubten Blick in ein Geheimnis, das nicht für ihre Augen bestimmt war. Dieser befangene, heftige, nach Entschluß ringende Blick wiederholte sich. Mit einemmal stürzte sie auf die Mutter zu. Eben noch war sie ganz Unbeweglichkeit gewesen, und jetzt, wie zerrissen vor übermächtigem Leben, sank sie ihr an die Brust, drückte zitternd ihr glattes Köpfchen fest an die Mutter und sagte mit einer Stimme, die das starke Gefühl des guten Kindes nicht bergen konnte: „Nie wird er glücklich — bei uns nie!"

Mit einemmal sagte sie ruhig und völlig gefaßt: „Hörst du, mein Muttchen — hörst du?"

Anna verhielt sich wieder völlig teilnahmlos, als hätte sie die angstvollen Worte ihres Kindes überhört. Dickchen hatte aber gefühlt, wie ein Beben durch den Körper ihrer armen,

verweinten Mutter gegangen war, die sie bis zu diesem Tage nur wohlgemut und heiter gesehen hatte.

Und dies Erzittern hatte das weiche, liebevolle Herz Dickchens ganz mit Erbarmen erfüllt.

Sie hatte sich in Scheu von ihr losgelöst, hielt sie nicht mehr umschlungen, als wagte sie nicht, den Schmerz ihrer Mutter so nahe zu belauschen. Das Tuch aber, das Anna ein wenig von den Schultern geglitten war, küßte und liebkoste das Kind mit der ihm eigentümlichen Zartheit.

Hans Schmidt betrat leise das Zimmer, Dickchen blickte auf, und Hans Schmidt winkte ihr, ihm zu folgen.

Das Kind erhob sich leicht wie ein Vogel und trat zu ihm.

„Was ist geschehen?“ fragte sie zaghaft zitternd.

„Nichts — nichts“ — sagte Hans Schmidt beruhigend. „Habt ihr ein Zimmer, das nach Süden liegt?“

Dickchen sah ihn einen Augenblick fragend an. Darauf sagte sie auf ihre treuherzige ruhige Art: „Wir haben eins, im obern Stock.“

„Gut.“

„Wie geht es?“ fragte Dickchen kaum hörbar und schlich nach der Tür.

„Er hat Fieber,“ erwiderte Hans Schmidt leise.

Dickchen schlüpfte ihm voraus, trat vorsichtig zu ihrem Vater, beugte sich über ihn, berührte seine Stirn wie ein Hauch.

Darauf schlich sie zu Hans Ludwig Schmidt, dessen Blicke auf ihr geruht hatten, faßte seine Hand mit ihren beiden Händen und fragte trocken und hart, wenn auch kaum hörbar: „Muß er sterben? Glaubst du das?“

Sie sah ihn fest an, so wie er's nicht gedacht hätte, daß ihre weichen Augen blicken könnten. Er drückte ihre kleinen Hände und antwortete zuversichtlich: „Er wird leben und wird noch glücklich und gesund.“

Da preßte das Kind Hans Schmidts Hand an seine Stirn und sagte: „Du hilfst ihm. — Du allein bist Hilfe auf der

Welt!" Hans Schmidt wußte nicht, wie ihm geschah. Die Worte des Kindes berührten sein Herz wie ein göttlicher Frühlingshauch, und alles, was Mitleid, Dankbarkeit und Liebe für seinen Freund war, begann in seiner Seele zu leben, zu wachsen.

„Ich werde ihm helfen, — ich will ihm helfen!" sagte er ernst.

„Ja, hilf ihm", erwiderte das Kind aus tiefster Seele. „Du fragtest nach einem Zimmer nach Süden, was willst du damit?"

„Er soll darin liegen und schlafen, nicht hier", war die Erwiderung.

„Die Tanten wohnen darin", sagte Dickchen. „Ich werde es ihnen gleich sagen."

Damit verschwand das Kind, und Hans Schmidt setzte sich neben den Freund gedankenvoll nieder. Der Kranke seufzte in halber Bewußtlosigkeit. Eine Uhr tickte mit vollem Pendelschlag, sonst war tiefes Schweigen. Der Vogel, der ängstlich von einem armen Herzen zum andern geflattert war, war nicht mehr im stillen Zimmer. Anna regte sich nicht, rührte sich nicht, um nach ihrem Manne zu sehen, sie blieb wie festgebannt. Was sollte sie tun, was sollte sie helfen? Sie hatte ihm ihr Lebtag nicht geholfen, was sollte sie jetzt in letzter Stunde tun? Ihm einen armseligen Dienst leisten — nein — sie wollte so sitzen und erstarren. Der Gedanke tat ihr wohl! Er hatte jahrelang unter ihr gelitten! Wie sie das packte! Wie sich ihr das in ihr gutes sorgloses Herz einkrallte. Nichts, nichts war wieder gut zu machen — nie! Alles war wertlos! Das schallte durch ihr Herz, wie durch einen weiten öden Raum, aus dem alle Freuden, alle lustigen Bilder, alles muntere Gedränge verschwunden war, mit einemmal, mit einem Schlag; das Lachen und Jubeln. Wenn sie sich das Lachen, Jubeln und Jauchzen der Kinder vergegenwärtigte, trieb ihr der Schreck das Blut in die

Wangen. Wie oft hatte es ihn gequält. Das ganze laute Treiben im Hause wirbelte ihr im Kopfe; die Kinder taten ihr leid, sie kamen ihr gekränkt und betrogen vor in ihrer Unschuld und ihrem Gedeihen. Sie tat sich selbst leid, sie weinte über sich selbst. Sie weinte über alles, über alles, alles. Ganz unschuldig, ganz vom Schicksal geschlagen, erschien sie sich. Da pochte ihr das Herz plötzlich wie ein Hammer in der Brust, irgendein Ereignis, ein Sinn, ein Wort war ihr ins Gedächtnis gekommen, eine Geringfügigkeit irgendeiner Art, und sie sah sich selbst zum Erschrecken schuldig, hartherzig, sinnlos, einwütend auf das Leben eines Menschen, ihres Gatten. Der Boden unter den Füßen wich ihr. Wie mochte alles gekommen sein? Wie mochte alles möglich sein?

Anna dachte schwer befangen und von dem Ungeheuerlichen, das sie von Hans Schmidt gehört hatte, aus der Bahn ihres Fühlens gedrängt. Hat je ein Mensch auf Erden so Verworrenes, Unsinniges, Unmögliches gesprochen! Ihre Augen starrten, ihr Herz hielt mit Schlagen inne. Etwas, das Todesgrauen, Gespensterfurcht glich, legte sich ihr über Stirn und Augen und machte sie blind, dumpf und fühllos.

Siebentes Kapitel

Hans Ludwig Schmidt führt seinen Freund in das stille Reich, das er ihm erobert hat. Aus der Dunkelheit fällt ein Schuß und trifft, und der, welcher den Schuß getan hat, wandert weiter und weiß nichts davon, daß durch seine Schuld ein Verwundeter am Wege liegt. Es wird etwas geplant, und Hans Ludwig Schmidt ist obenauf

Im Hause war inzwischen alles wach geworden, alles fragte, alles lief, alles rannte durcheinander. Alles wollte helfen, wollte beistehen. Und Hans Schmidt hatte übermenschlich zu tun, das Leben, das aus jeder Ecke quoll, zu beschwichtigen. Er ruhte keinen Augenblick, verlor keinen Augenblick, bis das Zimmer für seinen Freund so weit hergerichtet war, daß der Kranke darin gebettet werden konnte.

Nachdem alles beendet war, begab sich Hans Schmidt zu seinem Freunde ins Atelier.

Als er eintrat, stand Anna am Fenster und blickte sonderbar forschend auf ihn. Dickchen stand in ihrer Nähe und beide machten auf Hans Ludwig Schmidt den Eindruck wie zwei verscheuchte Vögel, die sich müde und verwirrt mit pochendem Herzen an einen Zufluchtsort angeduckt haben und das Schicksal über sich ergehen lassen.

Hans Schmidt beugte sich über Heinrich Obrist, legte diesem die Hand auf die brennende Stirn und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Dickchen folgte gespannt seinen Bewegungen. Er flüsterte weiter, stützte den Kopf in die Höhe, und Obrist schien wie im Traume auf das zu achten, was Hans Schmidt zu ihm sprach. Er nickte einmal kaum merklich, und sein Kopf sank an die Schulter seines Freundes. So blieb er eine geraume Weile ruhen, ohne sich zu regen, in dumpfer, fieberhafter Teilnahmlosigkeit.

Hans Schmidt half ihm behutsam sich weiter aufzurichten, stützte, führte, hielt ihn, bis er endlich auf den Füßen stand, hing ihm den Mantel um die Schultern, der auf den Teppich geglitten und von Dickchen aufgehoben worden war, und geleitete ihn fest umfangen und gehalten zur Türe. Anna war ein paar Schritte vorwärts geeilt, um zu helfen. Über ihrem ganzen Wesen lag ein Hauch von Hilfsbedürftigkeit und jetzt der scheue Wunsch, alles zu tun, alles zu leisten, was nur zu erdenken war.

So, wie sie in ihrer Heiterkeit, ihrer unerschütterlichen Harmlosigkeit wie ein gutartiges Kind geblieben war, so trug sie auch den Schmerz wie ein von seinem Schuldbewußtsein ganz betroffenes und überraschtes Kind, ohne Bitterkeit, ohne Stolz, ohne Selbstbewußtsein.

Als sie dem Armen nacheilen wollte, hielt ein Blick von Hans Schmidt sie zurück und sie blieb befangen und unschlüssig stehen.

Auf der Treppe mußten sie an den Tanten vorüber, die sich da hinpostiert hatten.

„Nun — und Anna? — Anna?" fragten diese beiden im Chor, als hätten sie es sich eingeübt.

Hans Schmidt erwiderte nichts.

Er hielt seinen Freund mit einer Miene, als entführte er ihn aus der Welt. Er hielt ihn, wie einer seine Beute hält, die er aller Augen entziehen will und die er in irgendeinen unbekannten Aufenthaltsort zu schleppen vorhat.

Die Tanten blickten erstaunt und sprachlos einander an. Die eine machte Miene, Obrist, der sich kaum zu halten vermochte, zu stützen.

„Fort — fort", sagte Hans Schmidt ruhig und unerschütterlich, so daß sie so hastig, als hätte sie sich verbrannt, in allerhöchstem Ärger die Arme zurückzog.

So gelangten die beiden in das stille, einsam gelegene Zimmer. Die grauweiße Morgendämmerung war herein-

gebrochen; die Lampe, die dem kranken Gast leuchten sollte, stand verdeckt hinter einem großen Buche und brannte schon strahlenlos, dunstig rot.

„So, nun sollst du Ruhe haben", sagte Hans Schmidt wie zu einem Kinde; half ihm sich entkleiden und half ihm sich niederlegen.

Und als der Kranke brennend und glühend in seinem Bette lag und sein treuer Wächter neben ihm saß, war in dem freundlichen Zimmer ein Anfang von Frieden und Ruhe zu spüren.

Hans Ludwig Schmidt hatte sich, ohne jemand darum zu befragen, im Hause seines Freundes eingenistet und benahm sich in diesem Hause so, als hätte das Schicksal ihm unbestrittenes Anrecht an dem Menschen gegeben, den er, von allem Lebensmut verlassen, vom Leben ausgestoßen, am Wege, den Tod erwartend, liegend aufgefunden hatte.

Niemand ließ er das Zimmer betreten, Tag und Nacht blieb er allein um den Kranken.

Nur ein paar Stunden des Tags löste Anna ihn ab.

Außerdem aber bewachte er die Tür wie ein Teufel.

Dickchen durfte die Botin sein, die hin und wieder leise pochte, um etwas zu bringen oder nach Hans Ludwig Schmidts Wünschen zu fragen. Über dem ganzen Hause lag eine angstvolle, unnatürliche Stille, als wäre eine Quelle, die stark und lärmend aus der Erde sprudelte, mit einemmal verschwunden und verkrochen und man müßte jeden Augenblick ihr Hervorbrechen wieder erwarten.

Die Kinder schlichen umher und wurden dennoch von aller Welt zur Ruhe gewiesen.

Wer eigentlich krank war, wen sie zu bedauern hatten, wem zuliebe jeder Ton im Hause erstorben war, schien ihnen nicht klar. Der Vater war ihnen entrückt, das Zimmer, in dem er lag, das sie nicht betreten, in dessen Nähe sie sich nicht wagen durften, war für sie meilenweit entfernt. Ihre Mutter aber,

die sie sehen und sprechen durften, derentwegen schienen sie große Bedenken haben zu müssen.

Durch den Gegensatz wurden sie vom Schicksal belehrt, das nun einmal einen jeden in die Kur nimmt und niemand von erster grüner Jugend an ungeschoren läßt, daß es sehr angenehm sei, eine lustige, gesprächige, geduldige Mutter zu haben, eine Mutter, bei der es eine gewöhnliche Erscheinung war, daß sie auf der Treppe sang, bei der Arbeit pfiff und zu jeder Zeit sich als gesprächig erwies; eine Mutter, von der es nicht einmal unangenehm war, einen tüchtigen Klaps zu bekommen, weil dieser Klaps keine weiteren übeln Folgen nach sich zog, sondern gestattete, in kurzer Zeit demnach ebenso heiter und geachtet sein zu dürfen wie vordem.

Diese Mutter war ihnen äußerst angenehm gewesen. Die Knaben, die die Schule besuchten, waren sich längst klar darüber und befürchteten in diesen Tagen das Schlimmste, nämlich daß ihr Stolz, eine Mutter mit einem langen blonden Zopf und einem blauen Malerkittel zu besitzen, sein Ende erreicht haben könnte. Sie kam ihnen wie eine alte Frau vor, tat ihnen leid und sie hielten sich in einer ziemlich herzlosen Scheu, wie sie gesunden, kräftigen Kindern in solchem Falle eigen ist, fern von ihr.

Hans Ludwig Schmidt hatte einen schweren Posten, Obrist war von einem gehörigen Fieber gepackt und von einer qualvollen Unruhe. Keinen Augenblick, Tag und Nacht, fand er körperlich und geistig Frieden. Träume, Phantasien, undeutlich verworrene Vorstellungen und Empfindungen quälten ihn. Hans Schmidt, der tief überzeugt war, daß ein Arzt nicht helfen könne, hatte darauf gedrungen, keinen Arzt zu rufen.

Er wollte nicht, daß irgendeiner seinen armen Meister, von oben herab ansehen sollte, wie ein Aufgeblasener einen schön gewachsenen, mit Lumpen bedeckten Bettler ansehen mag. Niemand sollte ihn jetzt berühren, der ihn nicht hochhielt, achtete und liebte.

Die Tanten waren über Hans Schmidts gottloses, herausforderndes Benehmen, einen Schwerkranken ohne Beihilfe eines verständigen und gewissenhaften Arztes zu pflegen, empört. Jeder zu beschaffende Medizinalrat oder gar Obermedizinalrat aus der Nachbarschaft schien in den Augen der würdigen Damen dies schmeichelhafte Prädikat unbedingt zu verdienen.

Sie machten Anna bittere Vorwürfe über ihren Leichtsinn, „einen Familienvater" so einem jungen, unverständigen Menschen vollkommen zu überlassen.

An einem der Tage, in denen Obrists Zustand zwischen dumpfem Schlaf und heftigen, erregten Fieberanfällen wechselte, saß Anna in seinem Zimmer mit einer Arbeit in der Hand.

Hans Schmidt war ausgegangen.

Schon seit Stunden lag Obrist ohne jede Regung mit geschlossenen Augen. Sein heftiger, schwerer Atem zeigte, daß er von keinem gesunden Schlaf befangen war, sondern von Fieberglut bedrückt und niedergehalten wurde. Anna arbeitete, ohne aufzublicken, und über dem Zimmer lag eine trübe, schwere Stimmung. In des armen Weibes Herz sah es bewegungslos und hoffnungslos aus.

Was sollte sie hoffen, was wollen? Er war lange Jahre unglücklich, krank gewesen, unfähig sich in den Verhältnissen, in denen er lebte, seine Kraft zu erhalten. Sollte er wieder genesen? ganz genesen? Sie glaubte es nicht. Sollte es der Tod sein, auf den es jetzt schon hinauslief? Vielleicht.

Annas Herz zog sich krampfhaft zusammen. Es war zum erstenmal, daß sie den Tod fühlte, fühlte, als ginge er sie selbst etwas an, die Todesangst kroch ihr zum Herzen. Wer sollte sterben? Wer sollte es sein? Mußte man sterben, müssen alle sterben? Unumgänglich sterben? War es denn nötig? War es denn so? Konnte er, der hier vor ihr lag, so vor

ihren Augen zu nichts werden — zu nichts, zu gar nichts? Das konnte nicht sein. Nein — nie!

Sie stellte ihn sich tot vor. Sie dachte: so wird er liegen, wenn er tot ist — so in seinem Bette ausgestreckt — die Augen werden ihm geschlossen sein. Es wird alles sein wie jetzt. Kühl wird er sein zum Entsetzen. Ihre Gedanken begannen sonderbar zu erstarren.

So ein Mensch, den man geliebt hat, geliebt mit jedem Herzschlag, den soll man einmal liegen sehen müssen als etwas ganz Fühlloses, Kaltes, Wertloses, als ein Stück leblose Natur, als ein Stück herzlose Erde. So tönte es erschütternd durch Annas ganzes Wesen.

Anna wagte nicht, nach ihrem Manne zu blicken. Sie wagte nicht, die Augen zu erheben. Sie wagte nicht, während die Qual alles Lebendigen, die Todesangst, sie in verzweiflungsvolle Furcht hineinjagte, mit ihrer Arbeit innezuhalten. Ihre Finger regten sich emsig, währenddem ihre arme Seele wie ein gehetztes Tier dahin und dorthin stürzte, um dem Verderben zu entfliehen.

Während sie die größte Qual empfand, die auf jedem lebenden Geschöpfe liegt, die mit ihm geboren wird, wie sein Hören, Sehen und Fühlen, die Qual, die es nie und nimmer abschütteln kann, bis zum letzten Augenblicke nicht, in dem es von dieser Qual endlich selbst gepackt, erwürgt und vernichtet wird, atmete sie kaum. Während sie dies namenlose Leid im vollen Bewußtsein ungemildert von jedem Trost über sich ergehen ließ, ruhten ein paar fieberglühende, trübe Augen auf ihr.

„Geh'!" rief eine heftige, hastige, fremde Stimme, wie sie noch nie über diese Lippen gekommen war. „Du bist nie gegangen, wenn ich es dir gesagt habe — du bist immer aufgesessen. Geh!" — Die Stimme wurde hastiger, angstvoller. „Du gehst wieder nicht, wenn ich es sage. Du hast es nie glauben wollen!" Er stöhnte tief auf. „Ja bleibt — bleibt alle!"

Anna hatte sich erhoben. Ihre Augen waren groß und starr auf den Kranken gerichtet, der ausdruckslos und unruhig um sich blickte, der nichts sah und nichts begriff. „Heinrich!" flüsterte die Frau angstvoll. Sie hielt sich an dem Stuhl, von dem sie aufgefahren war, und stand, ohne sich zu bewegen, wie gelähmt. Sie sah, wie die trüben, kranken Augen sich wieder schlossen, wie wieder die dumpfe Ruhe über das Gesicht schlich und die Erregtheit verlosch.

Die erste Bewegung, die Anna überkam, war, daß sie sich nach dem Herzen fuhr, als hätte sie eine Wunde empfangen. Eine Kugel, abgeschossen von einem, der nicht wußte, daß sie getroffen hatte, und der nun unbekümmert seinen Weg in Nacht und Nebel fortsetzte. Dumpf, durch Trostlosigkeit gehend, schlich Anna aus dem Zimmer, schloß die Tür hinter sich und sank in die Knie, getroffen und verwundet. So blieb sie lange. Ihre Augen waren voll Tränen, aber sie weinte nicht. Eine bittere Klage lag auf den Lippen; sie schwieg aber regungslos still. Wozu weinen? Lauschend kniete sie, ob irgend etwas im Zimmer sich regte. Es blieb totenstill. Der, der das arme Herz getroffen hatte, war von dumpfer Nacht umgeben und weit entrückt.

Als Anna Hans Schmidts Schritte auf der Treppe hörte, machte sie sich auf und ging, ohne ein Wort an ihn zu richten, an ihm vorüber. Sie trat zu den Kindern ein, die um den großen Tisch, auf dem die Lampe schon brannte, unter der Oberaufsicht der Tanten versammelt waren.

Da blieb sie einen Augenblick in der Tür stehen. Gerade vor ihr, den Rücken ihr zugekehrt, saß einer der beiden blonden Lockenköpfe. Er hatte die Arme auf den Tisch gestemmt und sah ins Licht. Anna eilte auf ihn zu, umfaßte ihn, hob das stramme Bürschchen zu sich empor und küßte es warm und lebensvoll — und küßte es mit aller Liebe und Zärtlichkeit, deren ihre Natur fähig war. Es schien, als müßte sie sich von allen Schrecken, aller Qual, aller Hoffnungslosigkeit da-

durch ihre Seele wieder rein baden. Und es währte nicht lange, da hingen alle Kinder an ihr, umdrängten sie und glaubten, die lustigen Zeiten sollten wieder beginnen. Aber enttäuscht sahen sie heiße Tränen über die Wangen ihrer Mutter fließen. Sie ließen scheu von ihr ab. Anna ging ins Atelier, schloß die Tür hinter sich, und nur Dickchen folgte ihr mit einer Lampe, die sie hastig währenddem angezündet hatte.

An diesem Abend spät, als Anna, die Tanten und Dickchen still beieinander waren, trat Hans Schmidt ins Zimmer. Alle blickten forschend auf den Eintretenden. „Nun, wie geht's? Ist etwas geschehen?" fragten die Tanten eifrig.

Es war zu ungewohnter Stunde, daß Hans Ludwig Schmidt herabkam. Hans Schmidt verneinte die Fragen der Tanten nur mit einer Handbewegung, nahm sich einen Stuhl, setzte sich und legte die Arme übereinander auf den Tisch. Darauf blickte er ruhig vor sich hin wie einer, der etwas auf dem Herzen hat und sich erst sammeln will.

Die Tanten wurden ungeduldig, und zwar ganz augenscheinlich. Sie klapperten mit den Stricknadeln. Hans Schmidts bedächtiges, unerschütterliches Wesen schien ihre Nerven zu irritieren.

„Ich kam herunter", begann Hans Ludwig Schmidt und wendete sich an Anna, „um mit Ihnen zu besprechen, was in nächster Zeit geschehen muß."

Anna blickte auf, ihr Gesicht war bleich und die Augen rot von Tränen.

„Ich glaube, daß Obrist die Krankheit übersteht", sagte Hans Schmidt trocken. „Aber ein anderer Mensch muß er werden — ein anderer Mensch, sonst ist ihm das Lebenbleiben nichts nütze. Er muß fort von hier. Er muß in andere Umgebung. Ich bin mit mir die Zeit her zu Rate gegangen, wie alles zu machen sei und wie es am besten sei — und mein

Plan ist jetzt fertig. Ich sage noch einmal: er muß fort von hier — nicht auf eine kurze Zeit der Erholung, nicht in ein Bad, nicht so eine oberflächliche Sache ist jetzt am Platz. Er muß leben können: als wäre er neu geboren. Er darf keine Verpflichtung spüren, in alte Verhältnisse zurückzukehren. Er muß frei sein. Nur Freiheit kann ihm helfen. Das mag nun unrecht und hart erscheinen, es mag nun dumm oder gut sein." Hans Schmidt machte eine Pause, während der er seine Art zu blicken nicht veränderte, sondern weiter ruhig vor sich hinsah.

„Er wird mit mir gehen", fuhr er nach einer Weile fort, „sobald er irgend reisen kann. Wir werden die Donau hinabfahren, bis wir finden, was wir suchen, einen Aufenthalt, der ihm wohltut. Mein Plan ist schon fertig; die Hauptsache ist, daß eine Art zu reisen gefunden wird, die ihn kaum anstrengen würde. Ich denke, daß wir von Dresden so weit es geht die Elbe hinauffahren werden; von Prag bis Wien. Von Wien an die Donau hinab. Ich habe mir heute über das mögliche Ziel unserer Reise Auskunft bei einem Bekannten geholt, habe mir die Adressen von Personen geben lassen, die uns nützlich sein können."

Annas Augen ruhten auf Hans Schmidt mit einem dumpfen Ausdruck. Sie erwiderte nichts.

Die Tanten blickten beide erstaunt und sprachlos auf Anna, sahen einander fragend an, mit weit geöffneten Augen, wie es ihre Art in jedem besonderen Falle war, der ihre Verwunderung erregte. Eine ganze Zeitlang lag es wie ein Bann über den Anwesenden und niemand wagte zu sprechen. Endlich setzte die eine Tante sich in Positur, legte den Strickstrumpf nieder und sagte zu Anna gewendet: „Wir haben bis jetzt aus Übereinkunft über dein höchst sonderbares Benehmen nichts gesagt; aber was zu arg ist, ist zu arg! Wie kannst du jetzt zum Beispiel stillschweigen? Weißt du, was er will?"

Sie blickten beide wie zwei Richter, die den Angeklagten mit einemmal in seiner ganzen Niederträchtigkeit und Strafbarkeit erkannt haben, auf Hans Schmidt, der diese durchbohrenden Blicke mit Gleichmut aushielt.

„Er will dir deinen Mann abwendig machen", sagte die Chorführerin mit Nachdruck. „Er hat seine Pläne. Er handelt mit Absicht. Wir sind uns vollkommen klar darüber. Wir halten die Augen offen, glaub uns das."

Sie sprachen in auffallend kurzen Sätzen und verwandten währenddem keinen Blick von dem Angeklagten.

„Glaub uns, er hat von jeher spöttisch über euer Familienleben gelächelt."

„Wenn du dich besinnst," sie wandten die Häupter wieder zu Anna, „so wirst du dir verschiedene Momente zurückrufen können, in denen wir Herrn Hans Ludwig Schmidt auf euer liebenswürdiges und reizendes Beieinandersein aufmerksam gemacht haben; zum Beispiel in der Art, daß wir ihm zuriefen: Sehen Sie, welch ein liebliches Familienbild! — Damals, zum Beispiel, als ihr mit den jungen Hühnern spieltet und Obrist leidend auf dem Sofa lag.

Es ist immer ein rührendes, herzerfreuendes Bild, ein Kranker, um den die Familie in aller Liebe versammelt ist!"

Hans Schmidt lächelte den Tanten beistimmend zu.

„Ja, lächeln Sie nur," rief die Älteste, „lächeln Sie nur! Nehmen Sie es ruhig auf sich, einen Familienvater seiner Familie zu entreißen. Wir hindern Sie nicht; aber bedenken Sie: Obrist ist nicht frei, wenn es auch Ihre Absicht ist, ihn als frei zu betrachten. Er ist nicht mehr frei. Obrist gehört der Familie. Seine Kräfte gehören der Familie und niemanden sonsten. Was Sie da andeuten und sagen und wollen, ist unmoralisch, mein Herr. Wir sagen's, wie's ist. Sie bekräftigen noch höchst unnötigerweise, daß es sich um keine Badekur handelt, sondern um unbestimmte Abwesen-

heit, was, wenn wir nicht irren, vor Gericht ‚böswillige Verlassung' benannt wird.

Ein anständiger Mann verläßt seinen Posten nicht. Auf Leben und Sterben kommt es nicht an, sondern darauf, daß ein Mensch moralisch bleibt. Wir sagen noch einmal: Obrist gehört der Familie. Er ist gewissermaßen das Eigentum der Familie. Wir wissen, worauf Ihr Plan hinausgeht. Sie glauben, daß er außerhalb der Familie ein besserer Künstler würde. Das ist das rechte! Wir sagen Ihnen: auf den Künstler kommt es in einem solchen Falle nicht an, durchaus nicht an. Merken Sie sich das!"

Mit dieser letzten Bekräftigungsformel nahmen die Tanten ihre Strickstrümpfe wieder auf, lehnten sich starr wie Bildsäulen in ihre Stühle zurück und waren ihrerseits vollkommen befriedigt, denn sie hatten geredet, ohne unterbrochen worden zu sein, und das ist für die menschliche Natur eine außerordentliche Wohltat.

Anna sagte ruhig zu Hans Ludwig Schmidt: „Reisen Sie — Gott gebe, daß Ihr Plan gelingen möge. Er ist noch sehr krank", setzte sie hinzu, und ein heißer Tränenstrom stürzte ihr aus den Augen. Dickchen trat zu ihr, faßte das Gesicht der Mutter mit beiden Händen und küßte sie auf die weinenden Augen.

„Er wird zurückkommen", sagte das Kind einfach.

Die Tanten schüttelten die Köpfe, sahen sich einander an, sprachen aber kein Wort weiter. Sie hatten ihre Pflicht erfüllt, und was darüber hinauslag, konnte ihnen nur zum Schauspiel dienen.

Hans Schmidt erhob sich, rückte den Stuhl, auf dem er gesessen hatte, unter den Tisch und sagte: „Ich muß hinauf zu ihm", und ging aus der Tür.

Als er diese hinter sich geschlossen hatte, schien sein würdiges und unerschütterliches Wesen ihn zu verlassen. Er sprang die Treppe hinauf, vorsichtig, leise, nahm aber zwei Stufen zu

gleicher Zeit und zeigte das leichtsinnige Benehmen eines Menschen, der froh ist, etwas, was ihm unbequem gewesen ist, hinter sich zu haben.

Er blieb vor der Tür des Krankenzimmers einige Augenblicke stehen, und auf seinen Zügen lag ein unternehmender und lebensfroher Ausdruck, der in diesem Krankenzimmer, wie es schien, nicht zur rechten Anwendung gebracht werden konnte. Als er aber eintrat und seinen Freund so ruhig, wie er ihn verlassen hatte, noch liegen sah, mit geschlossenen Augen, blieb er an dem Fußende des Bettes stehen und sagte leise mit Leben und Gefühl durchbebter Stimme: „Nun warte nur — warte nur."

Achtes Kapitel

Und Dickchens Traum erfüllt sich

An einem Morgen, früh vor Sonnenaufgang, ging es in der Krankenstube, in der Obrist schwere Tage durchlebt hatte, heimlich zu. Es wurde geflüstert und geschlichen, als läge ein Schwerkranker hier, ein Sterbender, dessen letzte Augenblicke durch kein irdisches Geräusch mehr gestört werden sollten. Dem aber war nicht so, das Bett stand verlassen und Obrist saß im vollen Reiseanzug am Fenster vor einem Tisch, den Kopf aufgestützt. Hans Schmidt goß ihm eben eine Tasse Tee ein und nötigte ihn, zu trinken. In demselben Augenblick aber hatte er schon wieder etwas anderes ins Auge gefaßt war beschäftigt, den Deckel des wohlgefüllten Koffers zu schließen, schnallte Plaids und Decken und war an allen Ecken zugleich.

Jetzt faßte er den Koffer und öffnete vorsichtig die Türe. Er ging in Strümpfen wie ein Schleicher und Dieb, und so trug er selbst den Koffer hinab, unhörbar, kräftig und geschickt, so daß der ausgezeichnetste Einbrecher ihn um seine Begabung hätte beneiden können.

Die Haustüre war nicht geschlossen. Sie öffnete sich leise, und der Koffer wurde von zwei starken Armen draußen in Empfang genommen. Hans Schmidt hatte alles vortrefflich angeordnet, das verkündete sein selbstzufriedenes, von Reiselust belebtes Gesicht.

Alle seine Empfindungen waren an die Oberfläche gekommen, wie Fische, die im Sonnenschein bis zum Spiegel ihres ruhigen Sees aufsteigen und da glitzern und aus dem Wasser schnicken und hin und her fahren.

Kaum, daß er den Koffer abgegeben hatte, schlüpfte er in Strümpfen die Treppe wieder hinauf, schlich bei Obrist ein

und sagte lebendig: „Er ist schon auf und davon — Gottlob! Nun komm du auch und sei ruhig und vernünftig."

Hans Schmidt nahm das Paket mit Schals und Decken auf, klopfte Obrist treuherzig auf die Schulter: „Ermann dich, ermann dich nur! Die paar Schritte bis zum Wagen um die Ecke werden schon gehen, so weit sind wir ja endlich."

Obrist erhob sich. Er sah noch angegriffen aus. Eine wohltätige Ermüdung schien über seinem ganzen Wesen zu liegen, wie sie vielleicht einer empfinden mag, der nach langem, mühseligem Lebenskampf, nach schwerer Wanderung matt und erschöpft in seiner lang vermißten Heimat wieder angelangt ist.

Ein wehmütiges Lächeln flog über Obrists Züge. Er hing sich den Mantel um, schob noch ein Schiebefach, das weit offen stand, sorglich zu, stellte den Stuhl, auf dem er gesessen hatte, unter den Tisch und blickte auf das Zimmer zurück. Hans Schmidt stand wartend an der Türe. „Komm — komm", sagte er ungeduldig. „Sie schlafen noch alle. Für sie und für dich wird alles gut und ruhig werden — komm, komm."

Beide Freunde gingen ruhig miteinander die Treppe hinab.

Der frühe Morgen war angebrochen, die Sonne eben aufgegangen. Die ersten Strahlen schienen durch das Fenster über der Haustüre, gerade auf die letzten Stufen der Treppe, rosig herein.

Und als Hans Schmidt die Türe öffnete, flutete das Licht eines schönen Frühlingsmorgens beiden entgegen, und mit ihm aller Zauber des vollen Frühjahrs, der Duft frischer, eben ausgebrochener Laubmassen, erster Vogelsang, wohliges Zwitschern.

Hans Schmidt zog sich die Stiefel an, die er bis jetzt vorsorglich in der Hand getragen hatte. Er hatte das Ansehen wie ein glückseliger Junge, der aus langem widerwärtigen Zwange

endlich vor den Ferien steht und dabei ist, sich kopfüber in ihren Reichtum an Freiheit und Leben zu stürzen.

Er warf sich den Reisesack über die Schulter und ging kräftig, unternehmend den Gartenweg entlang seinem Freunde voraus, der langsam folgte, sich umschaute, nach den Fenstern blickte — und wieder ging und wieder blickte.

Oben an einem der Fenster stand, allein wach von allen im Hause, eine zarte Gestalt, in ein rosa Röckchen gehüllt. Sie stand einsam in dieser Morgenfrühe und hielt sich versteckt hinter dem Vorhang, damit er sie nicht sähe, wenn er ging.

Sie allein wußte Tag und Stunde der Abreise ihres Vaters. Sie hatte Hans Schmidt ruhig und bestimmt darum befragt, und er hatte ihr die Antwort nicht versagen können. Er wußte, daß von diesem Kinde keine Erregung und keine Erschwerung zu befürchten war.

Sie stand angedrückt an den Fensterpfosten. Ihr armes, junges Herz schlug sehnsuchtsvoll, als sollte es zerspringen, während sie ihren Vater gehen sah.

Heiße, unaufhaltsame Tränen kamen ihr mehr und mehr in die Augen und die Sonne drang übermächtig zum Fenster ein, strahlend, ein Meer von Licht, so daß sie es nicht bemerkt hatte, wie ihr Vater verschwunden war. So hatte sich ihr Traum erfüllt und sie war traurig und trostlos, wie sie es schon voraus empfunden hatte. Ganz aufgelöst in Schmerz, mit einer Leidenschaft, wie man sie dem sanften Kinde nicht zugetraut hätte, warf sie sich auf die Erde und verbarg ihr Gesicht in die Hände und weinte, als sollte sie ganz zu Tränen werden.

Neuntes Kapitel

Sie reisen

Es war am ersten Mai, als sie von Pest aus die Donau hinabfuhren.

Köstlich war es auf dieser Fahrt, wie sich in jeden Gedanken, in jedes Gefühl der Frühling eindrängte, wie Hoffnung und Gesunden in jedem Luftzug lag. — Die Reise setzte sich so günstig, wie sie begonnen hatte, fort. Das Wetter war herrlich. Hans Schmidt sorgte für seinen Freund, als wäre dieser noch schwerkrank und müßte vor allem und jedem behütet werden. Mit Genugtuung aber empfand er, wie sein Pflegebefohlener mitunter selbständiger, lebensfreudiger wurde, wie er die hilfreichen Hände wohl schon einmal halb ungeduldig beiseite schob.

Zuvorderst auf dem Bugspriet des Schiffes flatterten bunte Bänder von einem Maibaum, einer jungen duftenden Balsampappel herab, die man über und über mit Früchten behängt hatte. Unter dem rötlich zarten Laube, nahe dem schlanken Stamm, schimmerten ein paar Flaschen dunkeln Ungarweins.

Der geschmückte, bänderumflatterte Baum über den aufspritzenden Wassern der Donau an des Schiffes Spitze, das mächtig stromab glitt, wirkte herzerfreuend. Der Wind wehte in dem jungen Laub, die Sonne glitzerte auf den Flaschen, goldene Orangen leuchteten dazwischen. Berge, Felsen, Täler, Buchten, Welten von Glanz und Grün zogen vorüber.

Unabsehbare Einöden mit Balsampappelwäldern und Büschen bedeckt, dehnten sich auf beiden Seiten der Donau aus. Einöden, die stumm und unbelebt lagen und einen

wahrhaft berauschenden Duft ausströmten. Es war, als atmete man Gesundheit und Kraft ein, als müßte jener weiche und zugleich starke Geruch der eben erst mit Laub überquollenen Pappeln jedes Leiden der Welt heilen.

Auf den seltenen Haltestellen, an denen das Schiff anlegte, wechselten abenteuerliche, fremdartige Gestalten ein und aus, in weißen Schafpelzen, weiten, weißen Filzmänteln, die ursprünglich und kraftvoll gestickt waren. Die Donau hatte Hochwasser zu der Zeit, als unsre beiden Freunde sie beschifften, und sie stürmte mit unheimlicher Kraft, als wollte sie ihre Ufer auseinanderdrängen. Über alle Wirbel, alle Stromschnellen, alle Untiefen wälzten sich die braunen, erdaufwühlenden Wogen. Das Flußbett wurde weit wie ein See, man sah die Ufer kaum. Die Kronen mächtiger Bäume ragten aus überschwemmten Weiden und Sümpfen. Nebel stiegen auf. Nirgends war Leben zu sehen. Eine weite Wasserwüste! Und nicht lange darauf stürzte der mächtige Strom durch Felsenengen, zusammengepreßt, bis in die tiefste Tiefe erzitternd, mit einer Gewalt, als müßte er die Riesenfelsen unterwühlen, in sich zusammenstürzen lassen.

Die Fahrt auf diesem frühlingsmächtigen Strom hatte etwas Berauschendes, Dämonisches. Die Sonnentage waren vergangen. Ein weicher, feuchter Wind hatte sich aufgemacht, Wolkenmassen ballten sich in allen Himmelsgegenden zusammen; der Wind schwoll immer heftiger an, wurde immer voller, kam über die weiten Steppen Ungarns angesaust, stemmte sich gegen das Schiff, spritzte und staute die Wellen dem Ufer zu. Auf den Weiden und Steppen trieben große Pferdeherden ihr Wesen; der Sturm faßte Mähnen und Schweife. Auf einer schmalen, baumlosen Insel jagte, als das Schiff vorüberkam, eine Herde im tollen Galopp darüber hin, gegen Wind und Wetter. Nebel und Regen stürmte ihnen entgegen. Jede Bewegung der Tiere lebenstrunken!

Die beiden Freunde standen an einem Fenster der Kajüte und blickten auf das herrliche Schauspiel, und der Regen strömte gewaltig, der Wind sauste über dem Wasser. Die beiden Ufer dehnten sich flach und unendlich aus; riesige, alte Weidenbäume und Weidengestrüppe verbreiteten sich, soweit das Auge sehen konnte. Bleich verwitterte Stämme lagen niedergestürzt kreuz und quer, vermodert und überwachsen, oder grau und glatt von Wind und Wetter poliert. Niemand hatte sich um diese Holzmassen gekümmert. Sie waren in die Höhe gewachsen, ungestört von Menschenhänden; sie hatten Jahrzehnte in Kraft gestanden. Im Frühjahr war der Wasserschwall der Donau über sie hingegangen, so daß das Jahr über ein wirres Netz von all dem, was der Strom mit sich führte, Stroh, Gestrüpp, zähe Algen, Wurzeln in ihren Zweigen hängen blieb, fahl, verwittert, die Zweige niederdrückend, den Lauf und den Wasserstand des gewaltigen Stromes angebend. So hatten sie lange Jahrhunderte gestanden. Im Frühjahr war ihnen unter den grauen Fetzen, welche die Donau ihnen übergehangen hatte, das schlanke Laub wieder hervorgekrochen, hatte sie ganz überwachsen. Sie standen dann mit doppelter Last beladen.

Im Herbst rissen die Stürme das Laub ihnen ab, und die starren, kahlen Fetzen, die es verdeckt hatten, wehten dann als unheimlicher Schmuck von neuem um sie her, bis der Schnee über sie kam. So trieben es Wind und Wetter Jahr für Jahr mit ihnen, bis sie in sich zusammensanken oder ein gehöriger Sturm ihnen ein Ende machte, dann lagen sie und moderten. Wenn das Hochwasser kam, hob es die gestürzten, noch festen Stämme, zerwühlte die zerfallenen und türmte alles in wirren Haufen und Barrikaden übereinander.

Obrist und Hans Schmidt gingen, wenn Sturm und Regen es irgend zuließen, hinauf aufs Deck, suchten sich einen geschützten Platz und saßen dort zwischen dem Volke, das um

den Dampfkessel kauerte und hinter Kisten und Tonnen vor den Regengüssen und Windstößen Schutz suchte. Ein Gewirr von verschiedenen Trachten, Völkerstämmen bewegte sich auf dem sturm- und regenüberpeitschten Schiff: Serben, Rumänen, Bulgaren, angesiedelte Deutsche, Ungarn, Wallachen, alles durcheinander. Nie fehlte es hier an einem Burschen, der den Dudelsack blies, monoton in den fallenden Regen hinein, in die Einöde hinein. Seine Zuhörer schauten aus ihren dicken Pelzen und Friesmänteln, von denen das Wasser troff, und hörten träumerisch zu. Tag und Nacht hockten sie so. Glücklich, wer in dem überbauten Raum zwischen den Waren einen Platz gefunden hatte!

Welche Gestalten, welche Züge! Unsere beiden Maler konnten sich nicht von dem Anblick trennen! Kaum, daß sie in dem behaglich geheizten Salon Platz genommen hatten, trieb es sie wieder hinaus. Die Öde ringsumher, die Gestalten, die aus dieser Öde auftauchten, wenn das Schiff anlegte, und wieder darin verschwanden, die Verschiedenartigkeit der Erscheinungen, zogen mächtig an; und ohne Ende ging es weiter, tagelang.

„Siehst du", sagte Hans Ludwig Schmidt, als sie miteinander hinausblickten und unter dem überdeckten Warenraum saßen, „du mußt schon jetzt begreifen, wie gut es ist, daß wir hierherkamen.

Oder fühlst du nicht, welche Ruhe einem aus diesen Einöden entgegenweht!

‚Du wirst sehen, daß es sich mit mir leben läßt, ich bin ein ganz vernünftiger Kerl', sagte jener Narr zu seinem Leidensgenossen.

Würdest du heute wieder von dem Top aspikal, von dem guten Fisch, nehmen?" fragte Hans Ludwig Schmidt.

Als beide Freunde in die Kajüte hinabstiegen, sagte Hans Schmidt: „Es wird gut sein, wenn wir heute an Anna schreiben. Wir werden dann den Brief in Rustschuck auf die Post geben."

„Du willst auch an Anna schreiben?" fragte Obrist.

„Wir werden zusammen schreiben", war die Erwiderung.

„Die Sache ist ernster, als du meinst", begann Hans Ludwig Schmidt wieder. „Anna und ich, wir verstehen uns. Wir haben keine unnützen Worte miteinander gebraucht", setzte Hans Ludwig Schmidt hinzu. „Mit Dickchen ist es anders, dem armen, süßen Kinde schreibe, was du nur denken kannst, um sie zu trösten. Die ist dein Eigentum, die halte."

Zehntes Kapitel

Bei Siminitza haben sie ein Abenteuer. Sie lernen Rittmeister Neunhütel kennen

Es war ein tolles Wetter, das sich nach und nach ausgebildet hatte. Die gelben Wogen der Donau stürmten wie rasend vorwärts. Mächtig war sie aus ihrem Bette getreten; der Regen goß unausgesetzt in Strömen; der volle Sturm stemmte sich gegen das Schiff. Jeder, der irgend konnte, hatte sich in einem geschützten Winkel verkrochen.

Auch unsere beiden Freunde waren in der Kajüte geblieben. Es dunkelte. Die Öllampen mit ihrem vornehm weichen Schein wurden auf die Tische gestellt. Man machte es sich so behaglich, als möglich. Es wurde zu Abend gegessen. Es wurde gelesen und geplaudert. Ein angenehmes Behagen war in dem Raume verbreitet. Die sich darin befanden, schienen vergessen zu haben, daß um sie her die Einöden Bulgariens lagen, das rumänische Ufer, daß unter ihnen, neben ihnen die aufgeregten Hochfluten der Donau rauschten und stürzten. Wer die Stirn an eine der Fensterscheiben gedrückt hätte, würde in stockfinstere Nacht hinausgesehen und würde da erst gehört haben, wie durch diese schwarze, undurchdringliche Nacht der Sturm sauste, wie er über die Wasser hinfuhr, daß die Wellen mit dem strömenden Regen zusammen an die Scheiben schlugen; der würde da erst darauf geachtet haben, wie das Schiff erzitterte von der gewaltigen Anstrengung der Maschine, die gegen die übermächtigen Fluten ankämpfen mußte. Der würde vielleicht auch daran gedacht haben, daß oben auf dem Deck, über das der Wind und Regen fegte, das arme Volk eng aneinander gedrängt in Nacht und Grauen hocken mußte. Wer von denen irgend Platz finden

konnte, war zu der dampfenden Maschine herangekrochen und ließ sich die Hitze auf den Rücken prallen, daß der Pelz dampfte. Die andern ließen die ungeheure Nässe und den Sturm über sich hingehen ohne jeglichen Schutz, wie ein armer Teufel das Leben über sich hingehen lassen muß. Sie saßen da oben so elend wie nasse Ratten, um die sich auch niemand kümmert, an die niemand im warmen, beleuchteten Zimmer denkt, wenn sie aus überschwemmtem Keller in den triefenden, nächtlichen Hof huschen.

Hans Ludwig Schmidt und Obrist schauten nach einer lustigen Gesellschaft hin, die um einen wohlgedeckten Tisch saß, bei Sterlet und Sekt. Die Leute waren zusammengewürfelt aus aller Herren Ländern: Ungarn, Bulgaren, Rumänen, Österreicher. Die meisten sprachen Deutsch untereinander. Zwei Damen saßen mit an dem Tisch, ein blutjunges Ding in Begleitung einer alten, elegant gekleideten Person. Die Kleine trug rote, goldgestickte, orientalische Samtpantöffelchen, hatte das Haar offen, nur ein wenig zusammengeschlungen, hatte beide Arme auf den Tisch gestemmt und war in dieser sorglos ungezwungenen Lage bereit, einem jeden mit Blick und Wort zu dienen. Sie gab den Mittelpunkt der Gesellschaft ab und wurde von ihrer Begleiterin kräftig unterstützt. Es schien der kleinen Person außerordentlich wohl zu sein. Aller Augen hingen an ihr, jedes Wort von ihr wurde belacht. Auf ihrem keck naiven Gesicht, dem die Jugend Anmut verlieh, sprach sich, wie gesagt, eine große Zufriedenheit aus.

Unsere beiden Reisekameraden betrachteten sich schweigend die Szene und sahen die Gesellschaft als eine gute Unterhaltung für sich an. Sie hörten, wie die Alte die Vorzüge ihrer Jungen den Tischnachbarn klarmachte; wie sie erzählte, daß die Kleine bei irgendeinem Schauspieldirektor engagiert sei, wie hoch ihre Gage sich belaufe; was sie, die Alte, für ausgezeichnet tugendhafte Lebensregeln habe, wie sie sich

in diesem und jenem heiklen Falle auf das ehrbarste und würdigste geholfen habe, und so weiter.

Die Stimmung der Gesellschaft wurde immer animierter. Ein junger Reisender, ein robuster Bursche, verschlang die kleine Person fast mit den Augen und war nach langem Bestreben endlich so glücklich, ihr Händchen zu erhaschen, über das er auf dem weißen Tischtuch seine große braune Pfote wie über einen Vogel deckte, ohne daß sie Miene machte, es ihm zu entziehen.

An demselben Tische saß auch ein stämmiger Mann in den fünfziger Jahren. Er hatte ein militärisches Ansehen; sein rotblonder, schon etwas grau untermischter Bart war vortrefflich gepflegt. Ein Paar auffallend lebhafte, kleine graue Augen funkelten unter buschigen, fahlen Brauen. Er trug eine sonderbare graue Joppe mit Uniformknöpfen, ein Phantasiestück, rotwollene Pulswärmer, knapp anliegende Beinkleider, hohe Stiefel, vortrefflich sitzend, mit gewaltig dicken Sohlen, und nicht zu vergessen eine schwarze Krawatte mit langen Fransen, auch ein Phantasiestück. Alles, was der Mann an sich hatte, war charakteristisch, alles getragen, aber nicht verschlappt und verdehnt, sondern stramm in den Formen.

Er rauchte eine kurze, zierlich gebogene Pfeife und belustigte sich, wie es schien, die Gesellschaft und das junge Frauenzimmer stillschweigend zu betrachten. Aus seinen Augen blitzte hin und wieder so etwas wie gutmütiger, harmloser Spott.

Er schien nur Gast hier in dem behaglichen Salon zu sein, so etwas wie blinder Passagier. Obrist und Hans Schmidt hatten bemerkt, wie der Mann sich in Orsowa ein Billett dritter Klasse für die Fahrt bis Konstantinopel gelöst hatte.

Er war ihnen auch verschiedene Male auf Deck aufgefallen, hatte aber keinerlei Notiz von ihnen genommen. Jetzt tat er ein paar kräftige Züge aus seiner Pfeife und sagte wie zu sich selbst: „Das ist heute eine Fahrt!“

„Wieso?“ fragte sein Nachbar, ohne die Augen von der kleinen, frechen Person zu wenden. Er fragte so beiläufig und vollkommen gedankenlos.

„Ja Teufel auch!“ war die Antwort. „Wir kommen um gute vier Stunden später nach Rustschuk; der Sturm preßt auf das Schiff, daß die Maschine kaum dagegen ankann. Um die Zeit ist die Reise böse auf der Donau, wenn man es hier in der ersten Klasse auch nicht merkt. Ich hab' sie schon ein paar Male gemacht, aber heuer sieht's gefährlich aus.“

Seine Bemerkung wurde nicht weiter beachtet. Der Sekt und Wein war der munteren Gesellschaft zu Kopfe gestiegen. Sie waren außerordentlich lebhaft und ungeniert geworden. Die Alte hatte allem Guten gehörig zugesprochen und zeigte sich sehr aufgelegt.

Man lärmte und lachte. Der junge Mann, der die Hand der kleinen Person erwischte, hatte den Arm jetzt um sie geschlungen, und sie tranken beide abwechselnd aus ein und demselben Glase, was ihnen ein ganz besonderes Vergnügen zu bereiten schien.

Der kräftige blonde Mann, der unseren beiden Freunden aufgefallen war, blies behaglich Wölkchen aus seiner kurzen Pfeife und hatte seine Stimmung, während er an dem wohlbesetzten Tische saß, keinen Augenblick verändert. Ein Gläschen Mastika hatte er auf einen Zug geleert und es nicht wieder füllen lassen.

„Da sind wir noch nicht einmal nach Siminitza gekommen,“ sagte er, erhob sich stramm und schritt mit klirrenden Sporen auf eins der Kajütenfenster zu, schaute hinaus und brummte: „Das ist eine schauderhafte Nacht da draußen, die auf Deck werden sie zu fühlen haben! Teufel auch! Man sieht die Lichter von Siminitza noch nicht! Jetzt schritt er wieder zurück, stramm und klirrend, und ließ sich auf seinen Platz nieder.

Da mit einemmal schien es, als bewege sich das Schiff rückwärts. Ein sonderbarer Schwindel erfaßte alle — das war ein Augenblick, dann gab es einen Stoß, der das Schiff durch und durch erzittern machte, einen Stoß, der jedem durch Mark und Bein ging. Alles taumelte, die Hängelampen schwankten, die Sektflaschen waren umgestürzt und ihr Inhalt sprühte perlend über das weiße Tischtuch. Kaum war der Stoß erfolgt und hatte die munteren Blicke zu starren verwandelt, da erscholl ein Brüllen, Heulen, das den Atem in der Kehle stocken ließ.

Vom Deck her schien es zu dringen. Stärker aber noch brüllte und schrie es aus der Dunkelheit heraus, scheinbar neben dem Schiffe, aus dem dunkeln Wasser heraus.

Niemand fragte, man schaute sich sprachlos und bleich an. Der blonde, militärisch aussehende Fahrgast sagte ruhig, seine Pfeife ausklopfend: „Da sind wir angerannt, Teufel auch!"

Das Brüllen, Schreien und Lärmen dauerte fort und wuchs von Augenblick zu Augenblick.

Die meisten der Passagiere drängten nach dem Ausgang der Kajüte.

Mit einem Male schlug es auf die Decke der Kajüte auf, mit einer solchen Gewalt, daß das ganze Schiff bebte. Es krachte. Späne splitterten ab. Die Decke war geborsten. Eine schwere Last mochte darüber gestürzt sein.

In diesem Augenblick riß der Kapitän die Türe auf und rief: „Wir hatten einen Zusammenstoß. — Es wird getan, was getan werden kann! — Verhalten Sie sich ruhig! Alle auf die linke Seite der Kajüte! — Der Mast eines Russen ist uns über Deck gestürzt! — Wir bitten, den Raum nicht zu verlassen! — Herr Rittmeister," wandte er sich an den, der unseren Freunden aufgefallen war, „haben Sie die Güte, auf Ordnung zu sehen!" Damit schloß der Kapitän die Türe.

Die Passagiere drängten nach der linken Seite. Die beiden Frauenzimmer schrien und jammerten und preßten sich in die äußerste Ecke. Die Personen, die sich schon zur Ruhe begeben hatten, kamen notdürftig bekleidet aus den Schlafkabinen hervor; Frauen und Kinder ganz schreckensverwirrt.

Schiffsleute mit Laternen und Äxten stürzten die Treppe hinunter in die Kabinen, rissen die Latten auf, um zu sehen, wo das Schiff ein Leck habe. Sie stürzten zurück. Die Verwirrung steigerte sich. Man sprach davon, in wie kurzer Zeit ein Schiff sinken könne; dieser und jener der Passagiere gab einen Zeitraum an. Der Sturm heulte; man hörte ihn über das Wasser zischen. Die brüllenden, jammernden Töne, die schauerlich aus der undurchdringlichen Dunkelheit drangen, schwiegen nicht, wurden immer unerträglicher, schreckenerregender.

Der Kapitän hatte die Türe besetzen lassen, damit die Passagiere nicht auf Deck kämen und die Verwirrung dort noch steigerten.

Auf unsre beiden Freunde hatte die Situation auch stark gewirkt. Hans Schmidts gesunde Gesichtsfarbe war unbedingt ein paar Schattierungen heller geworden.

„Es ist doch ein verfluchter, sonderbarer Augenblick, wenn man denkt, daß es an den Kragen gehen soll", sagte Hans Ludwig Schmidt zu Obrist.

„Es ist ein Augenblick wie alle andern auch," erwiderte dieser. „Man lebt bis zuletzt."

„Hör auf zu philosophieren, das ist unausstehlich", sagte Hans Schmidt ärgerlich.

„Wart es doch ab, so weit sind wir noch nicht."

Der Rittmeister hatte seine Pelzkappe, die er während der ganzen Fahrt auf Deck und in der Kajüte getragen hatte, mit einem roten Fes vertauscht, das er aus seinem Reisetäschchen genommen. Seine Pfeife brannte wieder und er

hatte sich vor der Türe aufgepflanzt und wehrte einen jeden ab, der dem Befehl des Kapitäns entgegen handeln wollte.

„Lassen Sie das, haben Sie Geduld. Braucht man uns, wird man uns schon holen.“ Er öffnete die Türe ein wenig und rief einen Vorübereilenden an, fragte und erhielt Antwort.

Darauf schloß er wieder sorgfältig und sagte zu den Anwesenden:

„Wir sind in einer Karambolage. Ein Russe lag quer am Eingange vom Siminitzaer Hafen und hatte keine Laternen angesteckt, da sind wir aufgelaufen. Dem Kapitän haben wir's zu verdanken, daß wir nicht zugrunde gegangen sind, der hat noch rechtzeitig Order zum Gegendampf gegeben, sind aber zwischen zwei Türken hineingefahren, und nun bringe der Teufel die Sache auseinander. Dem Türken ist der Mast gebrochen und der liegt nun quer über Deck und alles ist ineinander und durcheinander geraten.“

„Wir sind noch in Gefahr!“ rief das ältliche Frauenzimmer mit bleichen Lippen, das vor kurzem noch in allem Wohlsein schwamm.

„Das habe ich nicht gesagt,“ erwiderte der Rittmeister kurz und ruhig.

„Ja, um Gottes willen,“ rief die Alte in erneutem Angstanfall, „wenn das Schiff Leck hat, weshalb setzt man uns denn nicht über?“

„Versuchen Sie's,“ erwiderte der Rittmeister, — „in diesem Wetter, bei Hochflut gegen den Strom und in infernalischer Dunkelheit zweihundert Menschen, die wir an Bord sind!“

Jetzt gerieten verschiedene der Herren mit ihm ins Gespräch.

Man ermahnte ihn ernstlich, die Türe freizugeben. Man wollte auf Deck mit Hand anlegen.

„Bst“ — sagte der Rittmeister und schmauchte ein paar Züge aus seiner Pfeife.

„Passagiere sind in solchem Falle nie am Platze. Sie nützen so wenig, wie eine Hammelherde nützen würde, verzeihen Sie! Es ist wahr," setzte er mit einem biederen, ritterlichen Anflug in Wort und Gebärde, der seiner Erscheinung etwas ungemein Einnehmendes gab, hinzu. „Nur der einzelne kann etwas schaffen. Lassen Sie unsern Kapitän handeln, der ist ein tüchtiger Mann. Was zu tun ist, tut er. Nehmen Sie Platz, seien Sie ruhig." So verging noch eine gute Weile in wunderlicher Spannung, da trat der Kapitän selbst ein und sagte:

„Unser Schiff ist nicht gefährlich mitgenommen. Es hat an einer einzigen Bewegung gehangen, daß wir noch über Wasser sind. Wir bleiben die Nacht über liegen, um uns freizumachen. Sie können ruhig schlafen."

Der Kapitän grüßte und ging wieder hinaus, ehe der Sturm erregter Fragen über ihn losbrach.

Als die braven Passagiere den Griff des Todes leichter werden fühlten, sanken manche ermattet in die Polster zurück, ließen sich vom Kellner niederschlagende oder aufmunternde Getränke bringen, je nachdem, Sodawasser oder einen Kognak, und gewöhnten sich nach und nach wieder an eine aller Wahrscheinlichkeit nach längere Lebensdauer. Andre wieder liefen aufgeregt und unternehmend hin und her, schauten durch die Fenster in die pechfinstere Nacht und disputierten. Andre wieder machten sich jetzt hinauf aufs Verdeck, um die Sache in Augenschein zu nehmen, und kamen schnaufend und ächzend, vom Sturm gerüttelt, vom Regen durchnäßt, wieder herein.

Derjenige, auf den das verflossene Ereignis die größte Wirkung gehabt zu haben schien, war Heinrich Obrist. Hans Ludwig Schmidt beobachtete ihn mit Verwunderung. So hatte er ihn seit Jahren nicht gesehen; ja er hatte die eigentliche Natur seines Freundes, die heute zum Durchbruch kam,

ganz vergessen gehabt. Obrist schien alles, was ihm die Lebenskräfte bedrückt hatte, Vorsicht, ängstliche Überwachung seiner Gesundheit, dumpfe Verzweiflung und Ungeduld über Unvermögen, zu leben und zu schaffen, abgestreift zu haben. Der Dämon schien mit einem Male von ihm gewichen zu sein.

Im leichten Mantel lief er hinaus aufs Deck, ließ sich da oben vom Sturm durchblasen und rütteln und kam lebendig und heiter wieder zurück.

„Das ist ein Wetter draußen", sagte er zu Hans Ludwig Schmidt mit leuchtenden Augen, als er wieder eintrat.

Diesen fand er im Gespräch mit dem strammen, blonden Reisegefährten, den der Kapitän „Rittmeister" tituliert hatte.

„Hier stelle ich Ihnen meinen Freund, Herrn Obrist, vor," sagte Hans Ludwig Schmidt zu diesem gewendet, „und hier: Rittmeister Neunhütel."

Man schüttelte sich die Hände.

„Das ist er also, der Herr Obrist," fuhr Hans Schmidt fort, „von dem ich Ihnen erzählte."

„Nun gottlob," erwiderte der Rittmeister, „der sieht ja wohl aus, das ist recht. Ich sag' gar nichts, aber krank sein ist eine schlimme Geschichte!"

„Also Sekt!" rief Obrist dem Kellner zu.

Obrist rückte dem Rittmeister einen Stuhl zurecht, und sie nahmen miteinander Platz.

„So ungefährlich war die Sache nicht, Teufel auch! Mit der Donau ist nicht zu spaßen, und gar bei Hochwasser, die fließt über so manches alte Schiffsgerümpel hin — ja, die kennen Sie nicht."

Der Rittmeister Neunhütel schaute wohlgefällig auf beide Freunde hin.

„Wenn es einmal", sagte er zu Obrist gewendet, „den Menschen befällt, muß man's gleich anfangs gehörig am

Zipfel fassen; da hab' ich ein untrügliches Mittel, das rüttelt den Tod aus dem Leibe." Er stützte den Arm auf den Tisch und schaute eine Weile schweigend in die weite Ferne, wahrscheinlich um die Ingredienzien seines Mittels zusammenzuholen. „Da nehmen Sie ein tüchtiges Glas, füllen es halb mit Paprika, halb mit Kognak, dann gehörig Cayennepfeffer, Zimtöl, Angelikaextrakt, Salmiakgeist, ein paar Tropfen Salzsäure; das Ganze mit einem Zug hinunter, dann ins Bett gut eingewickelt, und Sie sollen mal sehen! Einen gehörigen Laib Brot daneben auf einem Stuhl, daß es leicht zu erreichen ist: denn nachts wachen Sie auf mit einem Hunger, daß Sie die Welt verschlingen könnten, mit einem Hunger wie ein Wolf. Aber Sie sind gesund, gesund, wie ein Fisch, und alle Teufel sind ausgefahren."

„In dem Mittel steckt Leben!" sagte Obrist. Und er lachte herzlich und stieß mit dem Rittmeister an, der gar nicht aufhören wollte, sein Mittel anzupreisen, weil er anzunehmen schien, daß es keinen rechten Glauben finde.

„Teufel auch," sagte er, „das ist so gut wie eine Wiedergeburt — das ist ein Mittel — man ist ein neuer Mensch!"

In demselben Augenblicke, während er die Vorzüge des herrlichen Medikamentes bekräftigte, war seine Aufmerksamkeit auf die muntere Tischgesellschaft, die sich wieder zusammengefunden hatte, gerichtet und im besonderen auf das kleine Persönchen, das wieder neben dem großen, plumpen Jüngling saß und ihm allerhand Freiheiten erlaubte. Er hielt wieder den Arm um sie geschlungen. Die Furcht und Todesangst hatte ihn nur für ein paar Augenblicke aus seinem Taumel gerissen, jetzt schwamm er mit geschlossenen Augen dahin auf einem Strome von Verliebtheit und Sinnlichkeit. Sie tranken auch wieder aus einem Glase. Der Kleinen mochte die Erregung und der Champagner zu Kopfe gestiegen sein, und sie schwamm auch zur Belustigung der munteren

Gesellschaft ebenso auf demselben Strome wie ihr Begleiter, und zwar eng an diesen angeschmiegt.

Die Alte, ihre Gefährtin, schien nicht auf sie zu achten und plauderte und trank und schwatzte.

„Todesangst vergißt sich gar schnell bei Mensch und Vieh", sagte der Rittmeister. „Die Herde weidet nach wenigen Augenblicken sorglos weiter, wenn der Wolf, der in sie eingebrochen war, sich wieder davon gemacht hat."

Der Rittmeister schüttelte den Kopf und seine Blicke blieben auf dem Mädchen und ihrem Liebhaber haften. Mit einem Male stand er auf, trat zu der Alten und sagte: „Madame, bringen Sie doch das Mädchen zu Bett!"

Die Alte schaute verblüfft auf und ebenso die ganze Tischgesellschaft. Nur das Pärchen mochte in aller Verliebtheit die Aufforderung nicht bemerkt haben.

„Hören Sie nicht?" fragte der Rittmeister und seine kleinen grauen Augen funkelten. „Sie sollen das Mädchen zu Bett bringen! Teufel auch!"

„Mein Herr", fragte ein alter Graukopf, der nicht ganz fest mehr auf den Beinen stand, „mein Herr, was gehen Sie diese Damen an?"

„Gottlob, nichts," erwiderte der Rittmeister. „Siehst du, Kröte," sagte er weiter und stellte sich neben das Mädchen, „für dich ist's ewig schade, daß wir jetzt nicht unter Wasser stecken. Glaub mir, ich hätte dich wie eine junge Katze tauchen lassen, bis dir der Atem vergangen wäre, und du hättest von Glück sagen können, daß dein elendes Leben sich früh abgehaspelt hat. Du hast mir eine schöne Zukunft vor dir. Wer hat dir dazu verholfen? Die Alte dort?"

Das Mädchen schaute mit einem sonderbaren Lächeln zu ihm auf; aber rotübergossen.

„Armer Narr," sagte der Rittmeister, „armer Narr! Geh in dein Bett und schlaf!"

Die Alte spitzte die Ohren, lachte, kicherte, und die ganze Gesellschaft fand es für gut, die Sache von der heitern Seite aufzufassen.

Der Rittmeister schaute mit einem wütenden Blick auf die Tischgäste.

„Lacht nur — lacht nur, ihr verfluchtes Volk", murmelte er, ging zurück zu seinen Kameraden und setzte sich gewichtig nieder. „'s ist doch eine Schande bei euch Christen!"

Da blickten beide erstaunt auf ihn.

„Eh," sagte er, „solche Frauenzimmer sind mir verhaßt, in den Tod verhaßt! Hören Sie mir auf, das ist eine Schmach, wie es ist, und damit gut. Ich bin nicht der Mann, darüber zu moralisieren, aber, Teufel auch! das ist nicht unmoralisch, meinetwegen; aber das ist widerwärtig. Ich steck' in der Türkei seit Jahren, da sieht man dergleichen nie. Das gehört dem hochgelobten Europa. Gott möge es dafür segnen! Wo führt Sie die Reise hin?" fragte er die Freunde. „Nach Konstantinopel? Ja? Ist recht — ist recht!"

„Sagen Sie mir, weshalb vertauschten Sie vorhin mitten im Wirrwarr Ihre Mütze mit dem Fes da, wenn Sie mir die Frage erlauben?" begann Hans Ludwig Schmidt und bog sich über den Tisch zu dem Rittmeister hin.

„Warum nicht?" entgegnete dieser. „Es sitzt mir besser auf dem Kopf. Ich hätte es über die Ohren gezogen, wenn es zum Letzten gekommen wäre; das würde mir die Donau selbst nicht abgespült haben. Und außerdem bin ich Muselmann und wäre als guter Muselmann im Fes abgefahren."

„Sie Muselmann, Herr Rittmeister?" fragte Obrist lachend. „Ich hätte gedacht, so etwas wie Bayer oder Österreicher!"

„Das nebenbei auch — ein guter Bayer", antwortete er lächelnd.

„Nun, und Muselmann geworden?"

„Ja“, erwiderte er kurz und fest.

„Also der erste Türke!“ rief Hans Schmidt, „Gott grüße Sie!“ Er streckte ihm die Hand hin und der Rittmeister schüttelte sie ihm kräftig und lachte aus voller Brust gutmütig und zufrieden.

„Eh, Sie haben wohl auch gemeint, ein Muselmann säh' anders aus?“ fragte er und blickte listig mit den kleinen Augen.

„Nun,“ erwiderte Obrist, „daß der erste ein bayerischer Rittmeister sein würde, hätte ich freilich nicht gedacht.“

„Macht nichts,“ sagte der Rittmeister, „er ist aber doch ein guter — ein echter; auch ein alter, und ist's sein Lebtag gewesen.“

„So, so,“ sagte Hans Schmidt, „das ist ja ganz sonderbar.“

„Eh, sonderbar ist's nicht,“ erwiderte der Rittmeister, „es hat sich ganz natürlich gemacht.“

Sie sprachen weiter.

Da zog Hans Schmidt sein Taschenbuch aus dem Rock und entnahm ihm einen kuvertierten Brief: „Den soll ich in Konstantinopel an eine Deutsche abgeben“, sagte er. „Gott weiß, wie ich sie finde. Ihr Deutschen dort werdet ja ungefähr voneinander wissen.“

„Laß schauen.“ Der Rittmeister steckte sein Augenglas auf, zog die blonden Augenbrauen so in die Höhe, daß sie unter das Fes ruschten und dort lange Zeit verborgen blieben; dann griff er nach dem Brief, hielt ihn gehörig von sich ab, um besser lesen zu können, und vertiefte sich in die Schriftzüge.

„Das ist ja,“ rief er und sein ganzes Gesicht fing zu leben an, „das ist ja an die Brunquell — an die Lore Brunquell! Ja, was denn! In Pedykule. Freilich wohnt die in Pedykule! Nun, und zu der wollen Sie?“

Beide Freunde lachten über das ganze Gesicht und be-

obachteten den Rittmeister, der den Brief immer noch weit von sich abhielt und sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen konnte. „Das wird das erstemal sein, daß die so extra einen Besuch aus Deutschland bekommt! Na, und von wem ist denn der Brief, wenn man fragen darf?"

„Von Doktor Bärmann, ihrem Vetter", sagte Hans Ludwig Schmidt.

„Von dem?" rief der Rittmeister. „Nun, hat er denn die Erbschaft vollends geordnet? Das steht wohl darin? Hat sie die Erbschaft, so gibt's bei der Brunquell ein Fest; dann wird sie auch allernächstens die Ferdôs verheiraten, das Prachtmädel. Sie wissen, Sie sind mit den Verhältnissen bekannt?"

„Durchaus nicht, gar nicht", erwiderte Obrist. „Ich wußte nichts, als daß mein Freund einen Brief an eine Deutsche abgeben sollte. Übrigens ein hübscher Name; wie heißt sie? Brunquell?"

„Ja, natürlich, Brunquell," wiederholte der Rittmeister, „Lore Brunquell und die Tochter Ferdôs. So haben sie sie genannt. Ferdôs heißt persisch oder arabisch Paradies und sie ist Paradies. Sie wissen schon, Firdusi, der Dichter, der paradiesische. Sie werden sie sehen oder auch nicht sehen, wie es der Alten in den Kopf kommt, die hält alle Hände über das Mädel. Ja, sie glauben nicht!"

„Ich habe von der Lore Brunquell vor einigen Wochen einen prächtigen Brief an ihren Vetter gelesen", sagte Hans Ludwig Schmidt.

„Glaub' ich, wenn Du einmal einen Brief schreibst, wird's schon ein guter Brief sein. Die Frau ist des Teufels. Ein altes, häßliches Weib; das heißt, häßlich gerade nicht, aber alt; das heißt, alt gerade nicht, aber für ein Weib nicht mehr jung. Eine Frau, die mir aber lieber ist, als zehn junge; eine forsche Person, ich sage Ihnen: durch und durch

brav. Sie hat in Yedykule ein Haus und einen großen Garten."

„Ja, einen schönen Garten", unterbrach ihn Hans Ludwig Schmidt. „Ich weiß es aus ihrem Brief und ihr Brief trägt eigentlich die Schuld, daß wir hierhergekommen sind. Sie hat mir Lust gemacht."

„Was Sie sagen! So schön hat sie's geschrieben! Nun, es geht ihr auch gut. Das Frauenzimmer hat Glück gehabt, Alles gedeiht bei ihr, man gedeiht selbst bei ihr. Wenn es Ihnen recht ist, zeige ich Ihnen den Weg nach Yedykule zu ihrem Garten. Sie würden sie nicht leicht auffinden. Ja, wie sollten Sie sie eigentlich finden? Das ist ja, wenn Sie nicht Türkisch können, rein unmöglich. Bei uns ist alles, gottlob, nicht so geordnet wie bei euch da draußen, wo man alle Huber und Schmidt und Maier auf jedem Polizeiamt an den Fingern herzählen kann, und wo der ärmste Lausbub überall gekannt und registriert ist, wie ein Erbprinz, und wo man sich auf Schritt und Tritt vorkommt wie ein numerierter Sträfling. Wie lange wird's dauern, und ihr werdet Täfelchen auf dem Rücken tragen müssen mit dem Verzeichnis über euer Alter und euren Stand, euren Geburtsort, Impf- und Taufzeugnis, euren Katechismus, Straßen- und Wohnungsnummer", sagte der Rittmeister und fuhr erregt, gutlaunig fort: „Paßt's auf, das ist nicht mehr fern, und geht ihr dann auf der Straß', dann springt's euch ein Polizeispitzel, der euch allweil nachschleicht, bald von hinten nach vorn, bald von vorn nach hinten, und fragt's euch: ‚Sind Sie auch der Franz Christian Emil Aloys Nazi Huber? Sind's auch so alt, wie's dasteht? He? Das ist ordnungswidrig! Steht da, sind Protestant und schauen's doch katholisch aus. Steht da, korpulent; hab' aber, dächt' eh, schon Korpulentere gesehen. Steht's da, tragen ein Brillen; tragen aber keins! Steht's da, wären geimpft. Wie soll ich da nachkommen! Bitt' schön, da muß ich schon bitten, daß Sie mit

mir gehen und sich ausweisen.' Nun, wird's nicht so?" sagte der Rittmeister, treuherzig lachend.

„Da leben wir, gottlob, im Lande der Freiheit," fuhr er fort, „mich müßt der Deixel plagen, wenn ich mich bei euch wieder numerieren und registrieren ließ. Masch Allah! Gott soll mich bewahren! Nun, Sie werden's ja sehen. Jetzt empfehl' ich mich, ich will mal beim Kapitän nachschauen. Auf Wiedersehen, Gott grüß Sie."

„Noch eins", fragte Hans Schmidt. „Wie ist es Ihnen denn eingefallen, Mohammedaner zu werden? Verzeihen Sie die Frage!"

„Ist nichts zu verzeihen. Ich hab' schon gesagt, das ist lang her, daß ich's wurde. 's ist eine weitläufige Geschichte, von Kindesbeinen an hat's mir nahegelegen. Der Vater ist mit Napoleon in Ägypten gewesen, von da her hat er sich einen Schwarzen mitgebracht, einen Araber — einen Kerl wie Gold. Von dem her mag sich's schreiben. Der Vater hat mich nie einen Christen werden lassen — und später hab' ich mich alleweil im Orient herumgetrieben. Ich sagt's wohl schon, ich war auch in Algier, da wurd' ich's erst recht. Es hat mir halt Spaß gemacht. Sie waren all' sauber und reinlich, nicht besoffen, anständig, ruhig — net gerad roh. Ich hab' soviel Mildherzigkeit nirgends gefunden. Da dacht ich: Donnerwetter, das ist keine üble Sache. 's ist eine Religion ohne allen Firlefanz, für ruhige Leute. Wenn man sich wäscht, denkt man: Halt still, zur selben Stunde wäscht sich das ganze Volk. Das ist nicht wie bei uns, wo ein Stutzer sich badet, wäscht und parfümiert und denkt, Gott weiß, was er tut, und Tausende laufen dafür im ewigen Schmutz. — Hab' ich Lust, des Guten zuviel zu tun und ordentlich loszulegen, denke ich: halt still, ein ganzes Volk enthält sich wohlgemut des Saufens, und du Lump willst da Schnackerln machen und willst das ruhige, saubere Ganze mit deiner Völlerei stören?! — Und mit den Weibern, ja mit den Weibern, das

ist eine eigne Sache — ps—t," machte der Rittmeister, „das lob ich mir, alle Achtung! So etwas wie hier," der Rittmeister zeigte ohne hinzublicken nach dem Tisch, an dem die alte und die junge Person unter den angetrunkenen Gästen saßen, „so etwas gibt's da nicht. Nur ehrbare Frauen und ehrbare Mädchen. Was wollen Sie? Keine unglücklichen Geschöpfe. Keine alten Jungfrauen und dergleichen. Ich sage, es ist ein gottgesegnetes Volk — und alle Achtung! Also auf Wiedersehen! Gott grüß' Sie!"

Damit rückte er seinen Stuhl energisch unter den Tisch und ging sporenklirrend durch die Kajütentüre.

Beide Freunde blieben noch beieinander sitzen.

„Mein Lieber", sagte Obrist, „heute ist der erste Tag, an dem ich wieder fühle, was es heißt, zu leben und zu hoffen, und wem danke ich das? — Übrigens, was ist das für ein prächtiger Kerl, der Rittmeister! Es ist gut, er mag uns zu der Brunquell begleiten; es ist mir recht, wenn wir ihn weiter sprechen. Dir gefällt er auch?"

„Freilich, der Kerl hat Paprika!" sagte Hans Ludwig Schmidt und stieß mit seinem Freunde an. „Die Kunst soll leben!" sagte er ruhig. „Von heute an gehörst du ihr wieder, ihr ganz allein."

„Ich werde an Anna schreiben", sagte Obrist.

Hans Schmidt riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch. „Ich auch", sagte er lakonisch.

Und Hans Ludwig Schmidt schrieb:

„Der, der vor kurzem noch als ein vom Leben Ausgestoßener den Tod suchte, will jetzt leben. Ein paar volle Atemzüge, die er in der Freiheit tat, ließen ihn gesunden.

Wer gönnt es ihm nicht? Seien Sie über alles hinaus gut!"

„Du," sagte Hans Schmidt, „du schreibst an dein süßes Kind, an Dickchen. Das arme Ding hat mit dir gelitten,

mehr als du ahnst. Wenn ich dächte, du könntest je undankbar gegen dieses Engelskind sein, du könntest ihre Liebe je vergessen."

„Mein Dickchen," schrieb Obrist, „so ohne Abschied ist Dein Vater von euch gegangen! Halt den Kopf hoch, mein Dickchen, sehne Dich nicht, es geht ihm besser, er ist wohler — ganz wohl. Er denkt zu arbeiten, zu leben. Sitze nicht viel im Atelier allein. Hilf Mama, sei so gut gegen sie, wie Du gegen mich warst. Schreib mir, wenn sie lacht und den Kindern Geschichten erzählt. Und schau Dir an, was sie arbeitet, und berichte mir davon. Sie wird nicht Zeit haben, es ausführlich zu tun. Dein Vater."

Als er den Brief geendet hatte, trat der Rittmeister wieder ein, tropfend und wahrhaft Sturm und Regen vor sich her pustend.

„Nun, morgen früh elf Uhr legen wir in Rustschuk an, dann acht Stunden per Bahn, dann die Überfahrt — und wir sind angekommen. — Jetzt aber ist es Zeit, schlafen zu gehen."

Elftes Kapitel

Sie sind angelangt. Rittmeister Neunhütel rutscht auf allen Vieren um einen Brunnen. Sie werden von Lore Brunquell empfangen. Ein Granatapfel fällt von der Decke, zerspringt. Ferdös und der alte Iskender musizieren. Der verliebte Jacob. Das Meer leuchtet. Hans Schmidt stolpert und behauptet, daß Obrist in einem Waschbecken stecke.

Sie hatten die Eisenbahnfahrt zwischen Rustschuk und Varna hinter sich und waren stundenlang durch eine wunderliche Landschaft gekommen. Kahle Bergzüge mit schroffen Felszacken gekrönt, das Tal, durch das sie fuhren, ein meilenweiter Sumpf, schilfwogend, von Adlern und Falken überkreist, an den Bergabhängen Büffel- und Schafherden. Alles wimmelte und lebte, wenn man tief in das Röhricht hineinblickte. Tausende von allerlei Gevögel und Getier führten da ein ungestörtes, sicheres Dasein. Nicht einmal der brausende Zug trug Schrecken und Furcht in diese Einsamkeit.

Der silbergraue Kranich stolzierte zierlich und vornehm und war erfreulich in seinem köstlichen, weichen Flug, der ihn nicht allzu hoch über den Erdboden hintrug, Störche, Reiher, wilde Enten, Gänse, wilde Schwäne, rosa Pelikane, alles durcheinander in dem braunen Schilf! Nur hin und wider eine vermoderte, zerfallene Hirtenhütte an einem Berghang und meilenweit voneinander entlegene Ortschaften, elende, aus Weiden rundgeflochtene Häuser, die wie ein Haufen verfaulter giftiger Pilze aufeinander und nebeneinander hockten.

Die Freunde hatten auch die kurze Seereise hinter sich, auch die Fahrt durch den Bosporus. Der Süden umgab sie mit seinen tiefen, edeln Farben!

Am Bosporus blühte zur Zeit, als sie anlangten, der Judasbaum wie kein andrer Baum so reich und wunderlich. Die

kleinen roten Blumenbüschel dringen ihm unmittelbar aus dem starren, mächtigen Stamm und aus den festen Ästen, so daß die starken Bäume wie mit purpurroten Teppichen behängt erscheinen, und zwischen den hellgrünen Blättern schimmern wahre Lasten von Blüten. Zu dieser hellen Pracht dunkle Zypressen gepaart, Gemäuer mit Efeu überwachsen, blühende Gärten, den ganzen Bosporus entlang Holzhäuser, denen Sonne, Wind und Wetter einen schönen dunkeln Silberton gegeben haben. Das ganze Terrain, wo es zutage tritt, tief goldbraun und das Wasser köstlich weißschäumend, das Schiff umzischend. Alle diese Farben in einer herzberuhigenden Harmonie, die Luft kristallklar!

So fährt man in Konstantinopel ein!

Mit Staunen sahen sie die dreigeteilte, meergetrennte Stadt sich aus den blauen Fluten heben. Zur Linken Skutari mit seinen weiten, dunkeln Zypressenwäldern. Gegenüber, als käme sie angeschwommen, wie getragen von den Fluten des Marmarameers, die Serailspitze mit Kuppeln, die von Minarets überragt und von Platanen überschattet sind. Dahinter, als Fortsetzung auf der langgestreckten Landzunge, Stambul mit seinen Moscheen.

Rechts Galata, Pera, das sich stolz auf dem Hügel erhebt und von dem mächtigen Galataturm gekrönt ist.

Über Stambul, aus weiter Ferne, über dem Marmarameer, schimmern blau in blauer Luft die Bergzüge Asiens und der schneebedeckte Olymp.

So waren sie angekommen.

Ein ungeheures Getreibe von Kaiks und Booten, Hotelkommissären und allerhand Volk, das von den Reisenden Nutzen ziehen wollte, belagerte das Schiff. Es schrie und kletterte, tobte, lärmte, brüllte, als sollte alles in Grund und Boden zerstört, die Koffer ins Wasser geworfen und die Passagiere und Mannschaft erdrosselt und ersäuft werden.

In diesem Gewühl und Getobe machte der Rittmeister,

der sich Obrist und Hans Ludwig Schmidt auf der weiteren Reise angeschlossen hatte, kurzen Prozeß, drängte, was ihm in den Weg kam, mit seinem Stock aus Nilpferdleder zurück, machte dabei ein paar Augen wie ein wahnsinniger brüllender Löwe und erreichte durch diese Anstalten, daß seine Reisegefährten ihr Gepäck vor allen andern in ein Boot herabgelassen bekamen. Er selbst hatte keins, nur eine vielgebrauchte lederne Reisetasche, die er sich trotz aller Angriffe darauf nicht entwinden ließ, sondern sie eigenhändig in das schwer errungene Boot trug.

Sie fuhren, nebenbei gesagt, zum sechsten Teil des Preises über, den alle andern zahlten. Der Rittmeister hatte gehandelt wie ein Verzweifelter und saß, nachdem er erreicht hatte, was er wollte, zufriedengestellt und siegesbewußt mit seinen Gefährten in dem schlanken Kaik, das über wundervoll bewegtes Wasser dahinschoß.

„Das waren alles verfluchte Griechen," sagte er, „unser Bootführer ist ein guter Türk. Ich führe Sie nach einem Hotel, bleibt's dabei?"

Das orientalische Leben strömte ihnen entgegen, die Sonne funkelte auf kräftigen Farben. In den engen Straßen mußten sie durch ein fremdes, mächtiges Getreibe ihren Weg suchen.

„Kommen Sie nur, kommen Sie nur!" rief der Rittmeister.

Gestalten begegneten ihnen, denen sie wahrhaft betroffen nachschauten, Gestalten, wie aufgetaucht aus den Zeiten Homers. Sie bekamen den Eindruck von einer ungeahnten Kraft und Würde der menschlichen Erscheinung.

„Nun, was sagen Sie, was sagen Sie?" fragte der Rittmeister, der ihnen vorausging, hin und wieder, indem er sich lachend umdrehte. „Da wären wir!" Grüne Feigenbüsche aus altem Mauerwerk wachsend, schöne Gitter, hinter denen Marmorgrabsteine schimmern, rebenüberwachsene Straßen,

Holzhäuser, die wunderlich und malerisch ineinander und übereinander hocken. So kamen sie auch an einen jener herrlichen Brunnen, der in anderer Auffassung gedacht ist, als wir es in Europa gewohnt sind, ein Brunnentempel aus weißem Marmor, in dessen Mitte das Wasser sprudelte. Mit bronzenen Schalen, die mit Kettlein an den vergoldeten Fenstergittern hängen, wird daraus für die Vorübergehenden geschöpft und eine ganze Reihe dieser Schalen steht immer gefüllt bereit.

Das ganze schönformige Gebäude ist mit vergoldeten, in Marmor gemeißelten Ornamenten wie mit einem köstlichen Panzer bedeckt.

„Das ist prächtig!" rief Obrist, „das ist schön! Ich habe doch recht gehabt mein lebelang; die einzige geniale, ganz urwüchsige Ornamentik ist die maurische, die arabische."

„Nicht wahr!" rief der Rittmeister, kehrte sich um, schüttelte Obrist die Hand und sagte: „Sie sind mein Mann. Das gefällt mir von Ihnen. Damit treffen Sie mich mitten ins Herz. Schauen's", sagte er, „ich bin ein Narr für dergleichen. Ich sag' auch, es gibt nichts Schöneres, als die arabische Baukunst — und ich kenne sie; ich hab' ihr all'weil nachgespürt. Schauen's, an so einem Stein, da ist alles wie hineingewachsen. Das ist da, ist nicht wegzuschaffen, das geht dem Stein durch Mark und Bein! Und schaun Sie das Ganze an: wie aus einem Guß! — Teufel auch! Wer hat je etwas Ähnliches wie diese Leut' geschaffen! Hören's mit Ihren Renaissancebauten auf! Die sind ja auch schön, freilich; aber wo sind's ihr da die Glut, die Lust, das Prächtige, das einem zu Kopf steigt — das sitzt wie Kristall an Kristall, ist alles aneinander gewachsen und aufgeblüht, alles von der Natur getrieben. Zeigt's mir irgend etwas Ähnliches!"

Sie stiegen miteinander die Stufen des Brunnens hinan.

Der Rittmeister kroch auf allen Vieren trotz seiner Reisetasche und zeigte auf die untersten reich ziselierten vergol-

deten Steine. „Schauen's," sagte er eifrig, „wie das mächtig ist!"

Obrist und Hans Schmidt kauerten neben ihm.

„Wir wollen versuchen, ob wir uns öfter sehen können", sagte Hans Schmidt beim Abschied, als sie miteinander in dem Zimmer standen, das der Rittmeister ihnen, nachdem er wieder wie ein Verzweifelter darum gehandelt, ausgesucht hatte.

„Mir soll's recht sein", erwiderte der Rittmeister, rückte die Füße zusammen, daß die Sporen klangen, und reckte sich, daß er so fest wie aus Eisen gegossen aussah. „Wenn Sie's vertragen, daß ich red', wie mir der Schnabel gewachsen ist, dann soll mir's recht sein", wiederholte er. „Hier, gottlob, kann man reden, wie man will, ohne daß man fürchten muß, wie bei euch, ein Polizeispitzel schwebe in der Luft. Hier ist das Land der Freiheit!" Der Rittmeister schlug sich auf die Brust und lachte auf, so kräftig und freudig, daß sein Lachen Ähnlichkeit mit dem Wiehern eines mutigen, lustigen Pferdes hatte.

„Herr Rittmeister, Herr Rittmeister," erwiderte Hans Schmidt, „Sie haben den Blaukoller."

„Wie? Was?" fragte der Rittmeister.

„Na, wegen der Schutzleute."

„Was, den Blaukoller nur, ich habe den regenbogenfarbenen Koller, den Koller gegen alle Welt," lachte der Rittmeister. „Das heißt, net grad' gegen alle Welt; aber es gibt so allerlei, da bin ich kurios.

Aber nun leben Sie wohl! Morgen komme ich und hol' euch ab nach Pedykule zur Brunquell. Herr, mein Gott!" rief er, „da halt ich mich noch auf; jetzt muß ich fort, zu meiner Kleinen, die wird schön auf mich warten, und ich bring' ihr schlechte Nachricht, dem armen Wurm, hab' nichts erwischt!"

„Zu Ihrer Frau wollen Sie? Sind Sie verheiratet?" fragte Hans Schmidt.

„Natürlich", antwortete der Rittmeister, schüttelte jedem die Hand, setzte wieder die Füße fest zusammen, daß die Sporen klangen, richtete sich kerzengerade und fest in die Höhe und ging stramm zur Tür hinaus.

Am andern Tage, nach der Mittagsstunde, erschien der Rittmeister, um seine Reisegefährten zu dem verabredeten Gange abzuholen.

Sie wanderten miteinander über die Brücke, die Galata mit Stambul verbindet. Die blaugrünen Fluten des Goldenen Horns umrauschten sie, glänzende Segel leuchteten auf, die dunkeln Rauchsäulen der Dampfschiffe wälzten sich über das tieffarbige Wasser hin, Tausende von Möwen schimmerten in der Luft, schaukelten wie weißer Schaum auf den Wellen, eine bunte, sonnenüberschienene Menge, die auf der Brücke sich hin und her bewegte, all dies zog die volle Aufmerksamkeit an.

Vor ihnen erhob sich die wundervolle Silhouette Stambuls, aufragende Minarets, gewaltige Kuppeln, Baumkronen wie aus Bronze getrieben.

Eine kurze Strecke fuhren sie auf der Eisenbahn, an der felsenfest aufragenden Stadtmauer hin, deren Fuß vom Marmarameer bespült wird. Geborsten und gestürzt an vielen Stellen, ließ sie das türkisblaue Wasser durchschimmern und die wie im Äther schwimmenden Berge und Inseln.

So kamen die drei Gefährten nach Yedykule, einer Vorstadt Stambuls.

„Da wären wir", sagte der Rittmeister. „Nun wollen wir die Brunquell überfallen. Es kann schon sein, daß sie jetzt gerad' ihr Schläfchen hält. Was meinen Sie, jetzt kommen wir in die schönsten Granaten und Feigen hinein. Sie werden sehen, wenn die Granaten hier blühen, das ist schon ein Anblick! So, da sind wir, das ist das Haus."

Sie standen vor einer grünen Tür, die in eine nicht allzu hohe Gartenmauer eingelassen war. Über die Mauer schauten Lorbeerzweige und strebten hoch und fest in die blaue Luft und die breiten Kronen der Feigen ragten herüber.

An der Tür hingen bronzene Klopfer.

Der Rittmeister ergriff einen davon und klopfte energisch.

Es währte eine geraume Weile, bis die Tür geöffnet wurde, und dies geschah durch einen kleinen Mann in den sechziger Jahren, der in einem braunen, von Wind und Wetter zerschlissenen Kaftan steckte.

„Gott grüß dich!“ rief der Rittmeister.

Der kleine muskulöse Mann schaute erstaunt auf, streckte dem Rittmeister im selben Augenblick beide Hände entgegen und rief in einem etwas behutsamen Deutsch: „Ah, das bist du, Rittmeist—er! Wo kommst du denn her? Hast du denn ausgerichtet, was du wolltest?“

„Nichts, gar nichts, Iskender, Geld zugesetzt, weiter nichts. Immer dasselbe Lied!“

„Allah bujuk! Gott ist groß, Rittmeist—er; es wird dir bald besser gehen.“

„Mir sollte es recht sein“, war die Antwort.

„Und wen bringst du denn da mit?“

„Gäste“, sagte der Rittmeister. „Geh, melde uns der Frau.“

„Die schläft.“

Der Rittmeister zog seine Uhr.

„Das ist gut,“ sagte der Mann in dem zerrissenen Kaftan, indem er den Rittmeister aufmerksam beobachtete, „das ist gut, daß du deine Uhr noch hast, und daß sie der Pfandverleiher nicht hat, — da geht es dir so übel noch nicht.“

Der Rittmeister lachte laut auf, schaute auf seine Gefährten und sagte: „Sie müssen unsern Iskender kennen, das ist eine zufriedene Seele! Und wie geht es der Ferdös?“ fragte er.

„Die macht uns viele Not. Sie lernt jetzt so schlecht und hat den ganzen Tag törichtes Zeug im Kopf“, bekam er zur Antwort. „Es wird Zeit sein, sie zu verheiraten.“

„Ich will dir etwas sagen“, unterbrach ihn der Rittmeister. „Geh und melde uns bei der Frau, sie hat genug geschlafen, und ich kann dir sagen, es wird ihr so recht sein.“

„Rufe selbst im Garten,“ war die Antwort, „wenn sie dich hört, wird sie schon kommen.“

Sie traten miteinander ein.

Das war also der Garten, der Hans Schmidt an dem trübseligen nächtlichen Gang durch die düsteren Straßen Berlins, als er dem verzweifelnden Freunde folgte, so gelockt hatte.

Sie gingen den schmalen, gewundenen Weg, der ganz von Feigengebüsch überwölbt war und auf das Haus zuführen mochte, das man wegen der Fülle der breitlappigen Blätter nicht sehen konnte.

Zwischen den Feigen leuchtete das junge noch rötliche Laub der Granaten und lange Beete, auf denen Artischockenpflanzen ihre silbergrauen, feinbehaarten Blätterwedel auseinander warfen.

„Nun schauen's nur,“ sagte der Rittmeister, „wie bei dem Frauenzimmer die Artischocken stehen! Ich sage Ihnen, sie versteht's! Weiß's Gott, besser noch als ihr seliger Mann. Das Weib hat eine glückliche Hand.“

Jetzt kamen sie auf einen freien Platz vor dem Haus. Es war aus Holz aufgeführt. Junges Weinlaub zog sich bis zum Dache hinauf und weiß und rosa Kletterrosen stiegen lustig empor und fielen frei und lebensfreudig in Ranken von Fenstersimsen und einem kleinen Erker wieder herab. Eine Fülle von blauen Glyzinenblütentrauben, die ihr hellgrünes, schlankgefiedertes Laub ganz überquollen hatten, hing wie eine blaue Wolke über der Haustür.

„Na, was sagt's?“ fragte der Rittmeister.

„Kinder!" rief Hans Ludwig Schmidt und breitete die Arme aus. „Mir ist's wohl! — Da ist doch einmal Überschwall! Da fühlt man doch, daß die Natur auch eine gute Mutter ist!"

Obrist war still. Er hatte heute alles schweigend an sich vorüberziehen lassen.

Von Hans Schmidt wurde er nicht gestört, der war den größten Teil des Weges mit dem Rittmeister vorausgegangen.

In Obrists Augen hatte während der ganzen Zeit ein Ausdruck von Freudigkeit und Wohlbefinden geleuchtet.

„Jetzt warten's einmal", sagte der Rittmeister zu seinen Gästen, die ganz verloren waren im köstlichen Anblick des Hauses, des reichen Gartens und des weit ausgebreiteten Meeres, das durch Feigen und Lorbeer blau schimmerte und leuchtete. „Jetzt warten's einmal, jetzt ruf' ich die Brunquell. Brunquellin!" rief er, „Brunquellin, was schlafen's denn noch?" Dabei klatsche er kräftig in die Hände. „Brunquell!"

Durch das offene Fenster klang eine warme, volle Stimme: „Das ist ja der Abdul Rahman, der Rittmeister! Ja, was schreit der denn so, hat er denn Glück gehabt endlich? Nur Geduld, ich will mich noch ein bissel herrichten. Aber hat er denn Glück gehabt, ist's mit den Pferden gelungen?" Man hörte, sie war bei dieser Frage tiefer ins Zimmer hineingegangen.

„Nichts ist's, nichts war's", rief der Rittmeister, indem er beide Hände um den Mund legte.

In demselben Augenblick fuhr eine Frauensperson in einer gelben, groß punktierten Kattunjacke halbleibs zum Fenster hinaus.

„Was?" rief sie. „Nichts ist's — da soll doch gleich das heilige Donnerwetter dazwischen fahren. Rittmeister, Sie sind ein Esel! Wer wird denn ewig Pech haben!"

„Verflucht!" sagte der Rittmeister und zuckte die Achseln.

„Gehen Sie mir, gehen Sie mir!" rief die Frau ganz desperat. Jetzt schaute sie um sich und bemerkte die Begleiter des Rittmeisters. „Wer sind denn die Herren?" fragte sie.

„Wir haben uns unterwegs getroffen", sagte der Rittmeister.

„So?" erwiderte die Frau trocken. „Wer ist's denn?"

„Wer wird's denn sein?" sagte der Rittmeister. „Wer frägt denn so? Ein paar Maler sind's. Sie haben wohl schlechte Laune, Brunquell?"

„Nein", sagte sie treuherzig. „Wo sind sie denn her?"

„Wo werden sie denn her sein?" fuhr der Rittmeister dazwischen, „Deutsche sind's, ‚Fritzchen' sind's, aus der Reichshauptstadt."

„Ei, du großer Gott!" rief die Frau mit einem rätselhaften Ausdruck, „und wie kommen sie denn zu mir?"

„Nun wird mir's doch zu toll", rief der Rittmeister. „Sind Sie Torwart, da oben, — he? Jetzt kommen Sie herunter oder laden Sie uns ins Haus ein und seien Sie fei brav!"

Die Frau verschwand.

Der Rittmeister wendete sich zu seinen Gefährten und sagte, indem er die kleinen Augen listig zukniff: „Sie beißt schwer an; aber meint sie es einmal gut, ist sie treu wie Gold!"

Da trat sie aus der Türe in gelber Jacke und gelbem Rock, die ganze Erscheinung stattlich und kräftig. Um den Kopf trug sie ein weißes Tuch, das ihr in einem schlanken, langen Zipfel über den Rücken fiel; am Ende dieses Zipfels schaute ihr Haar in zwei hängenden Zöpfen noch ein paar Finger lang heraus. Es war schon leicht ergraut. An den Schläfen und auf dem Teil des Scheitels, den das Tuch nicht bedeckte, schimmerte es silberweiß zwischen den dunklen Strähnen. Ein paar lebhafte braune Augen zogen sogleich die Aufmerksamkeit auf sich.

„Rittmeister, Abdul Rahman, seien Sie mir schönstens will-

kommen", sagte sie warm und herzlich und streckte ihm beide Hände hin. „Also mit den Pferden wieder kein Geschäft gemacht? Es ist zum Haarausraufen! Und Sie sind mit dem Rittmeister hier angekommen?" wendete sie sich an die Reisegefährten. „Das läßt sich schon hören, der Rittmeister bringt nicht einen jeden mit, also auch willkommen!" Sie streckte ebenso den andern die Hand hin.

„Ja, wir sind mit ihm zufällig zusammengetroffen; aber es ist nicht Zufall, daß wir Sie aufsuchen. Wir bringen Ihnen etwas, wir haben einen Brief für Sie", sagte Hans Ludwig Schmidt.

„Für mich? Daß ich nicht wüßte", erwiderte die Frau.

„Einen Brief von Ihrem Vetter."

„Von was für einem Vetter? — Daß ich nicht wüßte!" sagte sie wieder gedehnt und auffallend mißtrauisch.

„Von Doktor Bärmann!" fügte Hans Schmidt hinzu und entnahm seinem Taschenbuch den Brief.

„Von dem, von dem Vetter?" rief die Frau aus. „Ja, wie kommen Sie denn dazu? Das ist ein anständiger Mensch, der hat meinetwillen allerlei Schererei gehabt. Ich bin ihm zu Dank verpflichtet. Es macht mir Spaß, jemand bei euch draußen zu Dank verpflichtet zu sein. Das Vergnügen habe ich lange nicht genossen!"

Während sie sprach, erbrach sie den Brief und las: „Nun seht mir einer an, da haben wir wirklich die Sache verfertigt! Es ist im reinen. Er schreibt mir auch, daß die Überbringer ein paar ordentliche Leute seien; der Lange schreibt er, ist einer, dem die Natur das Zeug etwas verschnitten hat, sonst ist nichts gegen ihn einzuwenden. — Ja, was meint er denn damit?" Die Frau musterte die beiden Ankömmlinge fragend.

„Das will ich Ihnen sagen", antwortete Hans Schmidt. „Hier meinen Freund hat er auf dem Strich. Ihr Vetter Doktor hat ihm vor kurzer Zeit in seiner Weisheit prophe-

zeit, daß er es nicht mehr lange machen würde. Nun ist er kerngesund, und da ärgert sich der Herr Doktor und bleibt bei seiner Meinung."

„Ja, ja," sagte die Frau, „da erkenne ich euch! So seid ihr! Auf die Wahrheit kommt's euch nicht an, da wäre die Sache einfacher und das Leben ruhiger, denn die Wahrheit steht, wo sie steht, und wer zu ihr hält, der kann sein Lebtag posto fassen. Also, mein Herr Doktor ist auch einer von denen!" — fügte sie hinzu. „Schade!"

„Das nicht", sagte Hans Schmidt. „Er ist ein Mann, der über die Dinge seine feste Meinung gefaßt hat, von der er nicht abweicht."

„I gehen Sie, da gefällt er mir erst recht nicht, da ist er blind und hartherzig. Ein Mensch, der seine feste Meinung hat, ist das immer. Wir armseligen Geschöpfe sollen keine feste Meinung haben und uns darauf etwas zugute tun. Das ist lächerlich. Das ist nicht viel anders, als wenn ein Fisch oder ein Frosch sagt: Ich kenne die Welt, und wenn ich nur wollte, würde ich euch lehren, wie man fliegen oder reiten müßte. Na, was sagen Sie dazu, Herr Rittmeister?"

„Hm — hm", machte dieser.

„Freilich haben Sie recht", warf Obrist dazwischen. — „Es gibt wenig Leute, die dergleichen auszusprechen wagen."

„Natürlich", sagte die Frau. „Dort, durch die Türe," sie zeigte auf das grüne Gartentor, „gehen nur gute Freunde ein und aus, vor denen man kein Blatt vor den Mund zu nehmen braucht. Wir sind auch keine ehrenwerten Leute, was man bei euch so ehrenwert nennt. Der Rittmeister hier, der Abdul Rahman, der Neunhütel ist ein großes Kind, dabei aber ein Teufelskerl, bei dem der Sabul locker sitzt; und außerdem hat er Ideen wie ein Räuber, Mörder, Revolutionsmann, Gotteslästerer. Bei euch müßt' er der Einfachheit halber gleich für immer in Ketten gehen. Hier ist das nicht nötig, da ist er ganz unschuldig."

Die Frau lachte. „Wir haben auch noch so einen Schlimmen, der geht hier ein und aus — und die Kleine vom Rittmeister, ein gutes Kerlchen, und unsern Iskender haben Sie auch gesehen. Wir alle sind eine Welt für uns und ärgern einander nicht."

Bei der Aufzählung hatte sie eine Person übersehen, die Tochter Ferdös, von deren Dasein die Gäste bereits unterrichtet waren.

„Gehen Sie, Rittmeister," fuhr die Frau fort, „und zeigen Sie Ihren Reisekameraden den Garten, dann kommen Sie zurück, derweile habe ich etwas hergerichtet."

„Gut", sagte der Rittmeister. Man nahm einen kurzen Abschied voneinander, und die drei Kameraden verschwanden hinter dem Hause, um den Garten zu durchstreifen.

Als sie ziemlich spät zurückkamen, sie waren weit über das Eigentum der Frau Brunquell hinausgewandert, an der alten Stadtmauer hin, hatten die köstliche Meeresfrische eingeatmet, Farben und Licht genossen, da sahen sie schon von weitem, daß die Frau nach ihnen ausspähte. Sie blickte aus einem der breiten, halb aufgeschobenen Fenster.

Die Sonne war schon nahe am Sinken und ein frischer Seewind hatte sich aufgemacht.

„Spazieren Sie nur ins Haus hinein!" rief die Frau den Gästen entgegen, als diese nahe genug waren, um es zu hören.

„Wir sind bei ihr in Gnaden aufgenommen", sagte der Rittmeister. „Nun sollen Sie einmal sehen, was für eine andere Sache so ein türkisches Haus ist, gegen eure finsteren, mit Renaissancebackwerk bedeckten Stein- und Lehmhöhlen, in denen ihr in der Reichshauptstadt gehockt habt."

Sie traten durch die glyzinenbekränzte Tür in einen lichten Vorraum, der sich breit und behaglich ausdehnte. Durch die offenen Fenster schaute das Weinlaub herein, hatte die Fenster

fast überwachsen. Rosen schimmerten hindurch und Glyzinentrauben. Die leichte hölzerne Treppe führte nach einem ähnlichen Vorraum. An beiden Seiten lagen hier die Eingänge zu den Wohnräumen. Jede Tür war von außen mit einer Portiere verschlossen, statt der Türflügel.

Vorraum und Treppe, alles war mit goldgelben, feingeflochtenen Binsenmatten bedeckt. Zu den Fenstern herein, zwischen dem Grün hindurch, leuchtete die blaue See, die Inseln, die Bergzüge. Von diesen lichten Erscheinungen hoben sich im Hintergrund starre, dunkele Zypressen und Pinien mächtiger ab. Es gab auf der Welt nichts Heitereres als dieses Haus.

Als sie auf der obersten Treppenstufe angelangt waren, öffnete sich eine der Portieren, und die Brunquellin, wie der Rittmeister sie nannte, schaute heraus und begrüßte ihre Gäste.

Sie fanden in dem Zimmer einen einfach gedeckten Tisch, einen Rosenstrauß darauf, eine große Flasche Rotwein, einen Laib Weißbrot und sieben Gedecke.

So einfach wie der Speisetisch war das ganze Zimmer hergerichtet. Ein brauner gepolsterter Diwan zog sich an den Fenstern hin, buntgeflochtene Stühle, ein kleiner Tisch mit einem Schubkasten, an den Wänden in Glas und Rahmen hingen allerlei Bilder für Gärtner, in Farbendruck, unerhört fruchtbare Erdbeerstöcke, Pflaumenzweige, an denen die Früchte mit Mühe und Not Platz fanden. Das Abbild einer riesigen Rübe, gewaltige Kohlhäupter, Kartoffelknollen, Nelkenbüsche.

„Ich hab' einstweilen nach Ihrer Kleinen schicken lassen", sagte Lore Brunquell. „Weshalb soll der arme Narr daheim sitzen und Trübsal blasen!"

Im nämlichen Augenblick hörte man einen leichten Schritt auf der Treppe und ein blondes Persönchen steckte den Kopf herein.

„Ja, Mausi," rief der Rittmeister, „woher kommst du denn?

Da war sie auch schon mitten im Zimmer und schüttelte ihrer

alten Freundin die Hände, schaute erstaunt auf die Fremden und sagte lachend zu ihrem Mann gewendet: „Na, was meinst? Da bin i schon."

Sie war in jeder Bewegung außerordentlich flink wie eine Bachstelze und trug ein graues, knappes Kleid, ihr Gesicht war weiß und kindlich.

„Das ist eine kleine, brave Person!" sagte die Brunquell zu den Gästen gewendet. „Als es unserem Rittmeister einmal sehr übel hier ging, da hat das kleine Ding sich von daheim aufgemacht, hat ihre paar Sächelchen verkauft und ist hier angekommen. Mit einmal war der kleine Narr da, und der Rittmeister hat sie mir gebracht und mich gefragt, was er mit ihr anfangen solle. Es ging ihm herzlich schlecht damals. Halt still, Mausi, hatte er ihr geschrieben, geht's mir erst gut, dann kommst du nach, dann machen wir hier Hochzeit. Das mochte ihr aber zu lang gewährt haben. Mir nichts, dir nichts, kommt sie daher und sagt: ‚Wo werd' ich warten, bis es dir gut geht — in schlechten Zeiten soll man zueinander halten.' Da haben wir hier in meinem Hause Hochzeit gemacht," setzte die Brunquell hinzu, „und ich sag', es ist brav, daß die Mausi gekommen ist."

Hans Schmidt, Obrist und der Rittmeister lachten, und die kräftige Frau drückte in ihrem Eifer einen Kuß auf den Mund der Kleinen.

„Ja," sagte der Rittmeister, „wenn alle Welt dächte, wie die Brunquellin, da würde man Frieden auf Erden haben. Da schaut doch Herr Gott noch einmal das Herz an und nit, was darum und daran ist."

„Es ist gut nun", sagte die Frau. „Nehmen Sie jetzt Platz. das Essen ist inzwischen aufgetragen. Mich wundert's nur, wo unser Jacot bleibt. Der ist doch sonst um die Zeit hier."

„Ja, daß ich's nicht vergeß, der kommt heut' um etwas später. Er sagte es mir am Morgen", antwortete der Rittmeister.

Jetzt trat auch Iskender, der den Gästen die Türe geöffnet hatte, ein und trug noch eine Schüssel gehäuft voll Makkaroni auf.

Alle setzten sich zu Tisch, auch Iskender. Obrist sah zu der hölzernen Decke auf, an der schmale braune Latten allerlei Figuren bildeten: Sterne und Vierecke und überall, wo die Latten sich überschnitten, hing eine vertrocknete Quitte oder ein rötlichbrauner Granatapfel.

„Wie hübsch das ist!" sagte er.

„Das sind unsere Prachtstücke der vorigen Ernte", erklärte Frau Brunquell.

Hans Schmidt unterhielt sich mit der kleinen Frau des Rittmeisters.

„Ja, glauben Sie," sagte die Kleine, auf eine Frage ihres Nachbars, „wir könnten in Deutschland daheim so leben wir hier? Sie sollten einmal unser Stuben sehen wie Hutschachteln. Wenn wir in Deutschland so eine kleine Stuben hätten und weiter nichts, sie würden uns ja net für Menschen ansehen. Hier ist das anders, da fragt niemand nach dergleichen, das ist Nebensache."

„Das ist schon wahr, was die Kleine da sagt", fuhr die Brunquell dazwischen. „Ich möchte nicht gemalt wieder draußen sitzen."

Hier hefteten sich die durchdringenden Augen der Frau auf Obrist und Hans Schmidt.

„Das wissen Sie selbst nicht, wie recht ich hab'", sagte sie kurz.

„Ich hab' es auch nicht gewußt, ehe ich hierher kam. Leben Sie eine Weile hier, und Sie werden fühlen, welcher Unterschied zwischen euch und hier ist, da wird's Ihnen wie Schuppen von den Augen fallen. — Untertauchen tut man, wie in einer gesunden Flut, sage ich Ihnen. Bleiben Sie nur, lernen Sie es kennen—das ist besser, als wenn Sie draußen sitzen und überstudieren sich, um die Weisheit an allen Zipfeln zu haben."

„Ja, was meinen Sie?" sagte der Rittmeister, „die Brunquellin hat's durchgemacht. Und wir, die wir hier schon geraume Zeit stecken, wissen, was sie damit sagen will."

„Langen Sie zu!" forderte sie mit einem einladenden Blick auf, „und lassen sich's schmecken! Als ich hierher kam," fuhr sie fort, „bin ich im vollen Grolle gegen euch draußen hier angelangt. Und zwar kam ich hierher aus dem Grunde, weil ein Mann von hier, den ich gar nicht kannte, durch seinen alten Freund mir hatte sagen lassen, daß er mir Wort auf Wort glaube, daß er Vertrauen zu mir habe und daß, wenn ich gewillt sei, er mich heiraten wolle.

Damals war mir das eine gute Botschaft, denn ich hatte keinen andern Gedanken, als: Nur fort — nur fort! Ich war so bös und so zornig und hielt euch alle miteinander für harte Herzen.

Von einem armen, sterbenden Geschöpf, das von aller Welt verlassen war, hatte ich das Kind übernommen.

Ich hätte es nicht anders tun können. Aber nicht genug, daß sie die Mutter des Kindes zu Tode gehetzt haben, die, die sich des Kindes annahm, wollten sie ebenso bis zur Verzweiflung treiben. Ich mochte von dem Kinde nicht lassen, da verlor ich meine Stelle als Wirtschafterin darüber. Die Leute, die genau wußten, wie alles zusammenhing, wollten keine unklaren Verhältnisse bei sich dulden, wie sie sich ausdrückten. Ich ging. Aber wo unterkommen? Ich fühlte, wie sich um meine Person allerlei Gerüchte zu verbreiten anfingen. Ich kam zurück in meine alte Heimat und wurde von jedermann scheel angesehen. Ich hätte nun gerade von dem Kinde nicht gelassen.

Da wurde ein reichliches Verdienen unmöglich. Ich mußte die mir zusagende Beschäftigung, das lebendige, lustige Wirtschaften auf dem Gute aufgeben und war auf den Verdienst durch Näharbeit angewiesen, das sagte mir nicht zu. Meine Lebenskräfte ließen nach, und es hätte vielleicht bald übel

um mich ausgesehen. Da begegnete mir eines Tages der Vater unseres Rittmeisters hier, ein alter Freund meines Vaters, der in einer Nachbarstadt wohnte, der begegnete mir und sagte: ‚Höre, Lore, ich war eben dabei, dich aufzusuchen. Was hast du denn getan? Weißt du denn, was die Leute von dir reden?‘ ‚Das weiß ich!‘ sagte ich. Schließlich rückte er mit der Hauptsache, derentwegen er mich hatte sprechen wollen, heraus. Ein Freund von ihm, der in Konstantinopel wohnte, hatte bei ihm angefragt, ob er ihm eine deutsche Frau verschaffen könne, eine, die sich nicht schente, einer großen Wirtschaft vorzustehen. Der alte Freund meines Vaters hatte ihm erwidert, daß er sehr wohl eine wisse, hatte ihm erzählt, was er von mir gehört, hatte ihm erzählt, daß er mich zuversichtlich für ein braves Frauenzimmer halte, hatte ihm aber nicht verschwiegen, was die Leute von mir redeten. Gott weiß, was er noch geschrieben haben mag! Kurzum, mein guter Bekannter hatte einen Brief in der Tasche, in dem die Anfrage an mich gestellt wurde, ob ich mich dazu verstehen würde, die Frau des Gärtnermeisters Brunquell in Konstantinopel zu werden. Die Art, wie der Mann schrieb, gefiel mir ausnehmend gut, und es währte nicht lange, da hatte ich mich entschlossen und machte mich mit meinem guten Kinde auf die Reise. Und wir beide haben es unser Lebtag nicht zu bereuen gehabt.“

„Ihre Tochter lebt jetzt hier?“ fragte Hans Schmidt.

„Natürlich! Wo denn sonst?“ antwortete die Brunquell. „Mein Mann hat das kleine Ding Ferdös, das ist Paradies, genannt. Jetzt ist sie ein großes Mädchen geworden.“

Teufel auch,“ sagte der Rittmeister, „Frau Lore Brunquell ist kein übles Frauenzimmer.“

Durch die offenen Fenster leuchtete das blaue Meer herein, das bei untergehender Sonne in Farbenwechseln strahlte. Die grünen, mächtigen Feigenbäume, die schattigen Schirme der

Pinien, die Zypressen, die, wie aus schwarzem Marmor gehauen, wie Felsen in den durchsichtigen Himmel hineinragten.

Die beiden Freunde nahmen jetzt lebhaft teil an der Unterhaltung. Das ursprüngliche rücksichtslose Denken der wunderlichen Leute berührte Obrist wohltätig.

Der schweigsame Iskender, der sich in seinem zerrissenen, hundertfach geflickten, aber strahlend sauberen Kaftan hier vollkommen am Platz fand, sagte ruhig, als es ihm genehm zu sprechen: „Lore Brunquell, ich bin neugierig, ob Sie dabei bleiben, die Ferdös gut zu verheiraten, das heißt an einen Muselmann. Ich will sehen, ob auch Sie nichts tun als Redensarten machen?"

„Da seien Sie ruhig," erwiderte Lore Brunquell, „was ich über sie bestimmt habe, das ist bestimmt."

„Eh bien", brummte Iskender. „Ich werde es mir merken. Ich werde Sie daran erinnern."

„Das ist der Lehrer von Ferdös", erläuterte der Rittmeister und zeigte auf Iskender.

„Ja, ich bin der Lehrer", bestätigte dieser, „und ein Fakir, das heißt Bettler — und ein Lump", setzte er mit größter Gemütsruhe hinzu.

„Er ist ein Afghane, ein Inder," sagte Lore, „ein schlechter Muselmann, er trinkt zuweilen und ist zerrissen und schmutzig, mir aber lieber als irgendein geleckter Weisheitskrämer. Er spricht und schreibt zehn Sprachen und kennt die Musik wie der Teufel."

„Sie hat ihn von der Straße aufgelesen", sagte Iskender trocken. „Sie ist keine schöne Frau, aber eine gute Frau, das heißt eine kluge Frau."

In dem Augenblicke tat sich die Portiere auseinander und der blonde, runde, rötliche Kopf eines ungefähr dreißigjährigen Mannes schaute herein, ein hübscher Kopf mit kleinen blauen Augen und einem schlaff herabhängenden Schnurrbärtchen.

„Jacot!" rief der Rittmeister. „Gott grüß' Sie!"

Lore Brunquell streckte dem Eingetretenen die Hand entgegen und stellte ihn den beiden Fremden vor:

„Das ist unser Jacot", sagte sie.

Der Afghane hielt ihm sein Glas hin.

„Rittmeister," fragte Jacot, ohne auf den Afghanen zu achten, „es ist also wahr, daß Sie wieder nichts ausgerichtet haben, wieder Geld zugesetzt und weiter nichts?"

„Natürlich", antwortete der Rittmeister.

„Was macht's Ihr denn nur — was macht's Ihr denn nur?" Jacot ahmte die Verschwendung mit runden „s", wie es schien, dem Rittmeister nach. Er mochte es von ihm angenommen haben, und er hatte einen wunderlich herzlichen Ton in der Stimme. „Ich habe derweile allerlei für Sie aufgespürt." Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Hopsa, wir machen's schon!" Jacot hatte feste, viereckige Hände und seine kurzen Finger sahen aus wie zehn Daumen.

„Jacot", sagte Lore Brunquell zu Obrist gewendet, „ist ein Diamant. Wenden Sie sich nur immer an ihn, wenn Sie etwas wünschen."

„Jacot ist ein Diamant," sagte der Afghane ruhig; „aber wenn ich Deutsch spreche, berlinisch muß ich sagen: Jacot ist ein Weißbier, eine Krautwurst, wenn man mich soll verstehen. Ich kenne Berlin."

Mit Jacot war ein gutmütiges, behagliches Element in die Gesellschaft gekommen. Er schwatzte viel mit der kleinen Frau des Rittmeisters, nahm sich die Freiheit, diese mit großem Wohlgefallen und allerlei Seitenblicken auf den Rittmeister „Mausi" zu nennen, und hatte darin augenscheinlich eine Befriedigung.

„Er ist ein verliebter Mensch", sagte der Afghane auf seine mürrische Weise, mit der er die ganze Gesellschaft zum Lachen reizte.

Jacot trank ein Glas Wein nach dem andern, legte beide

Arme auf den Tisch und hörte stillvergnügt auf die Unterhaltung der andern. Sie kamen eifrig auf die Landes- und auswärtigen Gesetze zu sprechen. Obrist fragte dies und jenes. Jacot unterbrach nach einiger Zeit sein beschauliches Schweigen und sagte, ohne sich aus seiner bequemen Stellung zu bewegen:

„Wir haben hier all' unsere Schicksale, wie andere Leute auch, aber wir marschieren nicht wie die anderen in Reih und Glied vorwärts. Wir sind hinter der großen Armee liegen geblieben und jeder läuft seine eigenen Wege, Umwege und Querwege, die womöglich nie ans Ziel führen. Ich zum Beispiel", sagte er zu Obrist gewendet, „war früher Pfaff', bin davongegangen, hier hergekommen nach hundertallerlei Versuchen, hab' fünf Jahre auf eine Stelle gewartet, seit acht Wochen hab' ich eine, so eine einigermaßen. Der Rittmeister läuft sieben Jahr hier umeinander und der Afghane läuft, aber der Mensch, der Rittmeister, lernt nie und nimmermehr Türkisch. Ich weiß nicht, was der für einen Kopf haben muß, und so bekommt er keine Stelle, wenn nicht ein Wunder geschieht; aber glauben Sie, der Mann ginge heim? Nie! Dem gefällt's hier, dem tut die Freiheit hier wohl, und wenn er verhungern muß, hatte er doch eine Freiheit!

Nicht wahr, Rittmeister?" Jacot schlug ihn mit seinen fünf Daumen auf die Schulter.

„Ihr spracht gewiß schon davon, daß man sich hier nicht so wie draußen am Pranger fühlt. Der Rittmeister ist darin groß, hat gewiß schon gesagt, was sie jetzt für eine Erfindung bei euch machen; so etwas hat er immer im Kopf. Hat er's denn noch nicht gesagt? Das sollte mich sehr wundern. Einen Luftmesser haben sie jetzt," fuhr Jacot fort, „den ein jeder mit sich umhertragen muß, damit man weiß, wieviel der Mensch täglich Reichsluft einatmet. Das Ding ist am Hals festgemacht und pfeift, wenn das steuerpflichtige Quantum voll ist, und wenn es pfeift, heißt es spornstreichs aufs

Steueramt laufen, und wenn es auf der Straße pfeift, und es pfeift eine Viertelstunde lang, kommt gleich der Polizeispitzel gestürzt und bringt den Delinquenten ..."

„Delinquenten", schaltete der Rittmeister ein, „heißen jetzt so gut wie alle —"

„Dahin, wo er hingehört. Und wenn einer um des furchtbaren Lärmens willen sein Pfeifel zudrückt, dann kann er fürs Leben unglücklich werden, dann hat er des abschreckenden Beispiels halber, weil die Sache gar zu verlockend ist, bis in die Ewigkeit zu sitzen oder zu zahlen. Hört!" rief Jacot, „es ist hier gut sein, man ist hier ein Mensch mit freiem Willen und keine registrierte Zahl wie bei euch, der Rittmeister sagt es so — und ich glaub's."

Jacot goß sein Glas hinunter.

„Der junge Mann trinkt zu viel, es wird sein Tod sein", brummte der Afghane.

„Freilich", rief der Rittmeister, „hab' ich's unseren Gästen gesagt, wie's hier steht! Aber wenn ich's so aus vollster Brust gesagt hätt', wie mir's ums Herz ist, wenn ich an unser gelobtes Land denk', in dem wir stecken, so wäre es ihnen kurios vorgekommen, Teufel auch, sie hätten gemeint, daß es bei mir im Oberstübel nicht so ganz geheuer wäre. — Was stellt ihr euch denn vor, wenn so zwei daherkommen aus dem Mittelpunkt aller Zivilisation und wunder meinen, wie herrlich, wie unerhört gut, wie moralisch, wie Gott weiß was es bei ihnen daheim ist, wo jeder Pflasterstein wissenschaftlich gelegt ist, wo alles so vortrefflich ist, daß der, der nur am allergeringsten etwas auszusetzen hat, sich als einen ungebildeten, unreifen Menschen zu zeigen Gefahr läuft. Ich werd' mich hüten", rief der Rittmeister. — „Teufel auch!

Wenn ich dann g'sagt hätt': „Schaut's, — was meint ihr wohl: hier in dem Land, das von aller Welt über die Achseln angesehn wird, das ist eine sonderbare Sach', da kann der Reiche dem Armen zum Beispiel nicht zu Leibe

rücken, wie bei euch — da gibt's nichts von Pfändung, nichts von Verklagen, da steht das Gesetz so ganz unschuldig auf seiten des Armen, auf der Seite dessen, der nichts hat — nichts geben kann, als müßt' es so sein, und kämpft für ihn und sagt: Was, du Reicher, du willst deinen armen Menschenbruder verklagen, weil er dir nicht zahlt, oder willst ihn aus dem Hause werfen, weil er den Mietzins nicht geben kann, dös wär' net schlecht! Was für ein Elender bist du? Hat dir Gott umsonst seine Gebote gegeben? He?

Und ihr sollt sehen, der Reiche zieht den kürzeren, muß den Armen im Haus behalten und ihm die Schuld erlassen, darf nicht drängen und tut's auch net — darum, weil es ihm nichts nutzt und nur schaden könnt' vor Gesetz und Menschen.

Daß hier net gesoffen wird, das hab' ich den Herren schon auseinander gesetzt, und daß ich mit Leib und Seel' ein guter Moslem bin, auch. Daß der Iskender trinkt, das ist seine Sach'. Hat schon Straf' genug darum gelitten — net wahr, alte Haut? Aber den habt's ihr auf dem Gewissen, ihr Europäer, er ist jahrelang in Europa gesteckt, und von aller Herrlichkeit, die er da mit heimgebracht hat, ist nur das Saufen geblieben.

Aber die echten, rechten Moslem, die lob' ich mir! Wenn ihr hier auf den Straßen geht, werdet ihr es ja sehen, was für eine Zartheit, für eine Gutartigkeit in dem Volke liegt, wie sie ihren Gesetzen gehorchen, wie gute Kinder, und wie klug diese Gesetze sind, daß sie niemand allzu schwer drücken.

Ja und mit den Weiberln," rief der Rittmeister wieder wie damals in der Kajüte, „da müßt ihr die Brunquell hören, die wird's euch sagen, und wenn sie alles gesagt hat, was sie zu sagen hat, so wird der langen Rede kurzer Sinn sein, paßt's auf: ‚Wie ich dasitz',' wird sie sagen, ‚ich geb' meine Ferdös nimmermehr einem von euch, nur einem guten Moslem geb ich sie.' — Und das tut sie, paßt's auf."

„Rittmeister — was reden Sie da!" sagte die Brunquell ruhig. „Freilich tue ich das, was Sie sagen, wenn Gott will — aber was sollen die Herren von uns denken, die die wunderlichsten Begriffe von der Weiberwirtschaft hier haben und meinen werden, ganz wie Sie vorhin sagten, daß wir Narren sind oder Gott weiß was noch Schlimmeres.

Hören Sie mich", sagte die Brunquell. „Ich bin aus meiner Heimat gegangen, weil ich mich nicht mehr wohl dort fühlte — Sie wissen das jetzt — ich bin eine heftige Person, und die Gefühle in mir sind gerade so stark, daß sie Kraft hätten, mich zu zersprengen und zu zerreißen. — Glauben Sie mir, wie ich hierher kam und die Dinge so kennen lernte, wie sie hier sind, da ist mir das Herz völlig aufgegangen, freilich gibt es hier auch Übelstände über und über genug, wie auf Erden allerorten; aber hören Sie mich: Es gibt hier keine unehelichen Kinder, keine verlassenen Mädchen, keine schlechten, liederlichen Frauenspersonen, es gibt keinen Vater, der das Herz hätte, sein Kind oder die Mutter seines Kindes zu verleugnen oder zu verlassen, oder der sich weigern würde, beide zu ernähren und zu behüten mit allen Kräften, die ihm zu Gebote stehen. Es gibt keinen Mann, der die Macht hätte, das Eigentum seines Weibes anzurühren. Was die Frau verdient oder besitzt, darüber hat einzig sie das Recht. Die jungen Mädchen jedes Standes hier sind behütet wie Edelsteine; nichts, keine Gefahr kann an sie herankommen. Sie leben in unschuldigster Harmlosigkeit, da ist kein Jagen, kein öffentliches Streben nach dem Manne — gar nicht. Was wäre da alles zu sagen!"

„Ja, aber", sagte Hans Schmidt, „die Vielweiberei doch!"

„Ich sage nichts weiter, verteidige nicht, beschuldige nicht. Es wäre auch etwas Rechts und bedeutete etwas Rechts, wenn das ein altes Weib tun wollte. Übrigens wollte ich noch hinzusetzen, ist es eine Seltenheit immerhin, wenn hier zulande ein Mann mehrere Frauen hat, es läßt sich das denken,

denn es ist kostspielig, kostspieliger und seltener als eure Vielweiberei draußen.

Ach, es lohnt sich ja gar nicht zu reden, wer es verstehen will, versteht's schon. Sie werden hier schon selbst mancherlei sehen, was Ihnen zu denken gibt."

Obrist sagte: „Aus allem, was hier gesprochen wurde, fühle ich Gutes heraus, und es scheint, daß hier ein zarteres Gemütsleben ist als bei uns, daß in den Gesetzen wunderlich Rücksicht auf das Menschliche genommen ist. Prächtig, wie dem Armen, dem Schuldner das Recht gesprochen wird. Es dringt einem zum Herzen, wie aus einer bessern Welt."

„Ich habe einmal ein uralt indisches Gesetzbuch gelesen, so ein sechstausend Jahr vor Christi mag es geschrieben sein. Dies Buch hat mir einen ähnlichen Eindruck gebracht, wie ich ihn jetzt habe. Es hat mir lange in den Gedanken gelegen. Unsere Einrichtungen erschienen mir grob und roh dagegen. Ich war erstaunt, welche Rücksicht, welche Feinheit, welches Durchdachtsein da herrschte. Nur wenige Züge stehen mir daraus in der Erinnerung.

Es handelt sich z. B. darum, wer als Zeuge zulässig ist und wer nicht. Da heißt es: Niemand soll als Zeuge zugelassen werden, der leicht zu beeinflussen ist, als da ist: ein Kind, ein Weib, ein Alter über siebzig Jahre, ein Schüler, und niemand, der körperlich krank ist, und kein Neuvermählter, Verliebter, und keiner, der einen weiten Weg gemacht hat und nur an Ruhe und Speise und Trank und Schlaf denkt — und keiner, der gut zu erzählen weiß."

„Gut", rief der Rittmeister, „gut. So ist es hier. Glauben Sie mir, so ist es hier! Glauben Sie's mir!" Der Rittmeister war ganz Eifer.

„Geschieht aber ein Mord oder ein sonstiges Verbrechen in einem einsamen Hause oder an einem einsamen Orte," sagte Obrist, „so soll ein jeder Zeuge sein dürfen: ein Kind, ein Greis, ein Schüler, ein Betrübter, nie aber — ein Feind.

Zum Beispiel, weil wir vorhin bei dem Thema waren: Die Gesetze befehlen dies und jenes, wie sich der Mann zu seiner Frau halten soll; heißt es: Ihr sollt eure Weiber erfreuen und eure Töchter, damit das Haus ein frohes Ansehen habe, Blumen, Schmuck und schöne Gewänder sollt ihr ihnen geben, damit sie fröhlich seien.

Es ist nicht zu leugnen, daß unsere Gesetze gegen diese etwas Starres, Undurchgeistigtes haben. Bei uns bleibt immer dem Barbarentum Tor und Tür geöffnet. Manu, so heißt der alte, indische Gesetzgeber, verlangt, daß der Mann sein Weib mit milden und formvollen Worten leite, daß er sie erfreue, wo immer er könne. Wehe dem, der die Hand gegen sein Weib erhebt. Bei uns ist dem Manne, wenn ich nicht irre, körperliche Züchtigung gesetzlich gestattet; damit ist jede Roheit freigegeben. Ich kann Ihnen versichern," wandte er sich an Lore Brunquell, „das unharmonische Ding, das wir Zivilisation nennen, hat mich oft lachen gemacht, und ich verstehe vollkommen, daß einer geraden Natur, wie der Ihren, Zorn und Kampf zu Kopfe steigen kann.

„Hören Sie!" sagte Lore Brunquell zu Obrist gewendet. „Sie können hier in Stambul bleiben, bleiben Sie nur. Was wollen Sie in Pera? Jacot sucht hier eine Wohnung, wo Sie Ruhe haben und arbeiten können. Sie wissen noch gar nicht, wie schön es hier ist, bleiben Sie nur."

„Gut," sagte Obrist, „uns ist's recht."

„Bekommen wir denn heute Ferdös gar nicht zu sehen?" fragte der Rittmeister. „Wollen Sie denn Ihre Tochter den Fremden nicht vorstellen? Wenn sie ihren Muselmann erst hat, wird der sie schon versteckt halten."

„Ich werde sie holen", erwiderte Lore Brunquell, stand auf und ging aus der Türe.

„Jacot! Jacot! Sie Schnackerl!" sagte der Rittmeister und klopfte ohne weitere Veranlassung dem jungen Manne

auf die Schulter, ungefähr wie einem Pferde, das man beruhigen will.

Nicht lange währte es, da kam die Brunquell zurück und führte an der Hand ein junges Mädchen von weichen, runden Formen, das in einen weißen, zartfaltigen Kittel gehüllt war, der durch einen hellen Gürtel festgehalten wurde. Ein weißes Schleiertuch hatte sie über den Kopf geworfen, so daß es das Haar verdeckte. Um den Schleier war eine Kante von roten Sternen eingewebt. Alles wunderbar naiv.

Das Mädchen schlug, als es eintrat, die schönen dunkeln Augen auf. Sie hatte ein ruhiges, einfach geschnittenes Gesicht.

Sie schaute erstaunt um sich, als sie die Fremden sah.

„Das sind unsere Gäste, Ferdös", sagte Lore Brunquell. Da ging sie um den Tisch und gab einem jeden die Hand.

Zu dem Rittmeister sagte sie: „Ach, es ist gut, daß du zurückgekommen bist. Wir haben uns nach dir gesehnt."

Jacot reichte sie auch die Hand, der schaute sie wie versunken währenddem an.

Der Anblick des weißgekleideten Mädchens mit dem unschuldigen, schlichten Schleierchen über dem Haar war von rührender Reinheit.

Man hatte den Eindruck, als hätte Lore Brunquell eine große weiße Blume mit ins Zimmer gebracht.

Hans Schmidt flüsterte Obrist ganz erregt zu: „Das ist etwas Wundervolles."

„Setz dich zu Iskender", sagte Lore Brunquell. Das Mädchen rückte sich einen Stuhl neben ihren Lehrer.

Sie saß lange still, während man sich um sie her unterhielt. Darauf sah man, wie sie dem Afghanen ein paar Worte zuflüsterte. Dieser nickte zustimmend.

Das Mädchen richtete ihre Augen auf die Gäste und fragte mit einer Stimme, als sagte sie etwas, was ihr sehr am Herzen läge: „Wie geht es dem alten deutschen Kaiser?"

Obrist sah wie erstaunt, lächelnd auf das Mädchen.

„Sie liebt den alten Kaiser", sagte Lore Brunquell. „Sie hört gern von ihm erzählen."

„Gern", sagte Ferdös kurz.

Obrist erzählte ihr von ihm, was er glaubte, daß sie interessieren würde.

„Es ist sehr schön, wenn ein hoher Mensch nicht stolz ist", sagte sie nachdenklich. „Für einen König muß es leicht sein, gütig zu sein."

„Weshalb?" fragte Obrist.

„Das mußt du selbst wissen," sagte sie. „Für einen reichen Menschen ist es doch nicht schwer, wohltätig zu sein; für einen armen sehr schwer."

„Ganz recht", sagte Hans Schmidt.

„Wenn ein König", erwiderte sie, „etwas Gutes sagt, geht es durchs ganze Land und alle Länder, und wenn tausend und tausend arme Menschen ebenso Gutes sagen, bleibt alles stumm. Ich habe als Kind immer gewünscht, ein König zu sein. —"

„Und jetzt nicht mehr?" fragte Obrist.

„Nein," sagte sie, und ihre großen Augen strahlten wahrhaft von einem frischen Lächeln, das ihr ganzes Gesicht belebte. „Als Kind weiß man nicht, was man ist, da kann man alles sein. Später merkt man's erst, dann kann man nichts anders mehr sein."

„Nun," sagte Hans Schmidt, „seien Sie zufrieden mit dem, was Sie sind."

Ein Blick Lore Brunquells traf ihn, der ihn schweigen ließ. Das Mädchen war vornehm in jeder Bewegung, im Ausdruck ihres ganzen Wesens.

Jetzt wandte sie sich an ihren Lehrer Iskender.

„Ich habe die Mutter vorhin nicht verstanden," sagte sie, „sind die Gäste Verwandte von uns?"

„Freilich," sagte Iskender, „alle, die hier ein und ausgehen, sind deine Verwandten."

„So", antwortete sie lächelnd, „nur der, der mich zu seiner Frau nimmt, ist kein Verwandter, sondern — was denn?"

„Was denn?" fragte Iskender, reckte sich in die Höh' und schaute sie an. „Was denn? Du sprichst wie aus der Nachtmütze, wie deine Mutter sagt."

Sie lächelte.

Da fiel mit einem Male einer der Granatäpfel von der Decke herab und zersprang.

„Der ist noch frisch," sagte Ferdös, „das ist sonderbar!"

Sie kniete auf die Erde nieder und nahm die beiden zersprungenen Schalen in die Hand. Die rosa Früchte quollen wie durchsichtige Edelsteine daraus hervor.

„Das bedeutet etwas!" sagte Ferdös. „Es geschieht etwas. Das bedeutet, daß Reichtum kommt." Sie sah nachdenklich aus.

„Reichtum haben wir hier, Reichtum an so viel Frische und Leben, daß man davon für das ganze Dasein mitnehmen möchte!" sagte Hans Schmidt.

„Das verstehe ich nicht", erwiderte Ferdös.

Lore Brunquell lachte. „Ich verstehe es ganz wohl", sagte sie. „Mir behagte es heut abend auch.

Es ist ein großes Glück, mit guten Leuten zu sprechen, die einen ausreden lassen und dabei nicht die Achseln zucken und die Nasen rümpfen. Aber das größte Glück ist doch, wenn man merkt, daß man einander gar noch versteht und nicht langweilt — das sind gute Stunden."

Ferdös kniete immer noch auf der Erde und hielt die Granatäpfelschalen in der Hand und die durchsichtigen Kerne.

„Ich werde die Früchte", sagte sie träumerisch, „auf jemand werfen, den ich am liebsten habe."

„So?" sagte Iskender. „Weshalb denn?"

Sie antwortete nicht und zielte mit den einzelnen rosigen Kernen auf Lore Brunquell, ihre Mutter, und verschoß den

ganzen Vorrat auf sie, ohne daß diese von dem Angriff Notiz zu nehmen schien.

„Geh, mein gutes Herz", sagte sie, nachdem Ferdôs ihren Vorrat erschöpft hatte, „und musiziere mit Iskender ein wenig."

Jacot aber hatte von den Kernen einige aufgefangen, hielt sie in der Hand und betrachtete sie angelegentlich, und man merkte seine Absicht; er hätte um die Welt gern die Aufmerksamkeit des schönen Geschöpfes auf sich gezogen!

„Jacot, du verliebter Kater", flüsterte der Rittmeister ihm zu.

Als Ferdôs sich vom Boden erhob, bemerkte sie die Kerne in Jacots Hand.

„Gib die Kerne her, du bist ein Dieb", sagte sie wie aus einem Märchen heraus. „Die waren nicht für dich bestimmt."

Sie nahm sie ihm ruhig aus der Hand ohne jeden Anflug von Scherz oder Schelmerei.

Jetzt folgte sie Iskender.

Im Nebenzimmer sah man, wie Iskender und Ferdôs sich an dem Instrument, das zwischen den Fenstern stand, zu schaffen machten, wie Ferdôs aus einem Futterale eine Violine nahm und sie Iskender hinreichte, der sie zu stimmen begann. Ferdôs nahm Platz vor dem Klavier.

Die Freunde konnten ihre Gestalt, ihr Profil sehen. Sie war ganz Hingebung. Ebenso der alte Iskender, der wie ausgetauscht zu sein schien. Das Mürrische, Abstoßende in seinem Wesen schien verschwunden. Sie spielten das Werk eines großen Meisters mit solch wunderbarer Reinheit, Einfachheit, paßten sich einander in ihrem Spiele so vortrefflich an, daß Hans Ludwig Schmidt, der ein Musikfreund war, seinem Erstaunen auf eine für ihn ungewohnt wortreiche Weise Ausdruck gab.

Der Anblick des Mädchens war so überraschend schön wie ihr Spiel.

Die gute Seele Jacot saß andachtsvoll da, ganz versunken.

„Ich Elender — ich Elender!" murmelte er zur kleinen Frau des Rittmeisters gewendet. „Ich fange alles an auf der Welt und bringe nichts zu Ende. Ich habe Mazurken komponiert, fünf Mazurken; bin ich verzweifelt, kommt mir immer eine Mazurke. — Auf den Tod meiner Schwägerin habe ich eine komponiert, die ist gut — ah — die sollten Sie hören. Es ist närrisch, daß es immer Mazurken sind!"

„Nun hört den!" flüsterte die blonde, zierliche Mausi, zu Lore Brunnquell gewendet. „Der dichtet auf den Tod seiner Schwägerin eine Mazurka!"

„Tatsache — Tatsache," flüsterte Jacot eifrig, „ich kann nichts anders, als was sich von selbst macht. Für den Rittmeister macht sich's von selbst, daß ich lauf' und lauf', bis er eine Stelle hat — da schaut's, Herrgott noch einmal, mit dem Weintrinken macht sich's von selbst, mit den Mazurken macht sich's von selbst — mit noch etwas, was Sie nicht wissen, auch, — damit erst recht."

„Jawohl," sagte Mausi, „Sie sind fein immer noch verliebt — das ist's," flüsterte sie lachend, „komponieren S' darauf doch eine Mazurka!"

In Jacots Gesicht trat etwas Starres, Lebloses. Er langte nach der großen Flasche Wein, die hinter ihm stand, goß sich ein und stürzte das Glas hinunter. „Ich bin eben ein Elender!" sagte er mit einem ganz behaglichen Ausdrucke. „Mir für meine Person glückt nichts, aber ich bin ein guter Kerl — ein guter Kerl." Er nickte zustimmend zu seiner Bemerkung.

Inzwischen spielte der alte Lehrer „Diener und Vagabund" mit seiner Schülerin, der Welt entrückt. Obrist lauschte wie im Traum.

„Siehst du," sagte Hans Ludwig Schmidt, „die Leute gefallen mir. Ich spüre hier eine Art von Herzlichkeit und Wahr-

heit heraus, die einem wie eine frische Quelle entgegensprudelt. Das sind närrische Leute. Hast du vergessen, wie göttlich es draußen ist? — Und hast du vergessen, was für ein vortrefflicher Mensch ich bin?"

„Nein, nein," sagte Obrist, „ich weiß alles. Ein friedvoller, ruhiger Zug lag währenddem über seinem Antlitz, und er drückte Hans Ludwig Schmidt die Hand.

Lore Brunquell rief Jacot zu sich heran und sagte ihm, daß er morgen in aller Frühe für die beiden Maler eine Wohnung suchen müsse.

„Das wird geschehen", erwiderte dieser ruhig.

Für die heutige Nacht wies Iskender den Fremden einen Raum zum Schlafen an, in einem Nebengebäude. Es war längst dunkel geworden und zu spät, um zurück nach Pera zu gehen, denn mit Sonnenuntergang hört im Orient jeder Verkehr auf Straßen und Bahnen, zu Wasser und zu Lande auf.

Als sie miteinander durch den Garten gingen, um ihre Schlafstätte aufzusuchen, hatte sich ein heftiger Wind aufgemacht und ein wundervoller Anblick, den sie kaum fassen konnten, bot sich ihnen dar und überströmte sie mit geheimnisvollem Schauer. Das starkbewegte Meer leuchtete, die Wogenkämme glühten in phosphorischem Licht, bis zum Horizonte hin Tausende und Tausende sich heranwälzende Lichterscheinungen, die über tiefe undurchdringliche Dunkelheit hinrollten. Schweigend gingen die Freunde vorwärts. Der Garten lag dem Meere zu offen und war von diesem nur durch die zerklüfteten, zerrissenen alten Mauertrümmer, die Stambul umgeben, getrennt. Durch diese weiten Spalten und Räume schauten sie auf das wunderliche Wogenspiel. Der Zauber des Wassers, des Lichtes und der Dunkelheit war ineinander verschmolzen und wirkte berückend und unvergleichbar.

Sie konnten sich kaum von dem Anblicke trennen. Dieses

geheimnisvolle Lichtwogen, der frische, köstliche Wind, alles drängte sich ihnen an.

„Das ist unerhört schön!" rief Obrist.

„Paß auf," sagte Hans Ludwig Schmidt, „es kommt auf dich, auf uns zu — halte, fasse alles. Es ist dein, es ist unser! Wohl dem, dem reine, große Eindrücke zuteil werden. Heilige, geliebte Natur!" rief Hans Ludwig Schmidt.

Bei ihm, der sich selten durch erhabenen Ausdruck die Seele freimachte, wirkte dieser Ausbruch seiner Gefühle tief, wahr und überraschend.

Obrist suchte nach seiner Hand, faßte sie und sagte: „Du lieber, treuer Mensch!"

Als sie miteinander ihr Zimmer betraten, in dem leichte Matratzen und Decken für sie auf die Erde gebreitet waren, sagte Hans Schmidt: „Ferdös ist in ihrer Einfachheit und unschuldsvollen Sicherheit eine Wundergestalt, viel mehr noch als es uns erscheint."

Obrist goß aus einem schönen kupfernen Kruge, der auf dem Boden stand, Wasser in eine Waschschale, da strömte es wie blaue Feuerfunken heraus und sprühte leuchtend.

Man hatte ihnen neben einer Glasflasche mit Trinkwasser Seewasser hingestellt, das bei Meeresleuchten geschöpft war.

„Hier spricht alles zu den Sinnen und zum Herzen!" sagte Obrist. „Es ist ein gesegnetes Land." Er löschte die kleine Öllampe, die einen schwachen, dämmerigen Schein verbreitet hatte, und goß den Krug, den er hochhielt, vollends in die Schale aus. Die feurigen Perlen sprangen über den Rand, der Wasserstrahl leuchtete wie aus Mondlicht zusammengeflossen und aus der Schale strömte bläulicher Duft. „Draußen", sagte Obrist, „rauscht das weite, leuchtende Meer, ein Überschwall von Kraft — und von demselben Stoff ein wenig, was wir hier in unsrer Macht haben, erfreut und entzückt uns. So ist es. Überall ist die ganze Kraft der Schöpfung ausgebreitet — unfaßbar, übermächtig, und ein

klein wenig Schöpferkraft in uns, die uns selbst eigen gehört, berauscht und beglückt uns!"

Obrist hatte das warm und voller Leben gesprochen.

„Du glückseliger Esel!" rief Hans Ludwig Schmidt, stolperte über die auf der Erde liegende Matratze, die er in seinem Eifer nicht bemerkt hatte, und fiel so seinem Freunde ziemlich unsanft in die Arme und versetzte ihm im Fallen ein paar gehörige Rippenstöße.

„Was hast du denn?" rief Obrist, den er an die Wand gedrückt hatte.

„Ich? Du!" rief Hans Ludwig Schmidt, indem er sich wieder aufrichtete und zurechtrückte.

„Was du eben sagtest, das ist's! Du bist gesund — du lebst! Die Beschränkung hat dich wieder! Du steckst wieder im Waschbecken! Du Glückseliger, du! Du bist wieder Du!"

Zwölftes Kapitel

Sie gehen über Land, begegnen des Wunderbaren, Erfreulichen genug. Ferdös. Briefe.

Den andern Tag wurde mit Jacots Hilfe nach einer Wohnung gesucht, und diese fand sich in allernächster Nähe; ein leeres Haus mit großen Zimmern, unmittelbar an der See gelegen, auf der zu Fels gewordenen alten Stadtmauer, an der die Meereswellen anspülten. Die hohen Fenster des Hauses sahen in den Garten der Brunquell. Es war sogar ein Eingang vom Garten aus in das Haus.

Die Maler wählten ein Zimmer nach Norden, zu ebener Erde, mit dem Blick auf Feigen und Granatbüsche und dunkeln Lorbeer. Nach der See zu richtete sich ein jeder seine Ecke zum Schlafen ein. Die Brunquell sorgte für Decken, Matratzen, für ein paar Stühle und einen Tisch.

So waren sie Herren in einem großen, leeren Hause! Eine hölzerne Terrasse zog sich breit hinaus über dem Wasser hin. Der mystische Olymp, die blauen asiatischen Berge, die Prinzeninseln lagen vor ihnen und die Wellen umrauschten sie. Seeadler zogen weich und ruhig vorüber; Möwen schimmerten wie weißduftige Flaumfedern gegen den tiefblauen Himmel und Delphine kugelten sich wenige Schritte von der Terrasse im Meere. Auf der alten Mauer wuchsen Granatbüsche; ihr noch rötliches junges Laub leuchtete in der glänzenden Sonne.

Beide Freunde wurden nicht müde, von einem Fenster zum andern zu gehen, als wären sie mit diesem Hause vom Himmel herabgefallen und hielten zum erstenmal auf Erden Umschau.

Am Nachmittage fuhren sie mit dem Rittmeister in die Stadt, um ihre Koffer zu holen, und noch am selben Abend

hatte Hans Ludwig Schmidt für sich und seinen Freund das Atelier hergerichtet. Bei Sonnenuntergang standen sie miteinander auf der Terrasse. Ein wahrhaftes Farbengewoge umgab sie. Die Wellen spritzten unter ihren Füßen an die Mauern und alles atmete Frische und Leben. Zum Abendessen fanden sich alle bei Lore Brunquell ein, und man plauderte wieder lebhaft und angeregt. Lore Brunquell gab ihnen guten Rat, wie sie den Tag hier am besten einteilen könnten, wie sie es mit den Mahlzeiten halten sollten. Sie schlug ihnen vor, daß sie für Essen und Trinken sorgen und ihnen dafür Rechnung führen wollte, und daß sie die Mahlzeiten in ihr Haus geschickt bekämen, damit sie ungestört wären. „Freilich", sagte sie, „freut es mich, wenn Sie des Abends hin und wieder mit uns fürlieb nehmen. In allem aber ganz so, wie es Ihnen paßt und recht ist."

Alles äußere Leben gestaltete sich für die beiden Freunde heimisch, mühelos und angenehm und sie waren freie und doch wohlversorgte Menschen.

Während des zweiten Abends, den sie bei Lore Brunquell zubrachten, kam Ferdòs nicht zum Vorschein. Sie fragten nach ihr und Iskender sagte ihnen, daß sie tagsüber zerstreut und unaufmerksam während des Unterrichts gewesen sei, und daß man sie mit einer Frau spazieren geschickt habe, da sei sie müde geworden und schlafen gegangen.

„Wie alt ist Ferdòs?" fragte Obrist.

„Sie mag achtzehn Jahre alt sein," antwortete Iskender „wird aber bis zu ihrer Verheiratung ihren vollen Unterricht beibehalten, die Mutter will es so. Sie soll nicht unbeschäftigt sein. Ferdòs ist begabt, sie ist außerordentlich begabt", setzte er auf seine trockene Weise hinzu.

„Wir haben ihr auch ein Stück Garten gegeben, da arbeitet sie. Sie führt ein Leben wie eine Blume", sagte Iskender, ohne sich weiter zu erklären, und lenkte seine Aufmerksamkeit von den Freunden ab.

Obrist und Hans Schmidt streiften in der Gegend umher. Ihr erster Gang, den sie hier machten, führte sie vor das Tor von Yedykule. Sie traten hinaus ins Freie: eine grüne, weite Landschaft lag vor ihnen. Der Weg führte sie westlich an der gewaltigen Stadtmauer hin, die zersprengt und zerfallen, von Feigen und uralten Bäumen umwuchert, einen großen Eindruck machte. An der andern Seite des Weges dehnten sich dunkle Zypressenwälder aus, wie aus Erz gehauen. Größe und Einfachheit zeigte sich in der Landschaft, die auf beide Freunde gleichmäßig ergreifend wirkte.

Obrist und Hans Ludwig Schmidt bogen den ersten Weg ab, der durch einen jener düsteren Zypressenwälder führte, die sich links des Weges ins Land hinein ausbreiteten.

Es war eine breite Straße, über und über mit Stroh bestreut. Wagenreihen, die mit schwarzen Büffeln bespannt waren, hielten hier. Diese mächtigen Tiere lagen auf dem Stroh in träger Ruhe, über ihnen ragten die dunkeln Wipfel der Zypressen.

Soweit man sehen konnte unter den Bäumen, Leichenstein an Leichenstein aus schneeweißem Marmor. Jeder Stein schlank aufgerichtet.

Weiber in weißen Schleiern wandelten unter den Zypressen, würdige Türken mit ihren kleinen Söhnen saßen auf den Sockeln der Grabsteine, vor sich ein Tuch ausgebreitet, auf dem Obst, Brot, Käse lag, und sie verzehrten so miteinander auf dem Grabe ihrer Verstorbenen in ruhigem Behagen ihr Mahl.

Unter den Bäumen eine grüne, weiche Dämmerung, die von den Sonnenstrahlen durchblitzt wurde. Es war Freitag, der türkische Sonntag, und viele waren aus den Toren gekommen, um sich hier zu erholen.

Die Freunde verfolgten den Weg an der Mauer weiter. Alle Augenblicke blieben sie stehen, um einen der Riesen-

lorbeerbäume zu betrachten, die in von ihnen nie gesehener Größe und Breite emporstrebten.

Beide kannten Italien, waren aber einer Meinung, daß die Kraft der Erscheinungen die italienische Natur bei weitem überstieg.

Obrist hatten es die Zypressen vollkommen angetan.

„Sie haben etwas beinah' Erschreckendes, Drohendes, dabei die wunderbarste Ruhe und Unbeweglichkeit, neben der größten Feinheit jeder Form. Wie sie sich aufbauen, schlank und massig zugleich, wie ihr ehernes Laub die aufstrebenden Zweige undurchdringlich verhüllt und hin und wieder einen Einblick läßt in das Gewirr der zierlich starken Äste, das alles ist einzig vollendet!"

Das empfand Obrist, als er wie versunken auf dem weichen Grasboden ruhend sich ganz den schlanken, ernsten Bäumen hingab, die streng und fest in die weiche Luft hineinragen und trotz dieser Festigkeit und Strenge dennoch beinahe zart ihren Wipfel senken.

Es gibt keinen weihevolleren Ruheplatz für geliebte Tote als solch ein Zypressenhain. Wie im Hochwald ruhen sie unter Wipfelrauschen in ernster Dämmerung. Über manchem der weißen Steine hängt an einem leichtgewölbten Dach, an dem sich Rosen emporranken, ein Lämpchen, das bei Sonnenuntergang angezündet wird, um den Toten etwas Heimisches zu lassen.

„Wie innig ist das gedacht!" sagte Obrist — „und wie friedlich und harmlos die verschleierten Frauen, die würdigen Türken, die sanften Kinder, die alle zwischen diesen Steinen ihren Feiertag halten!"

Sie gingen weiter bis zu einem zweiten Tor. Aus diesem strömte eine ruhige Menge, die sich unter den nahen Zypressen zerstreute. Obrist und Hans Ludwig Schmidt ließen sich in einem der Kaffeehäuser nieder, die, leicht aus Holz gebaut,

mit weiten Terrassen umgeben, sich unter Zypressen und Platanen erhoben.

„Jetzt denke einmal", sagte Hans Ludwig Schmidt, „an unsere Biergärten, in denen das Volk sich Sonntags belustigt, wie banal, wie wüst, wie gefräßig ist da alles, welcher Lärm, welche Gier! Und hier?"

Sie setzten sich miteinander. Der Kavedschi brachte jedem von ihnen ein Täßchen Kaffee und sie sahen sich die Leute an, die aus dem Tore strömten und sich auf den verschiedenen Wegen unter den Bäumen und Leichensteinen zerstreuten. Da kamen Türken in Kaftan und Turban, wie Könige gingen sie einher. Oft sahen sie junge und alte Männer Hand in Hand miteinander wandeln wie Kinder, so einträchtiglich. Zwei Greise fielen ihnen auf, die gebückt, in weißem Kaftan und weißem Turban und weißem Bart und Haar, so miteinander aus dem Tore traten und unter den düsteren Bäumen verschwanden. Obrist sah ihnen lange nach und schüttelte den Kopf. „Unglaublich," sagte er, „daß es Wirklichkeit und Alltäglichkeit ist."

Liebenswürdige, anziehende Gruppen und Gestalten zogen wie lebende Bilder aus dem Tore: ein Vater, der sein Töchterchen, das einen rotseidenen Sonnenschirm über sich hielt, auf den Schultern stillvergnügt spazieren trug, zwei Brüder, die miteinander auf einem Pferdchen über Land ritten, der jüngere vertrauensvoll an den älteren geschmiegt. Ihnen folgten zu Fuß der Großvater, der Vater, hinter diesem die Mutter, die Großmutter, diesen Freundinnen und Sklavinnen und die jüngeren Geschwister. Alle begleiteten die beiden Buben auf ihrem Ritt; ganze Reihen von weißgekleideten Mädchen, die, wie Ferdös, Kittelchen und Schleier trugen, wandelten zufrieden und unbehelligt miteinander hinaus.

Auf einem umgestürzten Grabstein, ganz in der Nähe der Freunde, saß einer im braunen Kaftan mit seinen drei kleinen

Söhnen. Den jüngsten hielt er an die bärtige Wange gedrückt, der schlief, und die beiden älteren hatten sich an des Vaters Seiten niedergelassen und schauten freundlich ruhig den Vorübergehenden nach. Vor ihnen lag ein Bündel, in dem sie ihr Abendessen mitgebracht hatten, dessen sie sich bei gelegener Zeit bedienen wollten.

Nirgends hörte man Geschrei und Lärm, nirgends sah man etwas Widerwärtiges. Die Gäste im Café ließen ihre Wasserpfeifen friedlich gurgeln und bliesen blaue Wölkchen in die Luft und tranken vorsichtig und bedächtig. Ein Kamelzug, mit Kohlen beladen, bewegte sich durch das Tor und verschwand in einem großen scheunenartigen Gebäude. Obrist und Hans Ludwig Schmidt gingen diesem Zuge nach und sahen zu, wie die riesigen phantastisch gebauten Tiere in dem Stalle abgeladen wurden, wie sie in dem dämmerigen Raum nach ihren Raufen tappten, wie sie die langen Hälse bis an die Decke zwischen das Gebälk hineinreckten, wie sie mit den Köpfen umherfuhren, schwankend, unsicher und wie sie unbeschreibliche Fratzen schnitten; Hals und Kopf in ewiger Bewegung, der mächtige Leib ruhig wie ein Fels.

Hans Schmidt und Obrist nahmen ihre Skizzenbücher hervor, um den sonderbaren Anblick festzuhalten.

Auf dem Rückweg faßte Obrist den Entschluß zu einem neuen Bild, einem türkischen Friedhof.

Sie sprachen beide lebhaft darüber. Obrist sagte: „Das alte Tor, die Abendstimmung, der düstere Wald vor dem Tor, die schlanken Leichensteine, die beiden schneeweißen Alten, die friedlich und einträchtiglich aus dem Tore treten und dem ersten Walde zuwandeln. Einer, dessen Gestalt bedeutungsvoll sein soll, geht vor ihnen her und spielt die Geige — Friede — Friede!"

„Bravo," rief Hans Ludwig Schmidt, „bravo! Das ist gut."

„Was mir gefällt, ist, daß es nicht aus Reflexion entsprungen," sagte Obrist, „daran ist das gesegnete Land und

Volk schuld! Wir haben es gesehen, wir haben es erlebt, es ist so! Welche Banalität müssen wir bei uns daheim von dem Gegenstande abstreichen, ehe er der Schönheit würdig ist! Wir müssen Maskerade spielen, Kostüme, Stimmung schaffen. Jahrhunderte zurückgreifen — und hier? Hier ist's, wie wir es brauchen, alltäglich wahr! Die ganze heilige Naivität liegt darüber!"

Auf dem Rückweg fühlten sich unsere Freunde noch tausendfach angeregt.

An diesem Abend wurden bei Lore Brunquell die Erlebnisse erzählt und die Maler fanden warmherzige Zustimmung.

Ferdös kam wieder auf eine Stunde ins Zimmer, hörte ruhig und aufmerksam zu, musizierte wieder mit Iskender und machte denselben blumenhaften Eindruck wie das erstemal.

„Das ist schön, daß du die beiden alten Leute malen willst," sagte sie zu Obrist, als sie neben ihm stand, „die so zufrieden und mit einem, der ihnen vorspielt, zu den Gräbern gehen. Wer stirbt und hört dabei Musik, der stirbt gar nicht, da ist's nicht schrecklich, glaub mir. Ich weiß das", sagte sie gedankenvoll und so, als wenn sie Obrist ein Geheimnis anvertraute.

„Wenn die Mutter es mir erlaubt, und wenn es dir recht ist, darf ich einmal zusehen, wie du malst, ich möchte wohl wissen, wie das geschieht."

„Gewiß", sagte Obrist.

Den andern Morgen zogen die beiden Maler hinaus vors Tor, um Studien zu machen, und kamen erst um die Mittagsstunde wieder heim.

Da fanden sie, als sie in ihr Atelier traten, einen Brief auf dem Tisch liegen. Über Obrists Züge ging ein Schatten.

„Von Anna", sagte Hans Ludwig Schmidt.

Obrist erwiderte nichts darauf, ließ auch den Brief fürs erste unberührt liegen. Nach einer Weile griff er danach, ließ sich auf einen Stuhl nieder und las.

Am 11. Mai.

Lieber, teurer Mann!

Du bist fort von uns, und dennoch bist Du da, mehr als je. Wir reden von Dir — wir hoffen auf Dich, hörst Du — wir hoffen auf Dich! Ich glaube an Dich, und was Böses geschehen ist, Dir Unliebes, alles, alles ist wie nie geschehen. Mir unglaubhaft! Alles ganz unglaublich! Dein Atelier ist so still wie eine Kirche. Es ist einsam, kühl und ruhig und wartet auf Dich. Laß es nicht zu lange warten, genieße die schöne Zeit jetzt, dann komme zurück, gesund und froh. Laß Dir etwas sagen: Als ich Dich elend sah und krank, ehe Du gingst, da war es mir nichts, da schien es mir leicht, Dich aufzugeben, auf immer, — nur solltest Du gesunden. Ich fühlte mich ganz von Dir losgelöst, getrennt. Seit Du aber gegangen bist, seit ich Dich vermisse, da weiß und empfinde ich, daß ich ein heiliges Recht an Dich habe. Niemand soll es mir antasten. Niemand soll Dich mir entreißen können! Ich werde um Dich kämpfen, ich werde Dich halten, halten mit aller Kraft, gegen Deinen Willen — gegen aller Willen! Ich muß Dich halten! Hörst Du? — Vergiß uns nicht, Du kannst und darfst und sollst uns nicht verlassen! Ich weiß es, daß ich Dich bis auf den Tod gequält habe. — Ich weiß, daß Du meiner Natur im innersten Herzen feindlich gegenüberstehst. Ich weiß, daß Du Dich in Rücksicht und Freundlichkeit zu mir erschöpft hast. Ich weiß alles; ohne daß Du es ahnst, hast Du es mir furchtbarer gesagt, als Du es je bei vollem Bewußtsein hättest tun können, und als ich es je wiederholen würde. Ich weiß alles, alles. Aber wir sind Mann und Weib. Wir müssen für die Kinder leben — wir gehören zueinander — ewig zueinander. Du wirst und kannst und darfst mir das nimmermehr antun, daß Du nicht zu uns zurückkehrst! Ich werde den Gedanken nicht ertragen, daß Du mich verläßt. Mein Stolz verträgt es nicht. Ich würde mich nicht mehr trauen, über die Straße

zu gehen. Ich bin erregt, sitze in Deinem Atelier und es ist schon tief in der Nacht, das Fenster steht offen, ein Licht brennt und flackert. Du warst doch immer so herzensgut mit mir — Du mußt mich doch gern haben, sonst wäre es ja ein Betrug, wenn Du mich mit Deiner Freundschaft hintergangen hättest. Bin ich denn so ein abscheuliches Geschöpf? Mag alles sein, wie es sei — nur verlaß mich nicht — nur das nicht! Ich will kein weitsichtiges, stolzes, geniales Weib sein. Das will ich nicht, ich will auch an Dir hängen — und nicht von Dir lassen — nie von Dir lassen — und müßten wir beide darüber zugrunde gehen.

Dickchen ist still und gut, aber sie leidet. Du hast ihre Seele mit Dir genommen. Es ist ein Ausdruck in ihrem Gesichtchen, der mir mehr zu Herzen geht als mein eigenes Leid.

Leb wohl.

Deine — ja Deine — ganz Deine

Anna."

Ein Zettel von Dickchen lag dem Briefe bei.

„Mein liebes Papachen!

Es ist ein Vogel in die Luft geflogen, aus seinem Käfig heraus. Ich habe ihm nachgesehen und freute mich — und weinte dabei, denn sein hübscher Käfig ist leer. Das ist so, wie ich Dir schreibe. Die Buben haben meinem Rotkehlchen die Türe aufgelassen, da hat es sich davon gemacht. Und noch jemand hat sich davon gemacht — noch jemand. Ich habe ihn um die Ecke gehen sehen, in den Sonnenschein hinein — am frühesten Morgen. — Wird es Dir denn auch gut gehen? Wird es Dir denn auch wohl sein? Denkst Du etwas, was Dich freut, dann ist alles, alles, alles gut.

Dein Dickchen.

Noch etwas: Mama ist so himmlisch gut mit uns. Sie arbeitet den ganzen Tag, erzählt den Abend oft, und hat jetzt mein Bild zu malen begonnen. Da sitzen wir miteinander in Deinem Atelier, und es ist so still, so still! Wie's nur mit einemmale so geworden ist! Ich glaube, Mama ist sehr traurig, aber sehr fleißig, da merkt's sie selber nicht, wie traurig sie ist. Vorgestern hatte sie einen großen Schreck. Da kam eine englische Dame, die Dich und Mama kennt, die hat so vielerlei gesprochen, da hat Mama mir in der Seele weh getan. Ich habe ein wenig an der Türe gehorcht. Mama hat kaum ein Wort erwidert und war so rührend — so rührend. Am andern Tage kam ein großer Bub' ins Haus und brachte einen ganz riesigen Korb voll lauter abgeschnittenen, frischen Blumen, mit Rosen und Hyazinthen und Tazetten und kleine Veilchensträuße und Resedasträuße, und alles sah so wunderhübsch und so merkwürdig aus, dazu brachte er ein Briefchen, das las Mama, hat es mir aber nicht gezeigt. Der große Bub blieb den ganzen Abend bei uns und hat uns vorgespielt, ganz wunderschön. Mama und ich, wir haben jedes in einer Ecke von Deinem Atelier dabei gesessen. Mama hat geweint. Ich habe sie immer leise schluchzen hören. Und ich war ganz bei Dir. Mama hat unserem Besuch am Abend ein Briefchen an seine Mutter mitgegeben. Er ist der Sohn von Mrs. Gwendolen — Du weißt schon, und heißt William.

Grüße Deinen Freund von mir.

Dein

altes Dickchen."

Über Obrists Züge war, während er las, mehr als einmal ein Zug von Qual und Erregung gegangen. Sein Gesicht war bleich geworden. Jetzt legte er den Brief beiseite und ging auf die Terrasse.

Es wurde zwischen den beiden Freunden nicht über diese Briefe gesprochen. Die glückliche, weiche, lebensfrohe Stim-

mung war aber verstrichen. Obrist ging an diesem Abend nicht mit zur Brunquell, sondern blieb allein zurück. Hans Ludwig Schmidt fand ihn, als er heimkam, gedankenvoll und bedrückt auf der Terrasse sitzend.

Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Werde hart, Landgraf. Du hast das Recht zu leben, — jetzt lebe! Ich habe das meine getan, nun tue du das deine. Niemand hat jetzt ein Recht an dich als ich. Denke nicht und laß alles gehen, wie es geht. Wir wollen hier arbeiten, alles andere ist Nebensache. Lassen sie uns nicht in Ruhe, verkriechen wir uns bis ans Ende der Welt. Wir wollen frei sein und müssen frei sein.

Kannst du dir denken, daß es je gut tun würde, wenn du zurückgingst?“ fragte Hans Ludwig Schmidt.

„Nein!“ sagte Obrist ruhig.

Dreizehntes Kapitel

Ferdös im Atelier

Nachdem sie beide Tag für Tag hinausgewandert waren, um Studien zu machen, fing Obrist sein Bild an. Das äußere Leben wurde ihnen von Lore Brunquell so angenehm und ungestört als möglich gestaltet. Sie fanden an allen, die in deren Hause verkehrten, mehr und mehr Gefallen. Rittmeister Neunhütel wurde ihnen ein wahrer Freund. Sie lernten in ihm einen seltenen Menschen kennen. Es ging ihm mit seiner kleinen Frau herzlich schlecht. Schon seit fünf Jahren suchte er vergeblich nach einer Anstellung. Vermögen hatte er nicht, hie und da fand sich ein kleiner Verdienst, der ihm ein wenig aufhalf. Was sich nur erdenken läßt, hatte er begonnen, und nichts war ihm geglückt. Und dennoch liebte er das Land, das ihm nichts als Enttäuschungen gebracht hatte, genau so und mehr, als schwämme er in vollem Wohlergehen.

Er lebte hier, weil ihm alles sympathisch war und weil seine starke Freiheitsliebe, das heftigste Gefühl in ihm, hier Genüge fand. Er selbst schien sich wenig Sorge um die Zukunft zu machen. Der Jacot aber lief für ihn und hatte sich in den Kopf gesetzt, dem Rittmeister aufzuhelfen.

Jacot selbst war ein seltsamer Charakter. Kurze Zeit, nachdem die Freunde bei Lore Brunquell aus- und eingingen, hatte er seine Stelle, die er nach langem Harren erwischt, wieder verloren. Es ging dies vollkommen ruhig an ihm und der ganzen Gesellschaft vorüber. Als er es an einem Abend mitteilte, waren alle versammelt, auch Ferdös.

Jacot kam zur Türe herein: „Pech — Pech! Pech, immer Pech!" Er goß sich ein Glas Wein ein aus der großen strohumflochtenen Flasche, und noch eins — und noch eins, ehe er

zum Erzählen kam — und berichtete dann die Sache ruhig und trocken. „Hopsa", damit schloß er. „So ist's nun einmal auf Erden; aber für den Rittmeister findet sich etwas, das sollt's ihr sehen." Indem er dies sagte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und schenkte sich wieder ein.

„Ich bin ein Elender, ein Elender", sagte er, schwenkte sein Glas und blickte auf Ferdös wunderlich gedankenvoll und in sich versunken.

Ja, Jacot war ein Pechvogel, was man einen Pechvogel nennt. Die Widerwärtigkeiten, die ihm zustießen, hatten alle einen Anstrich von Komik. Jedermann wußte, daß er auf das heftigste in Ferdös verliebt war, und jedermann lächelte darüber. Der Rittmeister hatte erzählt, daß Jacot ihm über diesen Punkt sein Herz ausschütte, fast jeden Abend immer dieselbe Litanei, und der Rittmeister hatte es nicht für nötig gefunden, darüber Stillschweigen zu beobachten. Er wußte von Jacot immer allerlei komische Anekdoten zu erzählen und tat dies mit Vorliebe, trotz der Dankbarkeit, die er für den guten Menschen, der sein möglichstes für ihn tat, hätte haben müssen.

Jacot war einer von denen, denen man nicht recht ernsthaft dankbar sein konnte; auch die Dankbarkeit, die er mit Recht erntete, nahm einen Anflug von Komik und Unbestimmtheit an, wenn sie sich auf ihn richtete.

Der Rittmeister erzählte an demselben Abend, als sie mit Jacot beisammen saßen, der ihnen sein Unglück mitgeteilt hatte, in welchen schlechten Ruf Jacot die Brunquell einmal gebracht habe. „In der ersten Zeit, als er hier angelangt ist," begann der Rittmeister, „steht er hier vor der Gartentüre. Er hat ein paar Wochen hier im Hause gesteckt. Also gegen Abend steht er vor der Türe, die Hände in den Hosentaschen und hält seinen Keff, wie die Türken sagen, ließ sich's wohl sein. Da kommt mit einemmale eine Frau aus dem Nachbarhause eifrig auf ihn zu und redet auf ihn ein. Da-

mals verstand er sein schönes Türkisch noch nicht, ließ sich aber davon nicht anfechten und antwortete ganz impertinent sicher, bei jeder Gelegenheit: ‚Evätt — evätt — das heißt: ‚Ja — ja' — und verwunderte sich über die Maßen, daß die Türkin alle Fassung verliert, schreit, die Nachbarn zu Hilfe ruft, an die Türe klopft und, als geöffnet wird, wie besessen in den Garten stürzt. Als Lore Brunquell ihr entgegenkommt, schlägt die Türkin die Hände überm Kopf zusammen.

‚Was hast du getan?' ruft sie. ‚Was hast du getan? Du hast mir meinen Truthahn genommen — du hast ihn dir gebraten und hast ihn aufgegessen! Masch Allach! Masch Allach, daß du so schlecht bist! Wer hätte das gedacht!'

‚Bist du denn deli (verrückt)?' fragt die Brunquell.

‚Nein — nein — nein!' ruft die Türkin. ‚Nun lüge noch! Der da draußen, der hat mir es doch eben gesagt, der Hundesohn! Ach, was hast du getan!'

Jetzt wird Jacot hereingerufen.

‚Was haben Sie denn gemacht?' ruft die Brunquell.

‚Ich?' sagt Jacot. ‚Sie hat mich kreuz und quer gefragt und hat mich angeschrien, da hab' ich ihr das einzige, was ich wußte, Evätt, geantwortet.'

‚Was willst du denn, er kann ja gar kein Türkisch, nimm doch Vernunft an!' sagt die Brunquell zu der Türkin.

‚Ja, ja!' ruft die, ‚das glaube einer! Ich sage ihm: Hast du denn vielleicht meinen Truthahn gesehen, der mir davongelaufen ist? Da sagt er: Evätt.

Ich schau ihn an und frage: Hast du ihn denn auch wirklich gesehen? — Da sagt er: Evätt.

Ist er denn vielleicht bei euch darin? frag' ich — Evätt, sagt er.

Ist er denn noch darin? Evätt, sagt er.

Da habt ihr ihn euch vielleicht gar gebraten? Evätt, sagt er.

Und habt meinen Truthahn gegessen? Evätt, sagt er.

Und du willst mich belügen und mich glauben machen, er verstehe kein Türkisch?'

Solche Geschichten hat er uns oft gemacht", sagte der Rittmeister. „Es ist ein Glück, daß er so schnell Türkisch gelernt hat. Sag einmal, Jacot," fragte der Rittmeister, „hast du etwas dagegen, wenn ich weiter von dir erzähle?"

„Was du willst, mir ist's recht", antwortete dieser fast in sein Glas hinein. „Mir ist alles gleich und alles recht."

„Ich meine, ein andresmal, nicht jetzt!" sagte der Rittmeister.

„So, nicht jetzt? Auch gut", sagte Jacot.

Am Abend begleitete der Rittmeister die Freunde durch den Garten nach Hause.

„Unser Jacot", sagte er unterwegs, „kommt Ihnen gewiß wie ein närrischer Kerl vor? Er hat so etwas an sich, was nicht aller Welt behagt. Aber man muß ihn kennen. Er ist reines Gold. Schauen S', Herrgott noch einmal! daß er trinkt, ist halt ein Jammer. — Hier, in dem warmen Klima, wird's ihn zugrunde richten. Schauen S', Sie wissen doch, daß er früher Pfaff war, da hat er sich davon gemacht. Aber das Verfluchte ist: wenn ein Mensch sich aus seinem Boden losreißt — er wurzelt schwer wo anders wieder recht ein. Jacot ist unter die Protestanten gegangen, hat dann als Lehrer in Bulgarien gesteckt, hat da und dort gesteckt, ist auf alles so fuchtig wie eine Bremse losgegangen, hat es aber nirgends lang ausgehalten. Geheiratet hat er auch, und ist hier mit der Frau angekommen, einer Bulgarin, die eine mürrische Person war, mit der wir uns nicht befreunden konnten. Er schien aber zufrieden mit seiner Alten. Er hatte ein kleines Kapital, da lebten sie ganz vergnügt, ließen sich nichts abgehen. Er gab Unterricht. Jacot findet überall sein Brot.

Ich hab' nie einen Menschen gesehen, der solch ein Vergnügen an seiner Häuslichkeit gehabt hätte wie Jacot, ein ganz kindisches Vergnügen. Wenn er des Abends heimging, tat er es immer, als wollte er sagen: da schaut's, Herrgott noch einmal, ich hab' ein Haus und ein Weib, ich bin ein gemachter Mann! Trotzdem aber brachte er selten seine Frau mit hierher, und als ich ihn darum fragte, sagte er wie verlegen: Meine Alte ist so eine, die zur Not nur langt, 's ist so besser. Trotzdem aber blieb er nach wie vor ein außerordentlich stolzer Hausvater und schien glücklich zu sein.

Da hat ein böser Kauz, ein falscher Freund von unsrem zufriedenen Jacot, an der mürrischen Frau Gefallen gefunden — und sie an ihm. Teufel auch! — sind miteinander auf und davon. So ein Weib! hat sie den guten goldnen Narren verlassen, der an ihr Genüge fand, trotzdem wenig an ihr zu rühmen war.

Sie hätten Jacot sehen sollen! Er war ein Verzweifelter. Seine Häuslichkeit ging ihm über alles. Der arme herumgeworfene Schuft! Und was denken Sie? — Geweint hat er bei uns und geschluchzt wie ein Kind. Und was meinen Sie? — Wie ich den andern Tag in sein vereinsamtes Haus trete, da finde ich ihn, wie er allerlei Herrlichkeiten zusammenpackt, ein Ringerl, eine kleine Uhr, so allerlei. Die Uhr war nagelneu, die hatte er soeben erst von seinem Bisserl gekauft. Das sagte er mir auch. Und was meinen Sie, was der Narr vorhatte? Seiner mürrischen Frau hat er's nachgeschickt, weil gerade ihr Namenstag war. Und wie ich ihm sag: ‚Jacotele, um alles in der Welt, was fällt dir ein?' Da hat er mich angesehen mit seinem treuherzigen traurigen Geschau. ‚Rittmeisterl,' hat er gesagt, ‚was meinst du, wissen soll sie halt, daß in mir wohl Kummer ist, daß ich ein Elender bin, nimmermehr aber werd' ich gegen einen Menschen, der gegen mich schlecht ist, auch schlecht sein. Sie wird mich schon verstehen, die Alte, — was meinst Du?'

Na, was blieb zu tun übrig, er hat sich scheiden lassen müssen. Es ist ihm hart angekommen; denn er war stolz auf sein Hauswesen.

Sein Leben lang ist er in der Welt umhergestoßen worden. Die Eltern früh verloren, in einem Pfaffenseminar erzogen, dann durchgebrannt, dahin und dorthin gestoßen, innen keinen Halt und außen keinen Halt. Und dabei ein guter Mensch. Teufel auch! Jetzt ist er in die Ferdös verliebt wie ein Unsinniger. Sie wissen nicht, welche Not ich mit ihm habe. Ich sag' es ihm aller Nasen lang, daß alles umsonst ist; daß die Brunquell ihr Mädchen nur einem Mohammedaner geben wird, und daß ich ihr darin recht geben muß. Sie will der Ferdös die größte Sicherheit verschaffen, auf Erden ruhig und glücklich zu werden; so wie sie es vorhat, ist es noch am ehesten der Fall. Verdammt, wenn ihr da einer in die Quere käme, Teufel auch! Die Hauptsache, die Brunquell will ihrer Überzeugung treu bleiben und damit basta! Der Jacot ist ein wunderlicher Heiliger, ein armer Narr."

Obrist war fleißig an seinem Bild. Es schritt rasch vorwärts. An den Tagen, an denen er Briefe von Anna erhielt, die immer stürmischer, immer verzweifelter klangen, lag es wie ein schwerer Bann über ihm. Es schien dann, als wäre er von aller Spannkraft verlassen, und je öfter die Briefe sich wiederholten, je andauernder wurde die Nachwirkung bei ihm.

Hans Ludwig Schmidt sah dies mit Besorgnis. Er hatte Lore Brunquell längst mit Obrists Verhältnissen bekannt gemacht und durch diese war er über die trübe Stimmung seines Freundes, die die neugewonnenen Kräfte wieder zu schwächen schien, getröstet. „Laßt die Frau gewähren," hatte Lore Brunquell gesagt, „ihr müßt der Frau Ruhe lassen. Aus allem, was Sie mir erzählen, sehe ich, daß sie ein anständiger, tapferer Charakter ist. Es steckt in der lustigen,

lebensfrohen Frau mehr, als ihr alle ahnt, und es wird sich alles finden, laßt sie jetzt gewähren."

Obrist hatte Lore Brunquell den Vorschlag gemacht, er wolle ihr Ferdös malen.

Er hatte das Mädchen an einem Morgen beobachtet, wie sie still und nachdenklich, einfach wie eine Statue, in ihr weißes Gewändchen gehüllt, den Schleier über dem Kopf, unter einem der dichten Feigenbäume vor seinem Fenster stand, ganz in sich versunken, unbeweglich. Obrist hatte sich von ihrem Anblick nicht losreißen können. Etwas so wunderbar Ursprüngliches, Natürliches und Ruhiges lag in ihrer Stellung, wie er sich nicht erinnern konnte, je an einem jungen Geschöpf gesehen zu haben. Er winkte Hans Schmidt herbei, damit auch dieser den Genuß haben sollte.

Am Abend fragte Obrist Ferdös: „Was dachtest du denn unter dem Feigenbaum?"

„Heut morgen?" fragte sie und schaute, wie um sich zu besinnen: „Da dachte ich an dich."

„So", sagte Hans Ludwig Schmidt, der zugehört hatte.

„Ich dachte," fuhr sie fort, „was du wohl malst, und wie du mir versprochen hast, daß ich dir zuschauen darf, und weshalb du dies wieder vergessen hast?"

„Nun, und du dachtest nicht daran, was ich wohl malen würde?" fragte Hans Ludwig Schmidt.

„Nein", erwiderte Ferdös.

„Das ist nicht hübsch von dir!" sagte er lachend.

„Dies Herz hast du auch gewonnen", sagte Hans Schmidt, als das Mädchen gegangen war. „Ich muß gestehen, daß ich das für unnötig halte, es hätte auch einmal etwas für mich abfallen können."

„Sie hat dir's angetan?"

„Das weiß ich nicht", sagte Hans Schmidt. „Sie schleicht sich einem ins Herz, man weiß nicht wie, die ist ein wunderliches Kind."

„Ich dächte, Dickchen und sie wären zwei Schwestern", erwiderte Obrist.

„Ja —", sagte Hans Ludwig Schmidt.

Ferdösens Bild wurde begonnen. Obrist malte sie in Lore Brunquells Zimmer. Das Mädchen schien ganz beglückt darüber zu sein, und ehe er den ersten Strich tat, dankte sie ihm mit einem merkwürdig ernsten Ausdruck.

Mit stummem Erstaunen sah sie ihre Gestalt auf der Leinwand entstehen.

„Das bin ich," sagte sie gedankenvoll, „das bin ich! Aber das Herz, die Seele, die Gedanken — weißt du doch nicht!"

„Nein," sagte Obrist, „deine Gedanken weiß ich nicht, Ferdös — und ich möchte wohl wissen, wie du denkst."

„Möchtest du das?" fragte sie ruhig. „Sag einmal, es ist doch schlimm, es ist noch mehr als traurig, daß man nur den Körper sieht. — Wenn die Seele ihn verläßt, ist er tot. Er ist schon jetzt tot, nur die Seele lebt. — Und die sieht man nicht, man ahnt sie nur, bei manchem auch das nicht einmal. Bei Jacot fühlt man sie nicht, oder sie ist in den Körper so mit hinein gemischt. Ich weiß es nicht zu sagen. Es ist alles eins bei ihm, da könnte es sein, daß er nach dem Tode ganz verginge. Du wirst nicht vergehen," sagte sie ernst, „das weiß ich." Sie sah ihn forschend an.

„Über dergleichen denkst du nach, mein Kind?" sagte er. „Ich möchte aber von dir wissen, was du liebst, an was du deine Freude hast."

„Das werde ich dir sagen", antwortete sie und schaute ihn vertrauensvoll an. „Ich liebe Schachteln."

„Was liebst du?" fragte Obrist lachend.

„Schachteln. Es gibt so allerliebste runde, mit Muscheln, und welche mit Bildern, und welche mit Blumen und welche aus Holz mit Spiegelchen daran, ganz gewöhnliche und ganz feine. Ich werde dir zeigen, was ich davon habe."

Sie ging hinaus und kam bald darauf mit einer ausgezogenen Schublade zurück, in der Kasten und Kästchen sorgfältig geordnet lagen. Mit Eifer breitete sie alles vor ihm aus.

„In jeder steckt etwas", sagte sie. „Ich liebe das so.

Wir sind auch alle Schachteln," sie lachte hell auf, „und in jede ist etwas getan. In jedem Tier steckt etwas, in jedem Menschen, in jeder Pflanze. In eine Schachtel hat er viel getan, in manche wenig. In einer schönen steckt oft gar nichts, in einer ganz alten, häßlichen etwas Wundervolles, wie hier in der," sie nahm eine zerdrückte bunte, die mit allerlei Fetzen beklebt war, „die hier ist Iskender. — Und was ist darin?" Sie öffnete sie und ein silberner Ring mit einem Türkis glänzte daraus hervor. Auf ein braunes, wohlgeformtes Holzkästchen zeigte sie und sagte: „Das hier bedeutet meine Mutter. — Du kannst es öffnen!"

Obrist tat so. Da lag eine Rose aus Wachs geformt darin.

„Es müßte eine frische sein," sagte Ferdös. „Ich tue auch manchmal eine hinein."

Obrist lächelte.

„Du brauchst darüber nicht zu lachen," sagte sie, „es ist doch ganz hübsch."

Lore Brunquell brachte Ferdös einmal in das Atelier, zur Zeit, als die beiden Freunde malten, und entschuldigte sich, daß sie störe; aber das Mädchen habe ihr keine Ruhe gelassen.

Obrists Bild war weit vorgeschritten. Hans Ludwig Schmidt arbeitete an einem Seestück, zu dem er die Studien von der Terrasse aus gemacht hatte.

„Ich möchte nur zuschauen", sagte Ferdös. „Es ist mir so versprochen."

Lore Brunquell setzte sich und Ferdös stellte sich neben Obrist. Er arbeitete ruhig weiter.

„Wie mir dein Bild gefällt!“ sagte sie nach einer Weile gelassen.

„So“, sagte Obrist.

„Ja, das ist ein sanftes Bild, wie eine weiche Musik. Ich höre die Melodie, die der schöne Knabe spielt, der vor dem Alten hergeht und geigt.“

Sie schwieg, betrachtete weiter und sagte darauf:

„Ich hab' einmal ein Bild gesehen, da geht der Tod als ein Gerippe vor ein paar Leuten her; das ist greulich. Ich habe nicht schlafen können davon. Der Schöne mit der Geige soll dasselbe sein, nicht wahr?

Hat es dem Maler, von dem ich das abscheuliche Bild sah, Freude oder Schmerz gemacht, so etwas zu malen? Das möchte ich wissen. Ich glaube, Freude“, beantwortete sie ihre Frage selbst. „Es wird ihm gefallen haben, die Menschen fürchten zu machen und sie zu erschrecken. Er wird so ein schlechtes Herz haben wie ein großer Bub, der die Kleinen erschreckt und quält. Du könntest so etwas Abscheuliches nicht malen. Nicht wahr?“

„O — o — o!“ rief Hans Ludwig Schmidt, von seiner Staffelei aus, „was denkst du denn, Ferdôs! Er hat genug so schlimmes Zeug gemalt. Glaub mir.“

„Das weiß ich nicht, was er getan hat“, sagte sie gelassen. „Iskender sagt: Wenn bei euch in Europa einer unrecht begeht, ist er ein Sünder sein Leben lang. Hier ist er Sünder, solange er die Sünde tut, darauf, wenn er sich bessert, sieht ihn ein jeder für einen ehrenwerten Mann an.“

„Bravo!“ sagte Obrist.

„Ja“, entgegnete Lore Brunquell, „hier wird, ohne daß sie so viel Wesens darans machen wie bei euch, Wohlwollen gelehrt, Wohlwollen, das sich nicht nur auf die Ehrenmänner bezieht, sondern auch auf die, die dessen bedürfen.“

Lore Brunquell wollte aufstehen, um wieder zu gehen, ein bittender Blick, den Ferdôs auf sie richtete, hielt sie noch,

und beide Frauen sahen, ohne ein Wort weiter zu reden, den Malern zu.

Als sie gingen, dankte Ferdôs ganz bewegt.

„Macht dir es denn solche Freude?" fragte Obrist.

„Ja", sagte sie. „Deine Malerei und meine Musik sind eins. Ich liebe alle Dinge, die leben, die vernünftig sind, die eine Seele haben. Verstehst du mich? Die Natur draußen macht mich oft traurig. Alles ist so schön, das Meer, der Wind, der Sturm, die Sterne, die Sonne — alles. Aber es sagt mir nichts, es ist so stumm, so ohne Herz und Liebe. Es könnte nie helfen, nie trösten. Eine Melodie ist mir lieber." Ferdôs schien tief erregt zu sein. Sie achtete nicht auf ihre Mutter, nicht auf Hans Ludwig Schmidt und fuhr fort: „Du könntest mir gewiß sagen, ob wir eine Seele haben, die wie ein Rauch verfliegt, wenn wir tot sind, oder die lebt und weiter etwas ist. Iskender sagt mir, ich solle abwarten, das würde das beste sein."

„Da hat Iskender ganz recht," antwortete Obrist, „und es ist tiefer gedacht, als es dir scheint. Du kannst versichert sein, daß das, was natürlich ist, geschehen wird. Wenn das Furchtbarste oder Glücklichste geschieht, was wir, ehe es geschehen ist, gar nicht glauben und fassen können, wenn es da ist, ist es da — und ist so einfach geschehen, wie das Einfachste, und so wird sich alles abspielen, was die Natur mit uns vorhat. Hast du mich verstanden?"

„Verstanden wohl," sagte Ferdôs; „aber der Schmerz? Was will der? Der ist zu groß für das Leben!" In Ferdôs' Augen standen Tränen.

„Was ist dir denn, mein gutes Herz?" fragte Lore Brunquell. „Komm, sei ruhig. Ich erkenne dich gar nicht. Was machst denn du dir für Gedanken? Millionen und Millionen Menschen sind mit dem Dasein fertig geworden, du kannst versichert sein, daß du es auch wirst."

„Ich hoffe es", sagte Ferdôs ruhig, sah noch einmal auf

das Bild, was es ihr so angetan hatte, und ging Hand in Hand mit der Mutter hinaus.

Hans Schmidt und Obrist sprachen über sie, als sie gegangen war. Hans Schmidt sagte: „Ich weiß nicht, was mich abhält, mich in dieses köstliche Geschöpf zu verlieben, ganz regelrecht zu verlieben; wahrscheinlich würde mir etwas mehr Gegenliebe zu einer Verliebung notwendig sein. Was hat sie denn aber, was ist ihr denn? Das Mädchen ist verändert, seit wir sie kennen. In ihr Sprechen, das früher so ruhig und kindlich war, ist eine eigne Hast gekommen. Sie wird doch nicht dabei sein, der Brunquellin einen rechten Streich zu spielen?"

Vierzehntes Kapitel

Auf Obrist regnet es Blüten. Lore Brunquell schreibt an Anna.

Als sie an diesem Abend sich bei Lore Brunquell einfanden, war Ferdös nicht zugegen und ließ sich während der ganzen Zeit nicht sehen. Obrist war verstimmt und unruhig. Er hatte an diesem Tage Briefe von zu Hause erhalten, die ihm schwer auflagen. Dickchen war krank, und, wie es schien, aus Sehnsucht. Anna hatte einen wahren Sturm auf Obrists Herz ausgeführt: er solle und müsse nun endlich zurückkehren. Es würde schon dies und jenes geredet und sie fühle sich haltlos und verzweifelt. Sie beschwor ihn wieder aufs neue. Er müsse zurückkehren. An sein Herz und seine Liebe wolle sie keine Ansprüche machen, nur vor der Welt wollte sie nicht verlassen sein. Diese armselige Bitte solle er ihr gewähren. In der Erfüllung seiner Pflicht würde er Befriedigung finden.

„Lieber, guter, einziger Heinz," schrieb sie, „halte mich nicht für roh und nicht für selbstsüchtiger, als ich bin. Ich weiß es, Deine Natur hat bei uns gelitten. Ich weiß es, Du brauchst Ruhe. Ich weiß auch, daß, wenn ich Vorsätze über Vorsätze fasse, ich dennoch die Ruhe, die Dir nötig ist, nicht schaffen kann. Es trägt nun einmal eine jede Familie ihr Gepräge, wie der Esel seine Haut. Es ist, wie es ist. Ich glaube nicht, daß wir uns gänzlich bessern können. Eins hängt am andern — und wir sind einmal da! Du mußt kommen, sei es, wie es sei. Kannst Du Deiner Kunst nicht so weiter leben, wie Du es ohne die Familie gekonnt hättest, so denke, daß dies Schicksal ist, wie ein andres Schicksal auch.

Wenn Du arm wärest und müßtest Geld haben — und nähmest es, wo Du es bekommen könntest, scheutest Dich vor keinem Diebstahl und hättest die Ausrede, daß Du alles tun müßtest Deiner Kunst zuliebe, so wäre das nicht viel schlimmer als das, was Du uns tust und tun willst!

Wer gibt Dir ein Recht, uns zu opfern, uns zu schädigen, damit Du besser leben kannst! Du schreibst mir in Deinem letzten Briefe: ‚Sieh mich für tot an! Das müßtest Du auch ertragen und kannst es ertragen, und würdest Dein Leben Dir trotzdem gut gestalten können. So tue das, was Du dem Toten tun mußt, dem Lebenden freiwillig und lasse ihm seinen Frieden!' Das schreibst Du.

Herrgott, Heinz, wie Du mich jammerst, daß Du um Deinen Frieden, um Dein Glück bettelst! — Und daß ich es Dir abschlagen muß! Ich habe für die Kinder zu sorgen. Eine geschiedene Frau aber teilt ihr Unglück den Kindern mit, und wenn Du zehnmal sagst: Es ist kein Makel, so kannst Du Dich in meine Seele, in die Seele eines Weibes nicht versetzen, die es als Makel fühlt. Ich bin mir klar, Heinz, vollkommen klar, Du hast ganz recht: im tiefsten Grunde ist es die verletzte Eitelkeit, daß ich Dich nicht freigeben kann.

Und ich selbst erkenne mich kaum wieder, war so friedlich und wohlgemut sonst, und jetzt ist mein Herz voller Bitterkeit; auch gegen Dich voller Bitterkeit. Ich fühle mich betrogen, ich denke daran, meine Rechte zu wahren. Ich verstehe Dich nicht. Ich finde, daß Du grausam bist, an uns nicht denkst; aber ich hoffe auf Dich, Du kommst, Du mußt kommen und wirst wieder mit uns leben. Anna."

Dieser Brief hatte einen tief erregenden Eindruck auf Obrist gemacht.

Hans Schmidt hatte ihm keine Ruhe gelassen, hatte ihn um Annas Brief gebeten und ihn endlich erhalten.

Den Nachmittag war er damit zu Lore Brunquell ge-

gangen, diese um Rat zu fragen und sie zu bitten, an Anna zu schreiben, und er fand sie bereit dazu.

„Schreiben Sie", sagte Hans Ludwig Schmidt, „und denken Sie, daß Sie zwei seltenen guten Menschen damit vielleicht einen großen Dienst tun. Wer weiß, vielleicht können Sie in etwas helfen. Ich fürchte, wenn die Frau sich tiefer und tiefer in ihren Eigensinn und ihr Unglück hineinrennt, daß wir nie zu Ende kommen und ewig in Unfrieden und Erregung stecken werden. Versuchen Sie zu wirken, Sie haben eine glückliche Hand."

An dem Abend danach fiel allen Obrists Schweigsamkeit und sein trübes, zerstreutes Wesen auf.

Jacot kam auch in trübseligster Stimmung noch in später Stunde.

„Pech! Pech! Pech!" brummte er wieder, als er eintrat. „Jetzt ist es mir auch mit dem Rittmeister schief gegangen."

Der Rittmeister war nicht zugegen.

„Was haben Sie denn angerichtet?" fragte Lore Brunquell.

„Da bin ich gerannt und gerannt von einem zum andern. Ich wollte ihm durchaus etwas ausfindig machen, und es wäre mir auch gelungen, aber das verdammte Pech — das verdammte Pech! Ich Elender habe kein Glück. Habt ihr nicht ein Gläschen Wein?" fragte er aufseufzend. „Was soll der Arme, der Rittmeister, tun und die Kleine! Ich weiß es nicht! Hab' ihm nun ewig vorgeplauscht, und nun ist's wieder nichts. Fünf Jahr' sitzt er so da, ohne Aussicht, ohne alles, und das arme Ding, die Kleine!"

„Sie sind selbst ohne Stelle?" fragte Obrist.

„Ich? — Ja", sagte er. „Was tut's? Ich finde mich durch."

„'S ist ein prächtiger Kerl, der Jacot!" sagte die Brunquell und klopfte ihm auf die Schulter.

„Ach, geht's mir weg!" rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Mir ist's schlecht zumute."

Obrist und Hans Schmidt sprachen mit Lore Brunquell, wie allenfalls dem Rittmeister zu helfen sei; aber keiner wußte recht zu raten.

„Was glaubt's ihr, wie ich von einem zum andern gerannt bin?“ sagte Jacot. „Ich kann's und mag's ihm nicht sagen.“

Als Obrist und Hans Schmidt sich verabschiedeten, gab die Brunquell Obrist die Hand. „Leben Sie nur so fort wie bisher, arbeiten Sie, lassen Sie die Sorgen nicht überhandnehmen, alles wird ruhig und gut, glauben Sie mir.“

Obrist ging noch allein im Garten auf und nieder. Es war ein köstlicher Abend, kristallheller Mondschein. Über das Meer her glänzte es, spiegelte auf den breiten Kronen der Feigenbäume; die Pinien und Zypressen zeichneten sich scharf wie auf einem silberwogenden Grunde ab. Von dem rosenüberwucherten Haus zogen Düfte durch den ganzen herrlichen Garten.

Obrist war wie berauscht. In seligem Vergessen wandelte er auf und nieder. Vor ihm ragte eine Gruppe alter Zypressen auf, die sich auf einer leichten Bodenerhöhung aufbaute. Er ging darauf zu, angezogen von ihrer ernsten Majestät. Diese leichte Anhöhe gehörte nicht eigentlich zum Garten; aber er war hier durch keine Mauer und keinen Zaun begrenzt und seine letzten Feigenbäume und Lorbeerbüsche machten den Eindruck ungepflanzter Natur.

Die Anhöhe, auf der die einzelnen Zypressen in die Höhe strebten, war früher als Begräbnisplatz benutzt, die hohen weißen Leichensteine standen noch und schimmerten im Mondschein.

Obrist blickte darauf hin und fühlte seine Aufmerksamkeit durch eine unbestimmbare Erscheinung gefesselt. Ihm schienen die Formen, der Eindruck der Steine wohlbekannt. Heute war etwas Fremdes hinzugekommen, etwas, das er noch nicht wahrgenommen hatte, eine Gestalt, eine Säule,

der Mondschein flimmerte unbestimmt. Er stand und schaute, und um zu wissen, was es sei, trat er ein paar Schritt näher. Da bewegte es sich und flog auf ihn zu, eine weiße Taube, und hing an seinem Hals, ohne Laut, und schmiegte sich an ihn. Er hörte ein Herz an dem seinen angstvoll schlagen. Er legte den Arm leise um die zarte Gestalt.

„Ferdös, kleine Ferdös," sagte er zärtlich, freundlich und doch bewegt, wie zu einem Kinde, wie er es zu Dickchen gesagt haben würde.

Das junge Geschöpf schmiegte sich schweigend an ihn und verbarg den Kopf an seiner Brust.

„Was denn, Ferdös? Was denn, mein süßes Kind?"

Er erhielt keine Antwort, fühlte, wie die Gestalt leise zitterte.

Jetzt löste sie die weichen Arme von ihm, zwei Hände faßten die seinen und küßten sie leidenschaftlich und innig.

Ohne ein Wort gesprochen zu haben, ließ sie ihn allein stehen, flog den Weg entlang, dem Hause zu, lief wie ein ausgelassenes Kind. Das Schleierchen umflatterte ihre Gestalt.

Obrist stand erregt, wie von einem Wunder berührt, und sah ihr nach, und stand noch lange und blickte in den Mondschein hinein.

„Glückselige Jugend", sagte er leise und schüttelte wehmütig den Kopf.

Lange noch wandelte er im Garten auf und nieder und gedachte des lieblichen Abenteuers.

Welche Erregungen mögen in ihrem Herzen vorgegangen sein, vergegenwärtigte er sich, und besorgt beschäftigten sich seine Gedanken mit dem schönen Kinde.

Gern hätte er Ferdöens zartes Geheimnis ganz für sich behalten, wie einen Gruß aus einer schöneren Welt.

Der Eindruck war so unaussprechlich, als das herrliche Geschöpf, von ihrem jungen Herzen getrieben, auf ihn zugeeilt war und er sie in seinen Armen gehalten hatte, aber er ent-

schloß sich, die reizende Szene der mitzuteilen, der das Wohl des schönen Mädchens so sehr am Herzen lag.

An demselben Abend, zur selben Stunde, als Obrist erstaunte, daß es auf ihn in der Herbstzeit Blüten regnete, wandelte Lore Brunquell in ihrem Zimmer auf und nieder.

Auf einem Tisch lag Papier, Tinte und Feder und ein großer Bogen roten Löschpapiers. Lore Brunquell wollte einen Brief schreiben, und zwar an Anna Obrist, die Frau ihres Gastes. Es war ein schweres Vorhaben für sie. Nie hatte sie sich viel mit Schreiben abgegeben, und so befand sie sich in einer feierlichen und bedeutungsvollen Stimmung und konnte es nicht über sich gewinnen, zu beginnen.

„Meine liebe, verehrte Frau!" schrieb sie endlich mit großen, festen Buchstaben nieder. „Was ich hiermit tun will, ist weder gescheit noch vernünftig, noch kommt es mir zu, noch glaube ich, daß es zu irgend etwas gut ist — und doch mache ich mich daran. Ich weiß nicht, inwieweit Ihr Mann Ihnen von seinen neuen Freunden hier berichtet hat. Ich bin eine alte Frau, habe meine Schicksale wie andre Leute auch und meine Gedanken dazu. Es könnte Sie wenig interessieren, wenn ich mich Ihnen genau und in aller Form vorstellen würde. Ihr Mann und sein Freund, beide sind mir und meinen Hausgenossen lieb geworden. Herr Obrist arbeitet und er lebt wie ein gesunder, kräftiger Mensch. Das wird beglückend für Sie zu hören sein. Ich weiß, wie sehr Sie um ihn gelitten haben — und noch leiden. Doch kann ich nicht viel reden, erklären und mich einführen. Ich muß schnell zum Ziele kommen, sonst fehlt mir die Geduld und die Kraft, und ich möchte gern das, worauf es mir ankommt, klar und deutlich sagen, es ist nicht eine plötzliche Gefühlsaufwallung, die zu schreiben mich antreibt.

Ich stecke hier im Orient, bin ansässig und heimisch hier. Wie von einer Warte aus schaue ich dahin und dorthin, in unsre und in eure Welt. Hier sehe ich diese Sitten und dort

jene. Ich kann vergleichen, und dadurch, daß ich vor Augen habe: hier ist es so und dort so, verlieren die Sitten ihre Härten, ihre Unumstößlichkeit. Es ist ungefähr, als übersähe ich Jahrhunderte. In dem einen stand Tod und Feuer auf dem, was in dem andern Jahrhundert erlaubt und löblich ist. In dem einen ist dieselbe Sitte so sehr geehrt, wie sie im andern verlacht ist.

Ja, was wollte ich damit?

Ich wollte sagen, daß keine Sitte an und für sich verwerflich oder lobenswert ist.

Hier, in meiner jetzigen, langjährigen Heimat ist zum Beispiel die Ehe und alles, was sich darauf bezieht, so gestaltet, daß wenig Unruhe daraus entstehen kann, daß die Leidenschaften nicht übermäßig erweckt werden und das Familienleben ungestört bestehen kann. Der Orientale strebt nach Ruhe und Freiheit und Familienfrieden, danach haben sich seine Einrichtungen gestaltet. Es ist so, und wenn es Euch Europäern noch so drollig erscheinen mag. Die Orientalen haben klug den Leidenschaften ihre natürlichen Grenzen gelassen.

Sie sind ihnen wie Bächen nachgegangen, deren Lauf und Eigenschaften sie beobachteten und danach ihre Gärten und Felder an den Ufern weise anlegten, ohne die Bäche unnatürlich künstlich einzuengen und ihren Lauf nach Willkür zu ändern.

Wird hier eine Ehe geschlossen, so ist der erste Bedacht, der vor der Schließung genommen wird: Wie gedenkst du es mit der Scheidung zu halten? Vor allem denke daran, dem Weibe eine Summe auszusetzen, für den Fall, daß eure Ehe getrennt wird.

Es ist die Scheidung hier keine Schande, sie braucht nicht mit Ansetzung aller Kräfte erkämpft zu werden. Jedem der beiden Gatten ist es gestattet, sich vom andern rechtsgültig trennen zu lassen. Dem Orientalen ist es nicht erträglich, in Streit nebeneinander zu leben. Es darf Unfriede nicht fort-

bestehen. Die Ehe soll keine Last, kein unentrinnbares Elend, keine ewige Kette für die Betreffenden sein, keine Sklaverei. Es sind freie Menschen, die beieinander leben. Sind sie sich zur Qual geworden, so sind sie nicht gebunden. Und trotz dieser großen Freiheit ist eine Scheidung hier eine große Seltenheit.

Und so sage ich, soweit meine Einsicht reicht: Weshalb soll ein Weib, dem eure Gesetze das Recht zusprechen, den Mann nicht freizugeben, wenn er danach verlangt, ihr Recht nicht verleugnen und sagen: Du bist frei. Handle, wie du willst. Geh und sieh, daß du mir gutgesinnt wirst.

Dieses Weib wird — auch wenn sie den Gatten verliert, den Freund gewinnen. So nimmt sie der Trennung ihre die Eitelkeit schändende Bedeutung. Es gibt kein Verhältnis auf Erden, das auf Dauer gegründet ist.

Die Frau, die in dieser schweren Sache ruhig und gelassen und natürlich handelt, schafft sich, den Kindern und dem Manne Frieden.

Das schreibt eine, die in ihrer Jugend ein hilfbereites, zu Mitleid entflammtes Herz hatte und noch hat.

Lore Brunquell."

Fünfzehntes Kapitel

Ferdös wird verheiratet. Die Nebenperson Jacot singt die Messe und verschwindet vom Schauplatz

Ihren Brief ließ Lore Brunquell am nächsten Tag durch den Rittmeister auf die Post tragen.

Obrist war am Abend nach der Begegnung mit Ferdös noch lange auf der Veranda auf und nieder gegangen. Es war eine köstliche Stimmung in der Luft. Bis spät in die Nacht hinein zogen leichte, schlanke Boote vorüber, aus denen eintönig und gleichförmig gesungen wurde.

Am andern Tage ging er zu seiner guten Wirtin, bat diese, daß sie ruhig und gelassen sein möge, und erzählte ihr zögernd die liebliche Szene.

Da sah Lore Brunquell ihn lächelnd an, streckte ihm die Hand hin und sagte: „Was gibt es Bessres als gute, treue Freunde, denen man ganz und voll trauen kann. Ich wußte, daß Sie mir den Streich meines Kindes nicht verheimlichen würden.

Auch Ferdös war bei mir, noch spät gestern nacht, und hat mir alles erzählt. Sie wird heute zu Ihnen kommen; sie hat etwas auf dem Herzen. Sie haben es ihr mit Ihrer Kunst angetan. Nehmen Sie die Begegnung von gestern als gutes Omen hin. — Sie wird es Ihnen sein. Wir werden Ferdös jetzt verheiraten", sagte Lore Brunquell und sah gedankenvoll vor sich hin. „Es ist an der Zeit und gut. Seit Wochen schon hat sich eine gute Partie für sie gefunden, ein Mann, dem ich sie ruhig anvertrauen werde. Ich habe ihr gestern davon gesprochen und sie ist einverstanden, ja sie schien sich darüber zu freuen. Die Liebe, die das gute Kind zu Ihnen hat, ist so zart und freundlich, daß Sie sich dieselbe wohl gefallen lassen können. Ferdös ist gestern selbst sehr erschrocken über das,

was sie getan hat. Sie glaubt, daß Sie bös auf sie sein könnten, und ich habe sie noch nicht ganz darüber beruhigt. Sie wird sich jetzt noch Sorge machen.

Darüber, daß sie heiraten sollte, war Ferdös doch sehr erstaunt; aber, wie es schien, angenehm erstaunt. ‚Wir beide werden uns doch nicht trennen müssen?‘ fragte sie. Ich sagte ihr, daß wir beieinander bleiben, jeden Tag uns sehen würden; damit war die Sache abgetan, sie schlang den Arm um mich und legte sich dann ruhig schlafen. Ob sie geschlafen hat weiß ich nicht. Sie ist heute gedankenvoll und still."

Tage vergingen, ohne daß Obrist Ferdös gesehen hätte. Am Abend des Tages, an dem er mit Lore Brunquell gesprochen hatte, saßen alle guten Freunde beisammen, der Rittmeister mit seiner kleinen Frau, Lore Brunquell, Hans Schmidt und Obrist.

Die bevorstehende Heirat von Ferdös wurde besprochen. Iskender und der Rittmeister lobten den zukünftigen Gatten. Lore Brunquell machte einen zufriedenen, ruhigen Eindruck.

Der Rittmeister war einigermaßen gedrückter Stimmung, wenn dies auch nicht bei ihm zutage trat. Er hatte doch erfahren, daß Jacot wieder vergeblich versucht hatte, etwas für ihn zu erreichen. Als alle versammelt waren, kam auch Jacot. Er wußte von dem, was über Ferdös beschlossen war, noch nichts. Niemand nahm seine Liebe für das schöne Mädchen, mit dem er kaum Gelegenheit zu reden gehabt hatte, für wahrhaft ernst, und so wurde ihm diese Neuigkeit lächelnd und lebhaft mitgeteilt. Er schaute betroffen, verblüfft vor sich hin, sagte kein Wort und sah mürrisch aus, wie es oft seine Art war.

„Nun, Sie Verliebter," nickte Iskender ihm zu, „was machen wir denn nun? — Hängen wir uns?" Iskender klopfte ihm auf die Schulter.

„Hopsa", brummte Jacot. Darauf saß er wieder mürrisch still.

„Rittmeister", sagte er nach einer Weile. „Da schaut's, Herrgott noch einmal, wenn der Mensch Pech hat!" Er begann eine Melodie vor sich hin zu summen.

„Er komponiert," sagte Iskender, „stört ihn nicht." Jacot sang: „Kyrie eleïson," den ersten Satz der musikalischen Messe.

„Marsch Allach — Marsch Allach!" rief der Rittmeister. „Was fällt Ihnen ein, Jacot!"

„Laßt mich", sagte dieser, sang weiter, erhob sich, ging im Zimmer auf und nieder und sang mit ausgebreiteten Armen die ganze Messe zu Ende und entfaltete dabei eine wunderliche Würde.

„Schaut's den Pfaff' an", sagte der Rittmeister lächelnd.

Jacot aber ließ sich nicht stören, und aller Blicke hingen an ihm, es lag etwas Unwiderstehliches, etwas Dämonisches in dem kleinen, gedrungenen Menschen, in seinen dicken, kurzen Händen und dem angestrengt feierlichen Ausdruck seines rosigen Gesichts.

„Die Stimme ist gut," sagte Iskender, „aber er hat zuviel getrunken, das hat sie ihm verdorben, sonst hätte er aufs Theater gehen können."

„Jawohl," rief Jacot zwischen seiner Messe, „ich aufs Theater, das wäre ein Gedanke; da schaut's, Herrgott noch einmal, die Stimme wäre vertrunken, gar nicht." Und weiter fuhr er mit seiner Messe fort und trabte dabei sonderbar auf und nieder.

Die Fenster standen weit offen. Weiche, bewegte Seeluft drang herein.

Jacot blieb vor einem der Fenster stehen und brach die Messe ab, schaute hinaus aufs Meer und sagte: „Wir haben Südwind, da kommen alle Teufel angeschwemmt, alle krepierten, aufgeschwollenen Hunde aus ganz Skutari und Stam-

bul, vom ganzen Bosporus und Goldenen Horn. Alles Ersäufte kommt hier angeschwommen, greulich aufgeschwollen." Er schnitt eine Fratze, die das Gesagte deutlich machen sollte, und war nicht eher zufrieden, als bis ihn alle gesehen hatten. Darauf setzte er sich wieder zur Gesellschaft und versank in dumpfes Brüten.

„Da schaut's, so geht's auf der Welt. Da gibt's Schufte, denen gelingt nichts, nichts für sich, und nichts für andre! Rittmeister, wenn Jacot es nicht getan hat, tut's ein andrer. Nur die Flinte nicht ins Korn werfen. Ich bin ein Elender!"

„Nun, Jacot, Jacot," sagte der Rittmeister, „alter Junge, hol alles der Teufel; aber den Kopf oben halten."

„Hopsa!" erwiderte Jacot und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Damit ging er pfeifend zur Türe hinaus.

Der Rittmeister schaute ihm bedenklich nach. — „Dem ist's mit der Ferdös doch nahe gegangen. So ein Mensch! Hätt's doch net gedacht!"

„Ach was!" Lore Brunquell lachte. „Er wird kein solcher Narr sein!"

„Halt still — Narr oder net, das ist in der Sach' eins. Der arme Kerl hat so'n aufrichtiges Geschau. Ich weiß, wie's ihm ums Herz war, der verbirgt's nicht. Aber brunnentief hat er's, brunnentief! Das ist ein Mensch, dem es nahe geht, wenn er für andre nichts erwischt, der verliert für andre den Mut und freut sich für andre. Ich weiß, wie's um ihn steht. Es ist ihm nie etwas geglückt, dabei das Gemüt wie ein Kind! Er ist so ein Kerl, dem sein Mutterl immer nachlaufen könnt, wenn er eins hätt'. So aber hat er nichts auf der Welt. Man sollte ihm ein Weiberl schaffen!"

Der Rittmeister schüttelte nachdenklich den Kopf.

Der Südwind hatte sich schärfer aufgemacht; Lore Brunquell schloß ein Fenster, und man ging früh auseinander.

Am andern Tag gegen Abend wandelte Obrist im Garten auf und nieder, da sah er Ferdös und Lore Brunquell miteinander aus dem Hause treten. Sie kamen auf ihn zu. Er ging ihnen entgegen und reichte Ferdös die Hand, ohne sie anzureden, um zu vermeiden, mit irgendeinem Wort ihr Herz zu verletzen.

„Ich bitte dich," sagte Ferdös, „nicht schlecht von mir zu denken. Das sollst du nicht. Ich werde dich nicht vergessen, und ich weiß, du bist gut."

„Ja, mein Kind", sagte er. „Ich verstehe dein Herz, glaube mir, du bist der gute Geist, der den Alten vorangeht und die Geige spielt."

„Nein", sagte sie. „Ich führe dich nicht zu den Gräbern, du sollst leben und Schönes schaffen, du sollst glücklich werden."

„So ist es", sagte Lore Brunquell. „Möge es so werden!"

„Du weißt, daß man mich jetzt verheiratet?" fragte Ferdös.

„Ich weiß es. Und es ist dir so recht, du bist es zufrieden?" Obrist lächelte.

„Ja," sagte Ferdös — „da es sein soll, so bin ich es zufrieden. Und weißt du, was ich getan habe? Ich hatte mir etwas ausgedacht." Sie lächelte. „Er darf mich vor der Verheiratung nicht sehen, da ich türkisch werden soll; aber ich weiß, er hätte es gern getan, da habe ich Iskender gebeten, ihm zu sagen, ich sei ja noch nicht, was ich werden soll, daher dürfe er vor der Heirat schon mit mir reden, da war er sehr zufrieden. Iskender führte ihn hinauf in das große Zimmer, dort ließ er ihn. Ich habe ihn mir durchs Schlüsselloch angesehen — und habe bemerkt, daß er ganz eifrig war. Er ging auf und nieder — und fuhr mit dem Taschentuch über die Stirn und strich sich seinen Bart. Dann sah er nachdenklich aus, dann wieder unruhig; aber es stand ihm alles gut. Er war nicht komisch, gar nicht, er gefiel mir, und ich bekam Sorge, daß ich so etwas Dummes mit ihm vorhatte. Da tat sich mit einemmal die andre Tür, die in das Zimmer

zu ihm führte auf und die alte Sklavin von drüben trat herein. Du kennst sie, die mit der schiefen Schulter. Der hatte ich mein weißes Schleierchen umgesteckt und hatte ihr gesagt, sie solle erst in der Tür stehenbleiben, und gar nichts reden, und dann solle sie ihn begrüßen und sagen, daß sie die Braut sei.

Und jetzt schaute ich durchs Schlüsselloch und fürchtete, mein Bräutigam würde recht böse werden.

Die Alte machte es auch genau, wie ich ihr gesagt hatte, und er war so verwirrt, daß er gar nicht bemerkte, wie sie aussah, und wer sie war, bis sie zu reden anfing. Dann schaute er schön auf, lachte und ich mußte auch lachen, so daß er es hörte. Darauf schenkte er der Alten etwas und Iskender kam herein. Der hat sich sehr gefreut, daß es mir so vortrefflich gelungen ist. Er wußte alles."

Obrist lachte. „Nun gottlob", sagte er, dann faßte er wieder ihre Hand. „Ferdös, alles Glück auf dich!" fügte er hinzu.

Ferdös ging wieder ins Haus zurück und Lore Brunquell begleitete Obrist noch bis unter die Feigenbäume.

„Spüren Sie ein wenig von der Ruhe und Harmlosigkeit, in die sich hier Leidenschaften verwandeln können, ohne daß man merkt, wie es eigentlich geschieht und wodurch es geschieht?" fragte sie lächelnd. „Glauben Sie mir, Ferdös hat eine tiefe Liebe zu Ihnen. Ich habe aber versucht, sie in der Unschuld und Vornehmheit zu erziehen, die hier in der Luft liegt. Sie ist dazu bestimmt, zu heiraten, das weiß sie. Mann und Kinder aber bestimmt das Schicksal ihr. Sie ist ganz geduldig und freundlich und weit entfernt davon, zu verzweifeln und zu jammern, und alles hat sich friedlich gelöst, trotzdem sie die Liebe im Herzen trägt. Es ist hier anders als bei euch, einfacher, und die Gemüter sind stärker und weniger zerfahren. In meiner Ferdös liegt eine große Kraft und eine ursprüngliche ruhige Heiterkeit, die sich kaum an der Oberfläche zeigt."

Lore Brunquell war bewegt, als sie dies sprach. Ferdös

winkte ihr vom Fenster aus. Dann nickte sie ihr zu, verabschiedete sich von Obrist und trat ins Haus.

In dieser Zeit wurden alle Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen.

Ein guter Freund aber fand sich seit Tagen nicht ein, und dieser gute Freund war Jacot. Niemand hatte etwas von ihm gesehen, seine Wirtsleute nicht, seine Bekannten nicht. Der Rittmeister fragte hier und dort und lief wie ein unruhiger Geist umher.

Seiner guten Freundin Lore Brunquell sagte er, als sie Jacot vermißte, daß dieser auf einige Zeit verreist sei. „Es ist gut so", hatte der Rittmeister hinzugefügt. „Es ist alles gut, was geschieht — Schicksal."

Während der Vorbereitungen, Arbeiten, lebensvollen Erregungen ward der gute Jacot im Hause der Brunquell fast vergessen. Der Tag der Hochzeit kam. — Obrist und Hans Schmidt sahen sich die Gäste an, blieben aber nur kurze Zeit. Die Braut selbst bekamen sie nicht zu sehen. Wie ein Geheimnis war ihnen die schöne Ferdös entrückt.

Ihren Gatten lernten sie am Hochzeitstage kennen, einen würdigen, unterrichteten, noch jungen Mann, der ihnen einen sympathischen Eindruck machte.

Als Ferdös das Haus ihrer Mutter verlassen hatte, schien beiden Freunden der Garten und alles verödet zu sein. Es schien ihnen, als wäre ein freundlicher Geist geschieden. Über beiden lag eine beinahe schmerzliche Wehmut.

Am Abend vor Sonnenuntergang desselben Tages trat der Rittmeister in das Atelier der Freunde. Er sah auffallend bleich und angegriffen aus.

„Was ist Ihnen, Rittmeister?" fragte Obrist.

„Es ist schon alles vorüber", antwortete er. „Der Südwind hat unsern guten Jacot hier ans Ufer gespült. Die Fischer fanden ihn, ich kam zufällig hinzu — und es ist schon ruhig abgetan. Der arme Narr! Es geht so etwas hier ohne

Aufhebens vor sich. Sie haben ihn fortgetragen. Es braucht es niemand zu erfahren, auch die Brunquellin nicht. Wozu? Die Frau meint, sie habe eine Tat getan, daß sie ihr Mädel einem Moslem gegeben hat. Sie meint womöglich — es wäre damit ein Schritt in der Welt vorwärts getan. Wenn sie's auch net gerad Wort haben würde. Es ist auch gut, warum nicht! Aber was der einzelne tut, um die Welt zu bessern, bleibt immer eine Schrulle, eine Tat wird's nimmermehr. Tut er's in einer Stellung, von der aus er guten und gehörigen Einfluß üben kann, dann ist's anders. Tut er's aber in der Enge, dann ist's keines Opfers wert. Das war's nicht wert, daß der arme Mensch darüber zugrund ging!"

Der Rittmeister erhob sich und wanderte nachdenklich im Zimmer auf und nieder. „Sie braucht's nimmermehr zu erfahren. Da schaut's, da hatte das arme Jacotle denselben Tag mit dem Imam gesprochen, weil er Moslem werden wollt, als er's am Abend mit der Ferdös erfuhr. Ich hab's gewußt, ich hab's gewußt", sagte der Rittmeister und schüttelte wieder wehmütig den Kopf. „Er hatte halt kein Glück. Eins hat er davon getragen. Sie werden ihn jetzt unter den schönen Zypressen unter lauter braven Moslem begraben. So ruhig und friedlich wird das geschehen, wie sie bei uns ein klein's Kindel zur Taufe tragen. Hier gibt's keine schwarzen Kleider, kein Trauergepräng, nichts, nichts davon, gar nichts. Ein rohgezimmertes Särglein, ein bunter Teppich darüber. So tragen sie ihn hin, keine schwarzen Träger, kein schwarzer Pfaff, nichts, gar nichts davon. Unter den Zypressen, da legen sie ihn in seinem weißen Tuch aus dem Sarg in Gottes Erde hinein. Geht's heut abend mit, der Arme ist's wert, daß Sie ihn begleiten. Aber sagt nichts davon. Ihr wißt nichts. Es ist nichts geschehen. Ich hol' euch, wartet auf mich." Damit ging der Rittmeister zur Tür hinaus.

Sechzehntes Kapitel

Das Erstrebte hat sich ruhig entfaltet. Die Zeugen des Leides werden Zeugen der Freude. Ein Wiedersehen, das über dem gewöhnlichen Gang der Dinge steht

Trotz allem, was das Leben mit sich brachte, wurde fleißig gearbeitet. Obrists Bild war beendet, Hans Ludwig Schmidt war auch mit dem seinigen zur eignen Zufriedenheit gediehen. Studien aller Art hatten sich reichlich angesammelt, und ganz unvermerkt war Obrist in ein harmonisches Dasein hineingeraten, in dem gute und schlimme Ereignisse, Arbeit und Ruhe wechselten. Annas erregte Briefe ließen nach. Sie begnügte sich, kurze Nachrichten über sich und die Kinder zu geben. Nur allein Dickchens sehnsüchtiger, leidender Gemütszustand erfüllte Obrist mit Sorge.

Da erhielt er eines Tages von Anna einige kurze Zeilen des Inhalts, daß Freunde, die nach Indien gingen, Dickchen zu ihrem Vater bringen würden.

Wie Anna schrieb, so geschah es; Dickchen wurde gebracht.

Ihre zarte Gestalt schien sich in Glück und tiefster Seligkeit auflösen zu wollen, wie einst in Angst und Unruhe. Wenn sie ihren Vater anschaute, ging es jedesmal wie ein Staunen über ihre Züge: „Das bist du also, so bist du!" schien sie sagen zu wollen.

Vor seinem Bilde gestaltete sich die reizendste Szene.

Dickchen sank weinend ihrem Vater an die Brust, und als er sich sanft von ihr losmachte und sie küßte, sah sie auch auf Hans Ludwig Schmidt, lief auf ihn zu, faßte seine Hand und sagte mit dem innigsten Ausdruck: „Sie haben Wort gehalten."

Eine tiefe Röte flog über ihr Gesicht. Sie scheute einen Augenblick wie forschend auf Hans Schmidt und schmiegte sich wieder an ihren Vater an.

Dickchen nahm Ferdös' Stelle in Haus und Garten ein und belebte mit ihrer sanften Fürsorge das Heimwesen der beiden Freunde.

So wohnten drei glückliche Menschen am Marmarameer. Es war eine Zeit, die sich für alle drei lebenswert gestaltet hatte. Die Herzen waren von Dankbarkeit, Zärtlichkeit, Fürsorge zueinander erfüllt. Die Arbeit gedieh. Gesundheit und Lebensmut waren unmerklich eingezogen. Dickchen schrieb an ihre Mutter:

„Meine liebe Mutter! Mein liebes Schwesterchen!

Es ist schön hier. — Er ist wohl und glücklich. Er ist, wie ich es immer geträumt hab', daß er sein könnte. Nach langem Regen und langer Kälte und Trübe ist die Sonne gekommen und alle Vögel singen; so ist es mir zumute.

Ach, tue alles für ihn, was du kannst, ohne Leiden, ohne Qual, mein Mütterchen! Es ist kein Leiden, einem geliebten Menschen zu helfen. Laß ihn so frei sein, wie er jetzt ist. Und sei mir nicht böse, daß ich Dich bitte. Sähest Du ihn, Du zögertest nicht, Du tätest alles und könntest alles tun! Er bleibt Dein Freund, wie der meine. Er ist so gut. Wenn Du sein Bild siehst und alles, was er hier getan hat, wirst Du glücklich sein. Und der, dem wir danken, daß es ihm so gut jetzt ist, der ist auch wohl und zufrieden, und es ist ein wahres Himmelsglück hier.

Ach, mein Muttchen, hilf ihm. — Laß es nicht wieder werden, wie es war! Gib Dir und ihm Frieden — und alles wird gut. Ich weiß schon wie.

Dein Dickchen, Dein Schwesterchen."

Nach einiger Zeit, Anna hatte auf Dickchens Brief nicht geantwortet, hatte auch an Obrist nicht geschrieben, kamen einige Zeilen von ihr:

„Alles wird geschehen. — Du sollst sehen, wenn ich Dir auch ein unbequemes Menschenkind war, so wirst Du mir noch sehr gut werden, das sage ich. Ich will das tun, was Dir Glück und Ruhe bringen soll. Es wird eine Scheidung

zwischen uns gemacht, wie es recht ist. Das Gericht wird seine Nase in unsre Angelegenheit stecken und beurkunden, daß wir eine außerordentlich unglückliche Ehe führten, unglücklicher, als es statthaft ist, daß Du mir ausgerissen bist und so weiter. Das soll mich nicht mehr anfechten. Ich habe, was zu überüberwinden ist, gottlob überwunden. Nun sieh Du zu, ob Du aus einem geplagten Gatten ein guter, treuer Freund werden kannst. Ich bin mit dem Tausch zufrieden. Die Sonne scheint wieder. Jetzt mögen sie kommen und uns feierlich scheiden und wichtige Gesichter ziehen und Umstände machen. Mir ist's gleich — der Spuk erschreckt mich nicht. Zorn und Wut oder Bitterkeit oder Gedemütigtsein ist nicht in mir, kein Hauch davon. Mein Leben ist ausgefüllt — ich habe meine Kinder. Und hast Du ein freundliches Gefühl für mich, wenn Du Dir Zwang und Last von unsrem Verhältnis zueinander wegdenkst, so scheue Dich nicht und glaube nicht, daß nun Entfremdung zwischen uns treten müsse. Gib mir Dein Wohlwollen und Deine Freundschaft, wie ich Dir die meine gebe — und sei uns immer willkommen. Ich verstehe es doch nicht, ein böses Weib zu sein und nicht ein ernstes und nicht ein unglückliches. Es wird auch mit der Scheidung keine erschreckliche Geschichte werden.

Ich werde alles, was zu tun ist tun, rate mir nur. Grüße das gute, glückliche Dickchen. Deine Anna."

Obrist las den Brief und gab ihn Hans Ludwig Schmidt. Der überflog ihn und rief: „Sie ist und bleibt ein köstliches Weib! Das ist geniale Harmlosigkeit, die fühle ihr eine nach. So habe ich es gedacht, daß sie alles auffassen müßte, wenn sie sich treu bliebe. Auch die Stimmung in den Briefen, in denen sie dich drängt, zu kommen, ist ursprünglich und frisch wie eine Quelle."

Dickchen nahm den Brief in die Hand und preßte ihn, als sie am Fenster stand, an die Lippen.

Ein ganzes Jahr blieben die beiden alten Freunde und ihre junge Gefährtin, die wie ein guter, fürsorgender Geist alles tat, was Ruhe und Wohlbehagen erhöhen konnte, im Hause am Marmarameer. Die Scheidung war längst gesetzlich vollzogen. Anna schrieb ruhige, friedliche Briefe, berichtete von den Kindern und ihrer Arbeit, schrieb glückselig über Obrists Bild, das sie in der Ausstellung gesehen hatte, schrieb vom Geheimrat, den sie davor angetroffen hatte, und der vor Freude ganz außer dem Häuschen war.

Der zweite Sommer, der sie in dem weltvergessenen Garten der Lore Brunquell wie unversehens überraschte, brachte allen dreien Sehnsucht nach der Heimat, der sie nicht widerstehen wollten. Sie hatten alles vollauf genossen und es zog sie zurück. Dickchen war viel mit Ferdös zusammen gewesen und hing mit ganzem Herzen an dem lieblichen Geschöpf, das ihr selbst so wunderlich glich. Sie erzählte oft den beiden Freunden von ihr, wie sie ihr Hauswesen führe, wie hübsch es bei ihr sei und wie ruhig und friedlich alles in ihrer Nähe zuginge.

So standen sie den letzten Abend auf der Terrasse vor dem geliebten Hause, Obrist, Hans Ludwig Schmidt und Dickchen. Die Sonne ging unter und alles strahlte in warmen, tiefen Farbentönen. Da schlang Dickchen den Arm um den Hals ihres Vaters und sagte mit einer seligen Stimme: „Was hab' ich schon Schönes erlebt! Dich habe ich! Du bist gesund und froh — und meine liebe Mutter ist so gut und war so gut. Die Ferdös habe ich hier gefunden und —“ Sie wollte weitersprechen, brach aber ab, sah auf Hans Ludwig Schmidt und sagte leise: „Nicht wahr, er hat alles — alles für dich getan.“

„Ja, mein Herz“, erwiderte der Obrist.

Hans Ludwig Schmidt hatte abgewendet gestanden, jetzt trat er langsam herzu und strich Dickchen zaghaft, während

sie ihren Vater umschlungen hielt, über das Haar. „Süßes Kind", sagte er. Dickchen blickte ihn ganz ruhig lächelnd an, löste die Hände von der Schulter ihres Vaters und sank Hans Ludwig Schmidt an die Brust.

„Hans," sagte Obrist, „nun hast du auch etwas, endlich einen Dank."

Anna war diesen Sommer mit den Kindern in ein bayerisches Dorf gezogen, nach Obersdorf im Algäu, um die Ferien zu genießen. Sie hatte ein Haus gemietet, das mitten auf einer frischen Wiese lag, die von hohen Nußbäumen beschattet wurde.

Unter den Bäumen sah man Gestalten laufen und im hohen Grase lagen sommerfrische Buben und Mädchen mit rosigen warmen Gesichtern. In die Haustür trat hin und wieder eine helle Frauengestalt und schaute hinaus. Alle schienen sie in Erwartung; die Buben wälzten sich in dem blühenden Gras, kauten an Halmen und vertrieben sich die Zeit, so gut es gehen mochte; aber alle lagen sie in lauernder Stellung und huschten und reckten sich und blinzten mit den Augen und hielten die Hände als Schutz davor.

Mit einem Male ein Jubelton — und sie liefen davon, einem bestimmten Ziele zu, auf drei Gestalten zu, die den sich schlängelnden Wiesenweg entlang gingen. Mit diesen vereinigten sie sich. Freudentöne, Umarmungen, ein heftiges Durcheinander! Die hellgekleidete Frau trat aus der Tür, blieb ruhig und gelassen stehen und ließ alle auf sich zukommen. Dickchen flog ihr entgegen und wurde von ihr mit zärtlichen, lebhaften Küssen bedeckt. „Mein liebes, glückliches Kind!" flüsterte sie.

Obrist kam von den übrigen Kindern umringt. Anna ging ihm befangen lächelnd entgegen und sagte: „Willkommen, mein guter Freund!" Er reichte ihr die Hand. Sie begrüßte Hans Ludwig Schmidt herzlich.

Jede ihrer Bewegungen war von einer liebenswürdigen

Sicherheit geleitet. Sie benahm sich durchaus gelassen und heiter, als empfinge sie liebe Gäste. Es wurde erzählt und geplaudert. Später führte sie Obrist und Hans Ludwig Schmidt ins Haus, damit sie ihre Arbeit, die sie vorhatte, betrachteten und ihr rieten. Mit Erstaunen und mit einer wunderlichen Achtung betrachtete Hans Ludwig Schmidt die Frau.

„Frau Anna," sagte er, als er sie sinnend unter einem der herrlichen Nußbäume stehen sah und auf sie zutrat, „ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll — ich weiß nicht, was ich sagen soll! Ich bin überrascht, wie alles sich gestaltet, durch Sie gestaltet hat."

Anna lächelte und sagte: „Sie verstehen mich nicht — und alles ist so einfach. Glauben Sie, daß ich mit mir selbst jetzt im Kampfe liege? Gewiß nicht. Ich bin völlig ruhig, alles ist abgetan. Ich verstehe das Schicksal und gebe mich ihm hin." Sie reichte ihm die Hand. „Hans Ludwig Schmidt," sagte sie bewegt, „machen Sie mein gutes Kind glücklich. Seien Sie gütig gegen sie, ihr Herz ist zarter als das meine und verlassen Sie Heinz nicht, halten Sie die Hände über ihn."

„Wir bleiben beieinander", antwortete Hans Schmidt trocken. „Wenn Dickchen meine Frau ist, erst recht. Wir drei sind ein Haus, und ihr seid ein Haus. Wer sich sehen will, der sieht sich. Wir werden gewiß gute Freunde sein und, wer weiß, mehr voneinander haben, als es sonst der Fall gewesen wäre."

„Wer weiß es", sagte Anna freundlich lächelnd; „möge es das Schicksal geben! Aufnehmen soll man das Schicksal, annehmen, nicht ihm widerstehen."

Ullstein & Co

Berlin SW 68

	DATE DUE		
		APR 23 1984	